

die Heimat  
KREFELDER JAHRBUCH



JAHR-  
GANG **52**





# KLEINWEFERS

## Erfolg kommt nicht von ungefähr

Wir sind zwar nicht über Nacht bekanntgeworden. Im Gegenteil. Kleinewefers kennt man schon seit mehr als 100 Jahren. Aber unsere Mitarbeiter sind bekannt dafür, daß sie ein Problem nicht ruhen läßt, bis sie eine Lösung gefunden haben. Und manchmal machen sie sogar die Nacht zum Tage.

Diese Einstellung hat Kleinewefers zu dem gemacht, was unser Unternehmen heute ist: ein Partner, auf den man sich verlassen kann, der den unterschiedlichsten Industriezweigen immer wieder neue Impulse gibt. Ein Unternehmen, das auf den wichtigsten Märkten der Welt zu Hause ist. Mit Tochterfirmen, Beteiligungsgesellschaften, Lizenznehmern und Vertretungen. Und vor allem mit zuverlässigen Mitarbeitern, die solche Erfolge möglich machen.

### KLEINWEFERS

seit 1862

Kleinewefers GmbH  
Postfach 1560 · D-4150 Krefeld

K 397

# die Heimat



Zeitschrift für  
niederrheinische  
Kultur- und  
Heimatspflege

Herausgegeben vom  
Verein für Heimatkunde  
in Krefeld

Schriftleitung  
Oskar Burghardt  
Reinhard Feinendegen  
Heiner Kaltenmeier

Jahrgang 52  
Dezember 1981

ISSN 0342-5185

## Inhalt

---

### Beiträge zur Geschichte

---

Theo Schultes	23	Ihm gehörte nicht nur der Forstwald
Guido Rotthoff	44	Das erste Krefelder Armenhaus
Ludwig Blum	46	Johannes Blum — Krefelder, Bauer und Parlamentarier
Rudolf Besouw	47	Gottfried Buschbell — aus seinen Lebenserinnerungen: sein Studium an der Universität Berlin im Sommersemester 1893 und der Abschluß seiner Studien an der Akademie Münster i. W. (Promotion und philologische Staatsprüfung)
Günter Janß	57	Als Moers und Krefeld preußisch wurden
Günter Janß	62	Christbräuchliches Begräbnis für einen Katholiken
Ludwig Blum	98	Wilhelm Stefen, der letzte Bürgermeister von Fischeln
Friedrich Gorissen	99	Reiseberichte von Krefeld und seiner Umgebung
Günter Schwabe	104	Alexander von Heimendahl
Fedor Eberlein	123	Des eisernen Kanzlers Denkmal
Guido Rotthoff	130	Die Glasgemälde von Hermann op den Graeff
Ludwig Blum	146	125 Jahre Mariensäule auf dem Marienplatz in Fischeln
Paul Stüben	166	Waren bereits im ersten Jahrhundert Christen am Niederrhein?

---

### Kunst

---

Walter Schmitt	63	Erinnerungen an Heinrich Nauen
Werner Böcking	137	Gustav Ruhнау — Leben und Werk
Walter H. Rueb	149	Fritz Huhnen — ein Kind der Rheinischen Sezession

---

### Krefelder Perspektiven

---

Renate Wilkes	7	Von Oktober zu Oktober
Werner Ross	13	Eine rheinische Jugend
Ernst Köppen	26	Wilhelm Aerts (1885—1964) — Schulmann und Naturforscher
Rolf-Bernd Hechler	27	Die Denkmalpflege braucht ein Gesamtkonzept
Bernd Erich Brinkmann	67	Erinnerungen eines Lokführers
Hermann Stoffeis	71	Musik für Großes Orchester in Krefeld von 1945 bis 1950
Roland F. Schlüter	79	Seit 620 Jahren Markt in Krefeld
Otto-Eugen Lacour	82	Die Stadtbücherei Krefeld in ihrem Lebensraum
Otto Brües	85	Solidität
Hans Vogt	87	75 Jahre Rheinhafen in Krefeld
Manfred Schmid	108	Et es den Osel in de Wält — Vuel Papier on wenig Jäld
Otto Brües	122	Ein Lehrer aus Mörs
Paul Kleinewefers	127	Der Krefelder Theaterbauverein — Bau eines neuen Stadttheaters 1950—1952
Franz Nießen	142	Uerdinger Bürgerinitiativen im 19. Jahrhundert
Ernst Köppen	150	Willy Süper — Stabstrompeter und Musikunternehmer
Georg Opdenberg	161	Über das Auffinden von historischen Grenzsteinen
Arthur Klein	167	Franz Heckmanns — 10. 6. 1892 — 20. 9. 1981

---

### Zwischen Rhein und Maas

---

Kurt Rehneit	134	Das Zierliche Wollgras, <i>Eriophorum gracile</i> (KOCH 1800) — Zur Verbreitung und Vergesellschaftung im Gebiet des Niederrheins
Ernst Schraetz	153	Praktischer Naturschutz — Fünf Jahre Bezirksverband Krefeld — Viersen e. V. im Deutschen Bund für Vogelschutz





Unser Titelbild zeigt einen Ausschnitt aus dem handgewirkten Bildteppich „Vase mit Paravent und zerbrochenem Ei“ von Gunter Dolch (1966; Sammlung Dr. P. Löffler, Zürich; 120 x 170 cm). Der in Krefeld lebende Tapissier, von 1961–1964 Schüler an der Krefelder Werkkunstschule bei Professor Gerhard Kadow, setzt mit seinen Arbeiten der textilen Kunst — gewebte Poesie — die Tradition eines alten Kunsthandwerkes in unserer Stadt fort. Seine sichtbare öffentliche Anerkennung fand es im Frühjahr 1981 durch die Eröffnung des Deutschen Textilmuseums in Linn.  
(Aufnahme: W. Motté, Krefeld)

---

## Mundart, Gedichte, Erzählungen

---

Theodor Plückerbaum	84	der schokker
Theo Wierichs	103	Die Kro-estrek
Hannes Martens	103	Räkene
Hannes Martens	103	Wönktermeddig
Hannes Martens	103	ohne Titel
Hannes Martens	103	Öt kiert sech alles
Leonhard Jansen	147	Weg durch das Land
Fritz Edmund Wagemann	148	Tullia
Hannes Martens	158	Na Huus
Theo Wierichs	158	Op Besük
Hannes Martens	158	Op dö Kirkhof
Theo Wierichs	158	Vi-ero-evend
Aletta Eßer	158	Schenenlager
Jakob Engels	159	Theese Mari

---

## Aus dem Heimatleben

---

Reinhard Feinendegen	168	Der Verein für Heimatkunde 1960/81
	169	Bücher
	178	Personalien / Jubiläen
	183	Die Autoren
	184	Quellen- und Bildnachweis





„Die Heimat“ wird herausgegeben vom Verein für Heimatkunde e. V. Krefeld, 1. Vorsitzter ist Dr. Reinhard Feinendegen, Gertrudisstr. 14, F 53170, 2. Vorsitzter Dr. Heinz Büsch, Ostwall 85, F 86/2956, Schriftführer Theo Schultes, Marktstraße 76, F 773666, Kassenwart Heinz Kürvers, Stippergath 46, F 52462; weitere Vorstandsmitglieder sind Dipl.-Kfm. Heiner Kaltenmeier als Schriftleiter der „Heimat“, Luth.-Kirch-Straße 57-59, F 12 46, Dr. Oskar Burghardt als weiteres Mitglied

der Schriftleitung, Dr. Hans Marchand, Dr. Eugen Gerritz und Dr. Guido Rotthoff. Der Verein erhebt einen Jahresbeitrag von DM 20,-; darin ist der Bezug der „Heimat“ eingeschlossen. Zahlungen werden erbeten auf ein Konto des Vereins (Sparkasse Krefeld 309617, Postscheckamt Köln 107175-508).

„Die Heimat“ erscheint jährlich im Dezember. Für Nicht-Mitglieder sind die Hefte außer beim Kassenwart des Vereins auch bei den Krefelder Buchhandlungen zum Buchhandelspreis zu beziehen. Der

Kassenwart vermittelt auch frühere Jahrgänge. Die Anzeigenverwaltung liegt in Händen des 2. Vorsitzters.

Die Autoren vertreten ihre Beiträge selbst.

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Das Recht an den Bildern bleibt den Fotografen oder den Eigentümern der Vorlagen vorbehalten.



## Liebe Leser!

Sie halten „Die Heimat“ 1981 in Händen. Ob sie Ihnen gefällt? Wir würden es gerne wissen und sind für jede Äußerung dankbar, ganz gleich, ob sie nun von einem „alten“ „Heimat“-Leser stammt, der viele Vergleichsmöglichkeiten hat, oder von einem „brandneuen“.

Gerne würden wir die Auflage unserer Zeitschrift weiter steigern. Bitte helfen Sie uns bei unseren Bemühungen und weisen Sie in Ihrem Bekanntenkreis auf unsere Hefte hin. Eine bessere Werbung als die über zufriedene Leser gibt es nicht. Leider können wir den Bezugspreis nicht senken – die Tendenz geht eher in die umgekehrte Richtung –, obwohl unsere Schriftleitertätigkeit ganz ehrenamtlich ist und die Autoren nur ein minimales „Tintengeld“ bekommen. Die allgemeine Geldnot der öffentlichen Haushalte hat dazu geführt, daß unsere Zuschußgeber (Stadt Krefeld, Landschaftsverband Rheinland, Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz) uns weit weniger Geld zur Verfügung stellen konnten als in den Vorjahren. Trotzdem danken wir ihnen herzlich, ebenso den Inserenten, die uns treu geblieben sind oder erstmalig eine Anzeige aufgegeben haben. Daß unser Herausgeber, der „Verein für Heimatkunde Krefeld“, fast das

gesamte Beitragsaufkommen in „Die Heimat“ steckt, versteht sich schon seit langem von selbst.

Wir halten unser „Krefelder Jahrbuch“, wie „Die Heimat“ seit dem vergangenen Jahr im Untertitel heißt, nach wie vor für notwendig, besonders in einer Zeit, in der das Verständnis für den heimatlichen Raum, die Bewahrung der vertrauten Landschafts- und Stadtbilder, die Erforschung der geschichtlichen Zusammenhänge wieder zu wachsen scheint. Wir freuen uns über die vielen jungen und älteren Autoren, die uns ihre Beiträge über Krefeld und das gesamte Niederrheingebiet zur Veröffentlichung übergeben haben. Ihnen gilt unser besonderer Dank, in den wir auch alle diejenigen einschließen, deren Bilder wir abdrucken durften. Schließlich muß die Firma van Acken genannt werden, die wieder einen beträchtlichen Anteil daran hatte, daß dieses Heft erscheinen konnte.

An Mühe haben wir es nicht fehlen lassen; für die Fehler und Unzulänglichkeiten, die Sie trotzdem entdecken mögen, bitten wir um Nachsicht. Vor allem wünschen wir Ihnen, daß das Lesen viel Freude macht und reichen Gewinn bringt.

Oskar Burghardt  
Reinhard Feinendegen  
Heiner Kaltenmeier



Deutsches Textilmuseum Krefeld-Linn, eröffnet 1981



# Von Oktober zu Oktober

von Renate Wilkes

Aufatmend lehnten sich am 6. Oktober 1980 die Politiker zurück. In atem- und zeitraubender Abfolge hatten sie vier Wahlkämpfe mit unterschiedlichsten Ergebnissen absolviert, zuletzt den zur Bundestagswahl am 5. Oktober. Den Parteistrategen war anschließend klar: In Krefeld werden Wahlen mit hoher Beteiligung der Wähler jeweils knapp entschieden. Doch je höher die Wahlbeteiligung, desto stärker steigen die Chancen für die SPD. Deren Kandidat, Volkmar Kretkowski, hatte das Direktmandat des Wahlkreises Krefeld an sich ziehen können, während Oberbürgermeister Hansheinz Hauser für die CDU per Listenplatz in den Deutschen Bundestag einzog. Bei geringerer Wahlbeteiligung hatte sich die pflichtorientierte Staatstreue der CDU-Anhängerschaft bewährt. Sie ging zur Urne und hatte so bei der Kommunalwahl zuvor der CDU gar die absolute Mehrheit im Stadtrat beschert.

Solch aufschlußreichen Statistikbeleuchtungen konnten sich die Politiker nicht allzu lange hingeben. Ganz andere Rechenkünste waren gefragt. Es galt, die Finanzwirtschaft der öffentlichen Hand aus vollem Lauf abzubremesen. Es waren nicht allein die weltweiten Krisenerscheinungen der Wirtschaft, die sich im Stadtsäckel niederschlugen. Man hatte 35 Nachkriegsjahre lang allerlei Wachstum produziert, auch das Schuldenwachstum. Das Resultat drückte nun bei knappem Geld schwer. Es wird auch auf städtischer Ebene ein hartes Brot und eine demokratische Bewährungsprobe sein, mit absoluter Mehrheit den Mangel zu regieren und verwöhnte Interessengruppen aller Art mit kleineren Finanzgaben oder Absagen zu bedienen.

Unter diesen Vorzeichen bleibt so manches im Ungewissen. Am 1. Oktober 1980 berichten die Krefelder Zeitungen über die

Eröffnung des neuen Uerdinger Berufsschulzentrums. Freilich galt die Feier nur einem ersten Bauabschnitt. Wann der zweite finanziert und gebaut werden kann, ist auch nach Ablauf eines Jahres noch offen. Professor Dr. Hubertus Brünner aus Mainz soll nach dem Willen des Stadtrates Nachfolger von Professor Dr. Wolfgang Schega als Leiter der Chirurgischen Kliniken der Städtischen Krankenanstalten werden. Aus dem Vorschlag wird später ein vollzogener Beschluß. Das Staatliche Veterinäruntersuchungsamt in Krefeld entdeckt Östrogen-Rückstände in kalbfleischhaltiger Babynahrung und löst damit einen bundesweiten Skandal aus. Der Kalbfleischkonsum geht drastisch zurück. Sogar die EG-Kommission in Brüssel beschäftigt sich mit unseriösen, gesundheitsschädlichen Praktiken in der Kälbermast. 195 Beschäftigte der Firma „Benteler Rohr“ an der Düsseldorfer Straße erwarten ihre Kündi-

Der Schlager der Saison waren für viele Krefelder und Gäste die regelmäßigen Schluff-Fahrten zum Hülser Berg. Auch zu vielen

Gesellschaftsreisen wurde der traditionsreiche Zug gechartert. Es gelang sogar seinen Start ab Hauptbahnhof zu ermöglichen.





gung. Der Betrieb wird zum Jahresende geschlossen. Stadtkämmerer Kurt Honnen legt für 1981 einen Etatentwurf vor, der mit einer Gesamtsumme von 767 Millionen Mark bilanziert, und merkt an, man habe in Krefeld in den letzten 20 Jahren über die Verhältnisse gelebt. Der Monteur Heinrich Thomassen erreicht auf abenteuerlichen Wegen glücklich die heimatliche Wohnung in Stratum. Er war beim Ausbruch des Krieges zwischen Iran und Irak zwischen die Fronten geraten. Traars Volksschule, 1838 errichtet, erlebt nach glücklich abgewendeten Abbruchabsichten ein Comeback: Sie wird zum neuen Pfarr- und Jugendheim ausgebaut. Die Krise in der Textilindustrie schneidet wieder ein Stückchen vom restlichen seidenen Faden ab, an dem Krefeld einst hing: Die Konfektionsfirma Helmut Rosenberger meldet Konkurs an. 162 Arbeitsplätze sind betroffen. Wilhelm de Schmidt, ehemals Leiter des Liegenschaftsamtes der Stadt und Vorsitzender des Katholikenausschusses der Region Krefeld, stirbt am 24. Oktober. Das alte Wasserwerk II an der Gladbacher Straße wird abgebrochen. Die weltweite Flaute in der Stahlindustrie reicht bis Krefeld: Die Thyssen-Edelstahlwerke kündigen für 1400 Mitarbeiter Kurzarbeit an. Professor Günther Edler wird neuer Leiter der Fachhochschule Niederrhein. Er löst seinen Kollegen Karlheinz Brocks ab, der mit Bravour die schwierige Gründungsphase meisterte. Die Kriminalpolizei fängt den „harten Kern“ der „Dachdeckerbande“, deren Mitgliederzahl auf 68 Köpfe beziffert wird und auf deren Konto rund tausend Straftaten am Niederrhein und in der Eifel kommen sollen.

Der 11. im 11. wirft seine Schatten voraus. Aus dem Reich der Narren wird gemeldet, daß Wolfgang und Brigitte Spitz die Regentschaft der Karnevalssession übernehmen sollen. Der Fuhrpark muß angesichts von Frost und Schnee zum Streudienst ausrücken. Im Jugendamt hat man errechnet, daß die Betreuung der 430 Krefelder Heimkinder zehn Millionen Mark im Jahr kostet. Der Verkehrsverein beschließt, seinen Ehrenpreis „Pro salute civitatis“ für vorbildliche Leistungen auf dem Gebiet des Umweltschutzes dem Verein Linker Niederrhein und der Firma Bayer zu verleihen. Tierfreunde bringen immer neue Igel in den Zoo in der Hoffnung, daß die Fundtiere dort vor dem frühen Wintereinbruch in Sicherheit sind. Pfarrer Martin Niemöller und der Ex-Bundeswehr-General Bastian sind Teilnehmer einer Tagung, zu der die Deutsche Friedensunion ins Seidenweberhaus eingeladen hat. Bei diesem Anlaß wird der „Krefelder Appell“ geboren, für den im Lauf der kommenden Monate Hunderttausende Unterschriften gesammelt werden und der schließlich den Verfassungsschutz und den Bundestag beschäftigt. Das Papier richtet sich gegen nukleare Rüstung, wird



Vor dem drohenden Abriss bewahrt wurde eins der ältesten Krefelder Schulhäuser. Es soll künftig der Pfarrgemeinde Traar als Heim dienen und wurde umgebaut und erweitert. Instandgesetzt wurde auch die Uhr auf dem Dach.

Eine große Trauergemeinde nahm an der Beisetzung von Stadtdirektor a. D. Theo Fabel teil. Unser Bild zeigt ihn auf seinem Stammplatz auf der Grotenburg-Kampfbahn, von wo aus er jedes Bundesligaspiel miterlebte.



zur Flagge der neuen Friedensbewegung und gilt als ursprünglich kommunistisch ferngelenkt. Nicht allen Krefeldern gefällt, daß die Stadt auf diese Weise monatlang in die Nachrichten kommt. Papst Johannes Paul II. besucht die Bundesrepublik. Rund 3000 Krefelder sehen das Oberhaupt der katholischen Kirche in Köln. Generalmusikdirektor Lothar Zagrosek kündigt seinen Abschied von Theater und Niederrheinischen Sinfonikern an. Er wird Chefdirigent des österreichischen Rundfunk-Sinfonie-Orchesters. Bei einem Brand in einer Textil-Ausrüstungs-Firma an der Girmesgath entsteht ein Schaden in Millionenhöhe. Die Dauerkrise im Krefelder Eishockey liefert neuen Gesprächsstoff. Vorsitzender und Schatzmeister treten nach wenigen Monaten Amtszeit zurück, ohne zuvor Vorstandsmitglieder zu informieren. 600 Kinder vom Niederrhein kommen zum Laternenwettbewerb nach Krefeld. Die Firma Kaether, die seit rund 30 Jahren in Uerdingen Stahlfenster produzierte, geht in Konkurs. 86 Mitarbeiter werden arbeitslos.

Auf dem Platz an der Alten Kirche wird Anfang Dezember ein kommerzieller Weihnachtsmarkt eröffnet. Am Weihnachtsgeschäft haben auch Polizei und Politessen ihren Anteil. Falschparker werden mit einer Flut von „Knöllchen“ überschüttet, Autos zu Dutzenden aus der Innenstadt abgeschleppt. Das Theater klagt über Mangel an Probenräumen. Homosexuelle sind in Mode. Auch in Krefeld sieht das Publikum im Seidenweberhaus oder im Haus Blumenthal den Herren Damen zu, die sich auf der Bühne produzieren. Dettmar Dunkhorst ist erst seit wenigen Monaten Chef im Seidenweberhaus, da wird schon an seinem Ast gesägt. Der Geschäftsführer wirft schließlich das Handtuch. Unerwartet bekommen die Oppumer Hauptschüler frei. Die Sandbergschule steht in Flammen. In Verberg entbrennt der Streit um einen Misthaufen. Der akute Fall zeigt, daß die Existenz der letzten Bauern zwischen den Bungalows wegen Lücken in Bebauungsplan-Anweisungen gefährdet ist. Dechant Hubert Hönings, Pfarrer an St. Martin, wird zum Domkapitular ernannt. Die Stadtwerke eröffnen ihr neues Heizwerk an der Schwertstraße. Daß es mit Öl betrieben wird, kann die Preise für die Fernheizung nicht gerade senken. Die Wiederaufnahme der Schluff-Fahrten zum Hülsberg rundet sich zur Erfolgzahl: Zum 100sten Male orderten Krefelder den Zug zu einer Gesellschaftsfahrt. Nach dem Weihnachtsfest zieht der Einzelhandel Bilanz: 60 Millionen Mark teuer waren die Geschenke, die Krefelder und Zugereiste in den Vorwochen des Festes erstanden. Katharina Niessen, Wahrsagerin vom Frankenring, prophezeit zum Jahreswechsel: „Die nächsten Jahre werden hart!“

Im Januar trauert Krefeld um den ehemaligen Stadtdirektor Theo Fabel. Seine vielen





Die alte Halle des „Staedt. Electricitaetswerk“ auf dem Gelände der Stadtwerke an der Hansastraße hat ihre Zukunft hinter sich. Zwar wird das Gebäude als denkmalswürdig angesehen, doch fehlt das Geld für seine Instandsetzung ebenso wie eine Idee für eine sinnvolle Verwendung, die gleichzeitig finanzierbar ist.



Der Bundestagsabgeordnete Hauser hat über den Oberbürgermeister gesiegt. Am 14. Januar 1982 will Hansheinz Hauser — wie bereits vor Monaten angekündigt — sein Amt als Stadtoberhaupt niederlegen. Bäckermeister freilich bleibt er bis ans Lebensende, wie er es hier Kindern in der eigenen Backstube demonstriert.

Freunde und weniger Gegner bescheinigten ihm einhellig, daß er unbestechlich und mit gelassenem Mut seines schwierigen Amtes gewaltet hatte. Unter Polizeischutz wird das „Material“ zu einer Munch-Ausstellung im Kaiser Wilhelm Museum angeliefert. Die Arbeitsgemeinschaft der Krefelder Karnevalsvereine wird 25 Jahre alt. Und wieder wirft eine Textilfirma das Handtuch. Der Konfektionsbetrieb Josef Knuf meldet Konkurs an. 100 Frauen werden Schwierigkeiten haben, einen ähnlichen Arbeitsplatz in Krefeld zu finden. Im Palais du Luxembourg in Paris wird die Ausstellung „Gallien und die Spätantike“ gezeigt. Dazu hat das Linner Archäologie-Museum etliche Stücke belgetragen. Die Stadt erlebt einen kurzen, aber echten Winter mit gehörigen Portionen Schnee und Eis. Vier Rauschgift-händler aus Krefeld und Umgebung stehen vor dem Richter. Sie hatten nachweislich im Laufe der Zeit 100 Kilo „Stoff“ aus Holland zu amerikanischen Soldaten in den Hunsrück transportiert. Der Krefelder Hans G., Stadtbeauftragter des Malteser-Hilfsdienstes, wird wegen Veruntreuung von Geld verhaftet. Monate später steht G. in Aachen zusammen mit dem Diözesanleiter des MHD vor Gericht. Die Sparkassen in Willich und Nettetal bleiben Sieger in einem Rechtsstreit. Sie müssen sich nicht — wie der Landes-Wirtschaftsminister dies angeordnet hatte — der Sparkasse Krefeld anschließen.

Die Karnevalsgesellschaft „Möhlendorp“ feiert mit dem Jubiläum ihres 100jährigen Bestehens in den Februar hinein. Mitten in der närrischen Session wird das Bier je Glas um zehn Pfennige teurer. Im Kaiser Wilhelm Museum erweist sich die Ausstel-

lung mit Werken des Malers Edvard Munch als Publikumsmagnet. Was wird aus der alten Halle des „Staedt. Electricitaetswerk“ auf dem Gelände der Stadtwerke an der Hansastraße? Sie soll abgerissen werden. Es wird darüber diskutiert, wenigstens den Giebel zu konservieren. Die Bayer-Kicker befinden sich auf dem absteigenden Ast der Bundesliga. Sie verlieren auf eigenem Platz 1:3 gegen Schalke. Die Polizei hat alle Hände voll zu tun, die berühmten Schalke-Fans, die mit der Bahn angereist sind, in Schach zu halten. Die Kette der Pleiten findet eine Fortsetzung: Die 375 Mitarbeiter der Maschinenbaufirma Peltzer und Ehlers stehen auf der Straße. An der Ecke Ostwall/Neue Linner Straße wird das Brinkhaus abgerissen. Die Deutsche Bank will ihre Hauptstelle mit einem Neubau erweitern, der sich an die vorhandene Fassade anpaßt. In traurigem Zustand befindet sich der Backeshof an der Kempener Allee. Große Teile des Hauses stehen leer. Der ehemals hübsche Wintergarten ist fast völlig zerstört. Im Stadtrat kann man sich zu keiner Entscheidung über die künftige Verwendung durchringen. Die Polizei hat Bilanz gezogen: 1980 ist die Kriminalität in Krefeld auf eine neue Rekordhöhe geklettert. Unter der glatten Oberfläche der Stadt ist zu sehen, daß Krefeld mit seiner Kriminalitätsrate im Lande eine Spitzenstellung einnimmt. Im Zoo wird der Tod des Löwen „Tasso“ betrauert. Er war Vater von 25 Kindern, Enkel des Symboltieres der Filmfirma Metro-Goldwyn-Mayer und wurde mit 20 Jahren steinalt. Ulrich Nordbeck wird neuer Polizeidirektor. Die Stadt meldet, daß 1980 die Einwohnerzahl Krefelds um 1 474 auf 231 676 gestiegen ist. Der Düsseldorfer Flughafen Lohausen meldet, daß 224 000

seiner Fluggäste des Jahres 1980 aus Krefeld kamen.

110 000 Zuschauer bejubeln Anfang März den Rosenmontagszug. Die 28jährige Hannelore Mittrach wird nach einem Ehestreit von ihrem Mann erschlagen. Oberbürgermeister Hansheinz Hauser kündigt für Januar 1982 seinen Rücktritt an. Er will sich demnächst vor allem um seine Aufgaben als Bundestagsabgeordneter kümmern. Ein Nachfolger steht mit dem CDU-Fraktionsvorsitzenden Dieter Pützhofen schon in den Startlöchern. Der berühmte Pianist Claudio Arrau gastiert bei den Niederrheinischen Sinfonikern. Am 29. März werden die Uhren für die Sommerzeit um eine Stunde zurückgestellt.

Der April beginnt mit einer erfreulichen Nachricht: Das neue Textilmuseum am Linner Andreasmarkt wird eröffnet. Das Vermessungs- und Katasteramt kann belegen, daß angesichts allgemeiner Finanzunsicherheit vor allem ein Wert sich behauptet: der von Grund und Boden. Die Baulandpreise stiegen 1980 im Vergleich zum Vorjahr um 66 Prozent. Nun wird schon offiziell der Quadratmeter Boden in Stadtwaldnähe mit 500 Mark beziffert. Mit Verdis Oper „Nabucco“ wird die neue Theatersaison eröffnet. Erhaltungswerte Bauten in Krefeld werden in einer Denkmalliste festgeschrieben. Sie umfaßt 775 Positionen, wird aber erst dann rechtsverbindlich, wenn Stadtrat und Aufsichtsbehörden sie genehmigt haben. Am ehemaligen Verwaltungsgebäude der Versoidag an der Girmesgath wird das Firmensignet gegen ein Stadtwappen und die Aufschrift „Stadthaus“ ausgewechselt. Doch ins Hauptge-





An einen Bauunternehmer verkaufte die Stadt das von Marianne Rhodius ererbte Anwesen Krefeltshof an der Buschstraße. Zu spät merkte die Stadtverwaltung, daß der Käufer das denkmal-



geschütztes Fachwerk-Wohnhaus fast bis auf die Grundmauern abgerissen hatte.

bäude sind die Stadtbürokraten noch immer nicht eingezogen. Die geplante Umbauzeit hat sich mehr als verdoppelt, der Preis dafür auch. Pfarrer August Peters, Nachfolger von Dechant Möncks in der Liebfrauen-Gemeinde, wird zum Weihbischof der Diözese Aachen ernannt. Sang- und klanglos wird im Stadtrat der Plan begraben, das Sinn-Haus zum neuen Domizil der Volkshochschule umzubauen. Zwei Jungbürger, 15 und 19 Jahre alt, überfallen eine 70jährige Frau, schlagen sie brutal zusammen und berauben sie. Das Musikpublikum feiert den Geiger Nathan Milstein mit begeisterten Ovationen. Emil Stollwerk

und Angelika Fischer aus Krefeld belegen bei der ersten deutschen Body-BUILDER-Meisterschaft für Paare den zweiten Platz.

Im Mai 1980 hört man Stimmen des Protests vom Westwall: In den alten Häusern etablieren sich neue Gaststätten reihenweise, und wo es bei Tag immer laut ist, ist's nun auch bei Nacht mit der Ruhe vorbei. Michael Kempkes löst Dr. Eugen Gerritz an der Spitze der SPD-Fraktion des Stadtrates ab. Im Alter von 81 Jahren stirbt Ernst Tapper, der leidenschaftliche Hüter der in Sprache, Brauchtum, Bauten und Landschaft ererbten Substanz des Niederrheins.

Die Stadt verkauft den Krefeltshof an der Buschstraße in der Hoffnung, daß die Hofanlage und das Fachwerk-Wohnhaus im Sinne der Denkmalpflege erhalten bleiben. Der Käufer freilich reißt das Haus fast bis auf die Grundmauern ab. Allgemeine Empörung und gerichtliche Auseinandersetzungen schlagen über den Ruinen zusammen und können den Schaden nicht heilen. Die Krefelder haben ausreichend Möglichkeiten, ihren Durst zu löschen. In der Stadt haben 1 200 Wirte eine Konzession. Im Alter von 77 Jahren stirbt Walter Lauffs, der als Mäzen die modernen Sammlungen des Kaiser Wilhelm Museums er-

Der Fassadenzierrat der Kirchtürme hat unter schädlichen Umwelteinflüssen gelitten. Steine drohen herabzustürzen. Teure Reparaturen müssen unter anderem an der St.-Heinrich-Kirche in Uerdingen und an der St.-Cyriakus-Kirche in Hüls durchgeführt werden.

Mit dem Umbau der Scheune und des Torbogenhauses am Haus Sollbrüggen für Zwecke der Musikschule wurde begonnen. Wenn alles fertig ist, wird man feststellen, daß die innere Gestaltung mit dem äußeren Bild nicht mehr viel zu tun hat.







Seit Jahren wird über den Bebauungsplan 400 auf allen Ebenen heftig diskutiert. Während bisher über die Zukunft auf allen Ebenen heftig gestritten wurde, ohne das ein Konzept sich endgültig durchgesetzt hatte oder gar ein Schritt in eine neue Belegung getan werden konnte, droht nun bei hohen Zinsen und knappem Geld eine weitere Verzögerung der Sanierung rund um die Wallstraße. Empört reagieren Bürger, als einige alte Häuser abgerissen wurden.

möglichte. Der 42jährige Walter A. wird verhaftet. Er soll seinen sieben Monate alten Sohn Dirk grausam mißhandelt haben. In Mönchengladbach fangen sich die Fußballer vom FC Bayer eine 0:4-Niederlage ein. Damit steht Anfang Juni 1980 fest, daß sie künftig eine Klasse tiefer, nämlich in der zweiten Bundesliga, notiert werden. In den Gräben rund um die Burg Linn werden Goldfische gesichtet. Ein höherer Grundwasserstand und die Einleitung von Kühlwasser aus der Industrie haben die alten Wasserläufe und den Stadtgraben nach vielen trockenen Jahren wiederbelebt. Die Mode der Hausbesetzungen findet für kurze Zeit auch in Krefeld einige Nachahmer, die schließlich von der Polizei aus einem städtischen Haus an der Steinstraße vertrieben werden. 175 000 Besucher überschwemmen Linn anlässlich des Flachsmarktes. In der Eifel vergammelt das Gut Schirmau, das die Stadt von der Baronin Emmy Anna von der Leyen erbt. Für die Instandsetzung der noblen Stiftung fehlen ein tragfähiges Konzept und Geld. Unter der Flagge „Familie“ segelt eine verkappte Werbeschau auf dem Sprödentälplatz, die am Schluß eine negative Besucherbilanz ziehen muß. St. Heinrich, Liebfrauen und Cyriakus — gleich mehrere Kirchtürme in Krefeld — stehen hinter Gerüsten. Fassadenteile haben unter Umweltverschmutzung gelitten und drohen abzustürzen. Die Knappheit der öffentlichen Finanzen schlägt sich in der Geldbörse des Bürgers nieder. Allenthalben werden Gebühren und Tarife erhöht, die für Hortplätze in Kindergärten beispielsweise um 200 Prozent.

Nach langen Querelen hat der Eishockeyclub in Paul Hotstegs Anfang Juli endlich



Mit einem gebrochenen Arm — er war an seinem letzten Dienst-Tag auf der eigenen Eigenheimbaustelle gestolpert — verabschiedete sich Baudezernent Günter Kusch von der Stadtverwaltung, in der er zwölf Jahre lang das umfangreiche Bauressort geleitet hatte, und von Oberstadtdirektor Dr. Hermann Steffens. Trotz seiner Wiederwahl zum Beigeordneten zog er das Leben eines freien Architekten vor.

einen Vorsitzenden gefunden. Zum ersten Mal hat eine Gorilla-Dame im Zoo Nachwuchs. Sie hütet ihn so sorgfältig, daß noch niemand feststellen konnte, ob es sich um eine junge Dame oder einen Herrn handelt. Reinhard Schwarz wechselt als neuer Generalmusikdirektor von der Wiener Staatsoper zum Gemeinschaftstheater. Gerissene Diebe nutzen einen belebten Tag auf der Rennbahn, um das Wechselgeld aus

den Totalisatorokassen, insgesamt 93 000 Mark, zu stehlen. Anschließend gibt's Schwierigkeiten beim Auszahlen der Quoten. Auf dem Platz an der Konventkirche in Hüls wird das Pottbäcker-Denkmal von Professor Ackermann aufgestellt. Oberstudiendirektorin Sigrid Oechelhäuser verabschiedet sich aus der Leitung des Uerdinger Gymnasiums am Stadtpark. Ins Vereinsregister wird der Krefelder Eislaufver-

„Gorgo“ — so wurde der erste Gorilla-Nachwuchs getauft, der im Krefelder Zoo das Licht der Welt erblickte. Er stellt sich hier (rechts) zusammen mit einem „Kollegen“ aus dem Schimpansengehege vor.





ein 1981 eingetragen. Die Initialen „EHC“ sollen bald den aus der glanzvollen Vergangenheit vertrauten „KEV“ weichen und so den neuen Anfang nach der Vereinspleite signalisieren.

Fast total ist die Ferienruhe, die Anfang August über dem öffentlichen Leben der Stadt liegt. Angesichts des miesen Sommerwetters weiß man schon jetzt, daß demnächst die Äpfel knapp und teuer werden. Die vielen Pleiten und die allgemeine Flaute machen sich bemerkbar. Mitten im Sommer steigt die Arbeitslosenquote auf acht Prozent und wird dort nicht bleiben, sondern weiter klettern. Der Mißstand liegt mit solchen Zahlen weit über Landes- und Bundesdurchschnitt. Der Sommer-Schluß-Verkauf erlebt einen außerordentlich flauen Tag, weil die Hausfrauen lieber stundenlang am Fernseher die Hochzeit des britischen Kronprinzen verfolgen. Die 24jährige Angela T. wird am Karlsplatz von ihrem 50jährigen Geliebten, einem neunfachen Vater namens Giorgio C. mit 16 Messerstichen niedergestreckt. Krefeld erlebt nach dem Pillenknick einen Babyboom. An der Wallstraße werden Häuser abgerissen. Allerdings zeichnet sich für das nun schon jahrelang brachliegende Sanierungsquartier im Herzen der Stadt keine positive Zukunft ab. In Gellep finden sich neue Beweise dafür, daß der Römer Tacitus in seinen „Historien“ die Wirklichkeit beschrieben hat: Ein Massengrab aus dem Jahre 69 n. Chr. wird als neuer Beleg für die Bataverschlacht entdeckt. Baudezernent Günter Kusch absolviert seine letzten Arbeitstage in der Stadtverwaltung. Er hat seinen Dienst aufgekündigt und zieht künftig das Leben eines freien Architekten vor.

An einem ihrer letzten Ferientage Anfang September geht für 40 Krefelder Kinder ein Wunsch in Erfüllung. Sie werden einen Tag lang dem Düsseldorfer Autohändler Helmut Becker bei der Arbeit zusehen. Sie hatten sich gewünscht, einen Tag im Leben eines Millionärs erleben zu dürfen. In Krefeld meldete sich allerdings kein solcher. Die Nachbarstädte Duisburg, Meerbusch und Düsseldorf formieren sich zum lautstarken Protest gegen die Pläne der Stadtwerke, am Rheinhafen ein Kohle-Heizkraftwerk zu errichten. Mit 6 050 Studenten hat die Fachhochschule Niederrhein im neuen Semester eine Rekordmarke erreicht. Mit einem Volksfest wird das 75jährige Bestehen des Uerdinger Rheinhafens gefeiert. Die gleiche Anzahl von Jahren löst auch beim Landgericht Jubelfeiern aus. Der Imkerverein bringt's gar auf 100 Lebensjahre. Die Heimatfreunde betrauern den Tod von Schulrat I. R. Franz Heckmanns. Die Herbstkirmes wird eröffnet. Die Schausteller bilanzieren zum Abschluß, daß zwar viele Besucher auf den Sprödenalplatz kamen, daß sie aber mit dem Geld nicht so freigiebig umgingen wie in früheren Jahren.



Zahlreiche Jubiläen erinnerten in den vergangenen Monaten an optimistische Gründerzeiten. Das Jubiläum des 75jährigen Bestehens konnte auch das Landgericht feiern.



# Eine rheinische Jugend

von Werner Ross

Als der Krieg — der Erste Weltkrieg — zu Ende war, war ich sechs. An Hunger und Steckrübenwinter erinnere ich mich nicht, wohl daran, was meine Lieblingsspeise war: Haferflocken mit Wasser und Zucker in einer Tasse verrührt. Milch war Mangelware. Kaum war ich in der Schule, so kümmerte sich der gute Lehrer Wintermeier um mich. Er fragte mich regelmäßig, was ich am Tag zuvor zu Mittag bekommen hätte. Offenbar sah ich damals erbarmungswürdig mager aus, oder gab es andere Gründe für des guten Lehrers Wintermeier besondere Fürsorge? Er gab mir Äpfel, die noch röter waren als seine immer rote Nase, und ich sagte nicht, daß wir Äpfel auch im Garten hatten. Die von Lehrer Wintermeier schmeckten mir viel besser.

Die Welt zerfiel damals nicht in rechts und links, sondern in katholisch, evangelisch und mosaisch, außerdem in wohlhabend, kleinbürgerlich und proletarisch. Die Wohlhabenden waren auf der Volksschule nicht vertreten, sie gehörten nicht zum Volk, sondern schickten ihre Kinder auf die Vorschule, die nur drei Jahre dauerte, während wir vier Jahre brauchten, um auf die Schule zu kommen, die damals noch ohne Gewissensbisse sich eine „höhere“ nannte. Trotzdem gab es auch in der Volksschule noch eine Art Parias, nämlich die Jungen, die aus dem „Ratzeväädel“, dem Rattenviertel, stammten. So klein meine Heimatstadt Uerdingen war, ihr „Ratzeväädel“ hatte sie doch.

Der Lehrer Wintermeier war vielleicht gut katholisch, vielleicht gut sozialdemokratisch; jedenfalls sorgte er für Ausgleich, setzte die guten Schüler neben die schwachen, ernannte sie zu Hilfslehrern, erklärte die Unterschiede zwischen dem scharfen, dem langen und dem runden s so lange und unermüdlich, daß auch der letzte es verstanden hatte, und war alles in allem ein Vater-Ersatz, eine Vater-Figur. Man kam aus einer Obhut in die andere; das war nötig, heutige Sechsjährige sind so helle wie

damals Zehnjährige nicht. Volksschullehrer waren damals keine Fachlehrer und keine Sachverständigen, aber sie waren kinder-verständig, wußten auf alle Fragen solche Antworten, wie die Eltern sie wissen, oder sogar noch bessere. Ihr Lehrstoff — ein Leben lang weitergegeben das kleine und große Einmaleins und die Dehnung nach Selbstlauten — hätte ihnen eigentlich zum Halse raushängen müssen, aber sie „gaben“ ja auch Religion, Musik, Sport, Heimatkunde, und sie gaben sich selber — nicht mit der Miene der Aufopferung oder des „Engagements“, sondern so heiter wie Großväter, die sich ihren Enkeln widmen.

Waren die Zeiten hart? Die Inflation rechnete der Reihe nach mit Millionen, Milliarden und Billionen. Kinder hatten kein Geld. Von der Tafel Schokolade bekam man, wenn es hochkam, eine „Rippe“. Die Mütter hatten Angst, abends auszugehen wegen der Marokkaner. Die Marokkaner waren keine Gastarbeiter, sondern Besatzungssoldaten, wie die Senegalesen und die kleinen Männer, die damals Annamiten hießen und heute Vietnamesen. Das Rheinland war besetzt: Bei uns waren die Franzosen, in Köln die Engländer. Die Franzosen waren ein Herrenvolk; kam ein Offizier, so mußten die Bürger von ihrem Bürgersteig hinunter. Als ich auf die höhere Schule kam, sah ich die Besatzer aus der Nähe. In der Turnhalle lag eine Einheit jener kleinen Männer aus Annam; sie traten auf dem Schulhof an, und der Herr Offizier hatte eine Reitpeitsche in der Hand. Im Grippewinter übrigens starben die Marokkaner und Senegalesen „wie die Fliegen“. So hörten es meine Kinderohren und stellten sich Schreckliches vor.

Das Schreckliche verband sich mit dem Separatistenaufruf. Ein Bild, aus der Erzählung eines Bekannten zu Hause, blieb dem Kind eingepreßt: Irgendwo war jemand durch ein Schaufenster in ein Geschäft hineingestoßen worden und saß nun da gespickt mit Scherben. Oder: Auf dem

Schulhof rangelten große Schüler miteinander, zwei packten einen an den Füßen und unter den Armen und trugen ihn weg, um ihn zu „martern“. Auch das habe ich bis heute nicht vergessen. Es gab keine Überrieselung mit täglichen Schrecken, erst recht keine Abhärtung oder Abgestumpftheit, woher hätte sie kommen sollen?

Rückblickend lerne ich den Unterschied zwischen den Schrecken des mit eigenen Augen Gesehenen oder mit eigenen Ohren Gehörten und all dem Kriegerwesen, mit dem unsere Phantasie fortwährend beschäftigt war. Märchenhexen verbrennen, aber brennen nicht, Knaben-Helden stürmen, stürzen, fallen, aber bluten nicht, Zähneknirschend machte ich Gegner nieder, aber „niedermachen“ oder „über die Klinge springen lassen“ war nur ein wohlillegales Wort, wir betasteten unsere Muskeln und wären gerne „markig“ gewesen wie diese Worte.

Waren wir patriotisch? Ich vermute, nein. Im Jahr 1925 wurde die Tausend-Jahr-Feier der Rheinlande festlich begangen, als Bekenntnis zum Reich, den Franzosen zum Trotz, die damals erst das Ruhrgebiet räumten. Wir hatten keine Hochgefühle, wir waren auch nach der militärischen Räumung abhängig, alle Arbeitsamkeit brachte uns auf keinen grünen Zweig. Als die Besatzer die Turnhalle unserer Schule räumten, bekamen wir Turnen, statt der Freiübungen auf dem Schulhof und dem „Spielturnen“ auf der Wiese. Ich haßte Reck und Barren, ich war nicht mehr erbarmungswürdig mager wie zu Zeiten des Lehrers Wintermeier, sondern rundlich und kam nicht im Sprung übers Pferd.

In der höheren Schule unterschied ein Lehrer die „gooten Schööler“ von den „Schöölern aus gooter Familie“. Beide Gruppen waren förderungswert, aber sie fielen selten in einem Exemplar zusammen. Die „Schööler aus gooter Familie“ brauchten Nachhilfe, und die „gooten Schööler“ gaben sie. Uer-



dingen wäre in älteren Zeiten eine patrizische Republik gewesen. Die guten Familien, die Schwengers, Melchers, Willemssen, ter Meer, hatten Fabriken, waren gut katholisch oder gut evangelisch, wohlhätig und sparsam. Dazu gesellten sich — als eine eigene „Klasse“ — die Söhne der Chemiker und Diplomingenieure. Das Feine an ihnen war, daß sie Tennis spielten, in einem Tennisclub waren und „mit Mädchen gingen“. Für die anderen gab es Mädchen nur in der Form von Nachbarskindern, und

ab fünfzehn begann man zu „poussieren“. Ich fertigte meine ersten Gedichte an.

Was war der Staat für uns? In aller Unschuld hätte ich damals sagen müssen: Nichts. Was hätte uns diese ächzende, keuchende, sich abstrampelnde, mühsam um das Wohlwollen der Sieger bettelnde Republik sein können; aber selbst von diesen ihren Kummernissen wußten wir nichts. Meine Eltern waren gut katholisch und wählten also unerschütterlich Zen-

trum. Sie gingen zur Wahl wie zur Fronleichnamsprozession, zu einer frommen Pflicht. Man war „schwarz“ oder „blau“, nicht „rot“. Rot waren die Arbeiter, das war selbstverständlich, aber Arbeiterkinder gab es auf der höheren Schule nicht.

Später hatten wir ein Fach, das Staatsbürgerkunde hieß. Wir lernten die Verfassung, wir lernten den Unterschied von Amts-, Land- und Oberlandesgericht, ein fortschrittlich gesinnter Lehrer versuchte, uns für Bodenreform zu gewinnen, von den Gracchen bis zu Adolf Damaschke, aber niemand von uns hatte die mindeste Vorstellung von Großgrundbesitz. Die Taten der Römer interessierten uns, nicht ihre Sozialprobleme. Bis eines Tages als junger Assessor zu uns der Dr. Dahmen kam, ein Bote aus einer anderen Welt. Alle unsere Lehrer waren kleinstädtisch gewesen, kleinstädtisch-gemütlich oder kleinstädtisch-flott. Der Dr. Dahmen brachte die Großstadt mit und strahlende Jugend, den Geist und die Fröhlichkeit. Er gab Geschichte und Staatsbürgerkunde und machte aus beidem eines. Er war für die schwarz-rot-goldene Republik, aber weder schwarz noch blau noch rot, sondern ein Demokrat. Er war locker und hob jenes Dreieck aus Strenge, Folgsamkeit und Sich-lustig-machen über die Lehrer auf, das unseren Schulalltag bestimmte.

Überlege ich, was unsere Zeit am gründlichsten von jener Epoche unterscheidet, in der ich jung war, so ist es das Verhältnis zur Religion: Damals war Kirchenfrömmigkeit die Regel, heute ist sie höchstens auf dem Lande noch mehr als die Ausnahme. Meine Eltern waren fromm, ohne daß mir das seltsam vorgekommen wäre. Meine Mutter ging jeden Morgen um 8 Uhr in die Messe und frühstückte nachher, allein und sehr gemütlich. Sie kaute langsam und verspeiste genüßlich etwas, was alle anderen in der Familie verabscheuten: Hering. Die Messe und das Frühstück waren für sie die Ouvertüre eines langen arbeitsreichen Tages. Beides waren natürliche Lebensakte, Atemholen.

Mein Vater, den ich nur als alten Mann in Erinnerung habe (er war in der Tat sieben-zehn Jahre älter als meine Mutter), schritt nur sonntags feierlich gekleidet zum Amt. Im übrigen ging er überhaupt nicht mehr aus, weder zu Einkäufen noch zu Besuchen oder gar zu Reisen. Er brauchte nur die Straße zu überqueren — da war unser Garten. Da arbeitete er mit Lust und im Schweiß seines Angesichts, schaute nach, ob die Spargelköpfe durch die Erde brachen, häufelte die Stangenbohnen, pflück-



St. Peter in Uerdingen in den 20er Jahren



te die Stachelbeeren (die Erdbeeren überließ er uns) und setzte sich dann ins Gartenhaus. Wenn er dort nicht die Zeitung las, betete er mit Hilfe eines durch Dauergebrauch gänzlich zerfiederten Gebetbuches oder auch des Rosenkranzes. Seine Lippen bewegten sich dabei, ohne daß ein Murmeln hörbar geworden wäre.

Diese langen Gebetübungen stimmten ihn aber keineswegs besonders menschenfreundlich. Er konnte vom Gebet unversehens in den barschen Kommandoton übergehen, den er auch gegenüber unserer Mutter, gewissermaßen seiner ältesten Tochter, anwandte und den in der Familie allein ich als der Jüngste durch Späßchen zu überspielen verstand. Oder er kümmerte sich nach getaner Litanei alsbald um das Mittag- oder Abendessen, das ihm noch gewaltiger am Herzen lag als der Mutter das Heringsfrühstück. Kein Rosenkranz hätte ihn versöhnlich stimmen können, wenn der Rosenkohl verkocht war.

Man könnte nun vermuten, daß dieses mächtige Aufgebot elterlicher Frömmigkeit in den drei Söhnen und der Tochter, die diesem Ehebund entsprossen, Abneigung, Überdruß oder Auflehnung hervorgerufen hätte. Immerhin widmeten sich in dieser Zeit zahlreiche und namhafte Schriftsteller dem Generationenkonflikt. Nicht so in Uerdingen. Die fromme Umwelt war zu selbstverständlich, als daß wir ihr mir nichts dir nichts hätten entwachsen können.

Meine Brüder, Zwillinge, zwölf Jahre älter als ich, waren beide leidenschaftlich der Musik ergeben, so sehr, daß eine meiner frühesten Erinnerungen eine Szene ist, bei der sie einander mit Fußtritten traktierten, weil der eine darauf bestand, daß Bach der größte Komponist sei, während der andere diesen Platz an Wagner vergab. Trotz solcher Leidenschaft und unlegbarer Begabung begannen sie beide mit dem Studium der Theologie, unterstützt durch Zuschüsse von Seiten einer der frommen Uerdinger Patrizierfamilien — mit dem Endergebnis, daß der eine Bruder schließlich als Benediktinermönch in der Abtei Maria Laach die Orgel spielte, während der andere Zwilling aller Einseitigkeit zum Trotz Direktor einer Ölfirma wurde.

Ich selbst habe meine fromme Kinderzeit in guter Erinnerung. Zum rheinischen Katholizismus gehörte es, daß er ganz ohne Erbaulichkeit, ohne frommes Wesen, Innerlichkeit oder Verzückung auskam. Mir fällt eine Anekdote aus späterer Zeit ein. Mein Bruder fragte den Pfarrer seiner Gemeinde, ob der neue Kaplan nicht ein Mystiker sei.

Worauf der Pfarrer seelenruhig antwortete: „Ich will Ihnen wat sagen, Herr Ross. Dä is nit mystisch, dä is jeck!“ Frömmigkeit war nicht Inbrunst, sondern Brauch.

Wir gingen zur Schulmesse zweimal in der Woche, um Viertel nach sieben, wir gingen selbstverständlich jeden Sonntag, lieber ins lateinisch gesungene Amt, das dreiviertel Stunden dauerte, als in die halbstündige Kindermesse. Wir gingen am Sonntag-nachmittag in die Andacht, wir gingen im

Mai jeden Abend in die Maiandacht, es war ein festgefügttes Leben. Ich erinnere mich an den Schauer, wenn ich im Winter um sieben aus der ofengewärmten Stube in das messerscharfe Schwarz kalt der Frühe trat, aber kein Zweifel wandelte uns an, ob dieser Morgenaufwand sich lohne. Die Bravsten — und ich muß gestehen, daß ich zu ihnen gehörte — taten sogar noch ein übriges: Sie gingen am Freitag, jeden Freitag, in die sogenannte „liturgische“ Messe, freiwillig, um sieben. Dem großen Auf-



Das Innere der St.-Peters-Kirche vor dem Brand im August 1943



schwung, der damit zusammenhing, muß später ein eigener Abschnitt gewidmet werden.

## Ordnungen und frühes Leid

Die Sonntagsnachmittagsandacht war lästig, weil sie die Spielzeit störte, und wurde gelegentlich versäumt, ohne Sündenfall, sie gehörte nicht zur Sonntagspflicht. Morgengebet, Tischgebet, Abendgebet wurden brav absolviert oder wenn vergessen, in der Beichte als läßliche Sünde abgebucht und abgespült. Das „absolvo te“ des Priesters in der Beichte hörte ich jedesmal mit beträchtlicher Erleichterung, aber ich hatte dennoch nie das Gefühl, daß die Reinigung völlig geglückt sei. Niemand hatte zu jener Zeit Freud gelesen, und die Kinder wurden noch für unschuldig gehalten. Ich hingegen wußte als Sieben- oder Achtjähriger, daß ich in grauer Vorzeit schon „Unkeusches getan“ und daß ich überdies diese Frühsünden bei meiner ersten Beichte — wo ich doch nicht gleich als Ungeheuer dastehen wollte — verschwiegen hatte. Und so blieb das Gefühl einer Hypothek, einer Schuldbelastung, einer unordentlichen Buchführung in mir trotz aller Kirchgänge erhalten.

Es ist jener aus dem Beichtspiegel erwachsene Komplex des „allein oder mit anderen“, auf den mein rheinischer Landsmann Heinrich Böll viele Seiten seines Werkes und manche kritische Anmerkung verwendet hat. Ich selber meine, an das Kind zurückdenkend, das ich war und nicht mehr bin, daß Kinder eine ebenso bemerkenswerte wie erfreuliche Fähigkeit zur Inkonsistenz haben, eine Art gut abgedichtetes Schottensystem, das ihnen erlaubt, unversehens aus der Abteilung „zerknirschter Sünder“ in die Abteilung für übermütige Streiche überzuwechseln. Das mag nicht immer und nicht für alle Kinder gelten. Aber wenn ich mich recht an meine Altersgenossen erinnere, dann waren bei allen mit dem letzten „Amen“ oder „Deo gratias“ alle Frömmigkeit und aller Gewissensdunst abgetan, und die Balgerei begann sozusagen schon auf der Kirchentreppe.

Was tief eingriff, so tief, daß ich's bis heute nicht vergessen habe, waren andere Dinge. Zum Beispiel die erste Verliebtheit. Sie war eng mit den Kirchengängen verbunden, denn ihr Gegenstand kniete auf der linken Seite der Pfarrkirche in der dritten oder vierten Bank und konnte von mir im Profil wahrgenommen werden. Das Gesicht dieses Mädchens war ohne Zweifel edel bis heiligmässig, aber was mich nötigte, sie ganze Messen lang andächtig anzustarren und anzustaunen, war eine bestimmte Eigenschaft ihres golden-blonden Haares. Es war festgerafft und hinten in einem Knoten zusammengebunden, aber an den Seiten



Uerdinger Rheinanlagen mit Kaiser-Wilhelm-Denkmal

flimmerte ein Gespinst widerspenstiger Härchen. Das hatte es mir angetan. Die Frömmigkeit wurde dadurch nicht gestört, sondern eher angefacht. Hätte die Jungfrau Maria selber da gekniet, die Wirkung hätte kaum größer sein können.

Behalten habe ich aber auch die größte Demütigung, die mir in meinen Kindertagen widerfuhr. Meine älteren musikalischen Brüder durften gelegentlich als Hilfsorganisten einspringen und hatten das Recht, auf der Kirchenorgel zu üben, und so wurde mir die Empore ein vertrauter Ort. Von oben sah man da aufs Kirchenvolk herunter, brauchte, wenn einen gerade Sündenbewußtsein plagte, nicht zur Kommunion zu gehen, war dabei und doch auf erlauchter Art draußen. Kurz und gut, ich schlich mich auch auf die Empore, wenn ich nicht durfte, denn Kindern war der Aufenthalt in dieser unkontrollierten Zone selbstverständlich verboten.

In jener Zeit nun gab es in der Kirche noch den Kirchenschweizer, einen würdigen, aber, wie ich damals glaubte, außerordentlich grausamen älteren Mann in einem roten Talar, mit einer roten Mütze und dem Kirchenschweizer-Stab, der in der Kirche für Ordnung sorgte. Dieser Schweizer stieg eines Tages auf die Empore, fand da den zehnjährigen Knaben und befahl ihm barsch, ins Kirchenschiff hinunterzugehen. Was nun kam, war Spießrutenlaufen und Canossagang zugleich: von hinten nach vorn durch die Kirche, mit kleinen Kinderschritten erst an den Erwachsenen, dann

an den Kindern vorbei, die sich keine Emporen-Vorrechte angemahnt hatten und nun mit Fingern auf den bestraften Hochmut zeigen durften. Ich fühlte mich für den Rest meines Lebens gebrandmarkt und niemals hätte ich geglaubt, was die Wirklichkeit war: daß kaum jemand von dem Kind Notiz genommen hatte, das da während des Gottesdienstes nach vorn spazierte. Das frühe Leid der Kinder sieht ganz anders aus als das, was die Erwachsenen aus ihren Vorstellungen, Erfahrungen und Begriffen auf die Kinder projizieren.

Wie sah der kleine Junge von innen aus, den ich auf alten Photos notdürftig als mein Ich erkenne? Ich muß verträumt gewesen sein — oder verschlafen, wie man will. Eine Nachbarin fragte meine Mutter weniger taktvoll als neugierig, ob ihr Jüngster nicht recht im Kopfe sei. So mit zehn oder elf lief ich jedenfalls gegen eine Straßenbahn, eine anfahrende — die mich sanft zur Seite schubste. Ich war auf dem Weg zum Spielturnen, zum Schlagball oder Völkerball, stand verdutzt und benommen wieder auf und sammelte meine Turnschuhe ein, die weit verstreut lagen.

Aber ich träumte nicht und schlief nicht: ich dachte, dachte mir Geschichten aus, ich lebte in diesen Geschichten. Sie waren lang wie Fortsetzungsromane und dehnten sich über Wochen aus. Der Schauplatz meiner Dichtereien war unser Hof, ein Handtuch zwischen dem angebauten Flügel unseres Hauses und der Mauer des Nachbargrundstücks, das sich am Ende zu einem zweiten



Garten erweiterte, wo die Mutter ihre Blumen zog. Niemand schaute auf diesen Hof, das machte ihn zur Bühne für mich. In den Geschichten drinzustecken, war wohl, warm gepolstert — wollüstig, würde ich am liebsten sagen.

Ich trabte auf meinem Platz auf und ab und hatte dabei eine Lanze unter dem Arm. Sie war eigentlich ein Küchenrequisit, nämlich eine der Stangen, die fächerförmig über dem Herd hingen, um die Wäsche daran zu trocknen. Aber von den sieben oder acht Stangen war nur eine für mich als Lanze verwendbar: sie war an einem Ende abgebrochen und abgerundet, das verlieh ihr die unerläßliche magische Qualität. Sie verwandelte mich — auf eine Weise und in ein Wesen, welch beide ich beim besten Willen nicht mehr wiederauffinden kann.

Denke ich an den Inhalt meiner Geschichten zurück, so muß ich gestehen, daß sie allesamt martialischer Natur waren, obwohl ich selbst äußerst ängstlich war und obwohl mein Vater für alle Kriege seiner Zeit entweder zu jung oder zu alt gewesen war. Auch erinnere ich mich noch, daß ich selbst in den Feldzügen, die sich da abspielten, keine Rolle spielte. Wenn ich mich recht entsinne, fingen alle meine Geschichten mit den Namen von Generälen, Admirälen, Obristen, Kapitänen oder Kommandanten an, zum Beispiel so: „Die Generäle Steenböck und Santa Ormada rückten vor Cadix und schlossen die Stadt ein“. Die Erfindung solcher Namen war ein besonderes Lusterlebnis, sie mußten volltönend klingen und ein bißchen exotisch, wie die wunderbaren Namen in „Wallensteins Lager“, Coloredo und Isolani, die Schiller vielleicht ein ähnliches Vergnügen bereitet haben. Noch heute, wenn ich irgendwo sitze, ausruhend und an gar nichts denkend, geht es mir durch den Kopf: „die Generäle . . .“, aber ich weiß nicht mehr, wie es weitergeht. Meine Geschichten wurden erzeugt, genährt und großgezogen von einer schrankenlosen Lesewut. Ich las Kapitän Marryat und Karl May, sämtliche Bände, Walter Scott und einen inzwischen vergessenen Verfasser von historischen Romanen namens Schreckenbach, ich las den „Lederstrumpf“ und „Die Flußpiraten des Mississippi“, ich las „Huckleberry Finn“ und „David Copperfield“, und weil das Heitere mich anzog, die mecklenburgischen Erzählungen von Fritz Reuter und die Böse-Buben-Streiche von Wilhelm Busch, Fritz Reuter und Wilhelm Busch waren in unserer Familie Hausdichter. Wie kam der mecklenburgische Fritz Reuter in den rheinischen Bücherschrank?

Ganz einfach — es gab keinen heiteren rheinischen Nationaldichter, und es gibt noch immer keinen. Der Düsseldorfer Landsmann Heinrich Heine war der Familie vor allem als der Dichter der „Wallfahrt

nach Kevelar“ vertraut, eines für Heine geradezu unheimlich frommen Gedichtes, das mit der Strophe endet: „Die Mutter faltet die Hände / ihr war, sie wußt nicht wie; / andächtig sang sie leise: / Gelobt seist du, Marie!“ — „Es entstand durch Erinnerung an die rheinische Heimat“ hat Heine zu diesem Gedicht angemerkt.

Keine Dichter also, dafür aber Lieder wie das berühmte „Die Wienands han ne Has im Pott, miau, miau, miau — den Angermanns ehr Katz is fott, miau, miau, miau“, erdnahe, küchenwarme Karnevalsprodukte. Und noch allgegenwärtiger: die „Kölschen Krätzcher“, jenes Genre, das inzwischen auf Tünnens- und Schäl-Witze zusammengesmolzen ist. Das lief von Mund zu Mund, wurde auch gelegentlich gedruckt. Ein Herr namens Hoursch gab solche Geschichten aus dem immer noch nicht versiegten Quell des „urwüchsigen und gesund gebliebenen echten kölnischen Volkslebens“ heraus, und in meinem stockfleckigen Heftchen aus dem Jahr 1911, das alle Kriege überstanden hat, finde ich gleich zu Beginn den Witz vom Tünnens, der aus dem ersten Stock gefallen ist und dem ein mitleidiger Nachbar ein Glas Wasser einflößt. „Ich möch doch ens jän wesse, wie huh unsereiner eraffalle moß, bes hä ens e Glas Wing krit“, seufzt sozialkritisch der arme Teufel („Ich möchte doch mal gern wissen, wie hoch unsereiner herabfallen muß, bis er ein Glas Wein bekommt“).

## Wege und Schliche der Fantasie

In unserer Familie wurden diese Geschichten vor allem durch den Kaplan Jansen verbreitet, der jede Woche einmal zu Besuch kam, in seiner Sofaecke sitzend häusliche Wärme und guten Bohnenkaffee genoß und dafür Witze erzählte, auch geistliche Witze in Menge; er hatte ein ungeheuer langes Kinn, das längste, das ich in meinem Leben gesehen habe, und das gewaltige Lachen, das er oft schon vor der Pointe nicht mehr unterdrücken konnte, ließ dieses Kinn abenteuerlich erbeben. Ich selbst hörte die Witzchen mit äußerstem Vergnügen, und sie gehörten bald zu den Nummern, die ich in der Runde der Onkel und Tanten produzierte, zusammen mit dem „Grab im Busento“, beispielsweise.

Dagegen war ich familiär und atmosphärisch nicht vorbelastet, wenn ich in die Geschichte vorstieß und das trieb, was ich schon als kleiner Junge „forschen“ nannte. Wieder muß ich aufzählen: von Archenholtz die Geschichte des Siebenjährigen Krieges, von Prescott die Geschichte der Eroberung Mexikos, vor allem aber „Becker's Weltgeschichte“, ein Weihnachtsgeschenk aus sechs dicken Bänden, grüne Deckel, weiß-goldene Rücken — der Band drei enthielt die römischen Kaiser, meine höchste Wonne.

Mein Vater versuchte manchmal meinen Lesedrang durch strenge Gebote zu regeln, zum Beispiel pro Tag nicht mehr als zweihundert Seiten Karl May, aber mein Zug raste ohne Bremsen weiter. Es wurde damals nach alter Bürgersitte am Licht gespart, das Gas mit dem A-Kettchen (für „An“) wurde erst angezündet, wenn es „richtig“ dunkel war: ich hielt mein Buch zum Fenster hinaus, um das letzte Tageslicht zu erwischen.

Viel entzückte mich: am Rhein waren die grünen und blauen Zuflüsse aus den chemischen Werken zu bewundern (o Umweltschutz!), am Ufer sammelten wir flache Steine einbezogen hätten. Ich war ängstlich, und so machte es ihnen Spaß, mich zu erschrecken, in eine Ecke zu drängen: „Siehst du, da steht er!“ Ich schaute gar nicht hin, wer da stand, und flüchtete mich zwischen ihre Knie. Sie lasen mir Hebbels „Eine Nacht im Jägerhause“ vor, und ich erbebe an den passenden Stellen. Sie brachten mich unweigerlich zum Weinen, indem einer von ihnen Schuberts Lied vom armen Leiermann sang und auf dem Klavier begleitete, jenem Leiermann, der barfuß auf dem Eise seine Leier dreht, mit dem tränenfördernden Refrain „Und sein kleiner Teller bleibt ihm immer leer“. Mit Schubert-Liedern wurde ich genährt, mit Wagner-Opern gefüttert. Wir hatten zu Hause keinen Klavierschemel, sondern eine Klavierbank; ich saß neben den Brüdern und durfte die Seiten umdrehen. Mein Wagner-Bruder sang alles, Sopran, Tenor, Bariton und Baß; bei den Orchesterabschnitten machte er Posaunen, Trompeten, Geigen mit dem Munde nach. Zu Hadschi Haled Omar und Huckleberry Finn traten so Lohengrin und Elsa, Telramund und Wolfram von Eschenbach in mein Leben und in meine Heldengalerie ein.

Meine Brüder waren „groß“, aber nicht so erwachsen, daß sie nicht ihre Spiele mit mir trieben, mich nicht in ihre Vergnügungen einbezogen hätten. Ich war ängstlich, und so machte es ihnen Spaß, mich zu erschrecken, in eine Ecke zu drängen: „Siehst du, da steht er!“ Ich schaute gar nicht hin, wer da stand, und flüchtete mich zwischen ihre Knie. Sie lasen mir Hebbels „Eine Nacht im Jägerhause“ vor, und ich erbebe an den passenden Stellen. Sie brachten mich unweigerlich zum Weinen, indem einer von ihnen Schuberts Lied vom armen Leiermann sang und auf dem Klavier begleitete, jenem Leiermann, der barfuß auf dem Eise seine Leier dreht, mit dem tränenfördernden Refrain „Und sein kleiner Teller bleibt ihm immer leer“. Mit Schubert-Liedern wurde ich genährt, mit Wagner-Opern gefüttert. Wir hatten zu Hause keinen Klavierschemel, sondern eine Klavierbank; ich saß neben den Brüdern und durfte die Seiten umdrehen. Mein Wagner-Bruder sang alles, Sopran, Tenor, Bariton und Baß; bei den Orchesterabschnitten machte er Posaunen, Trompeten, Geigen mit dem Munde nach. Zu Hadschi Haled Omar und Huckleberry Finn traten so Lohengrin und Elsa, Telramund und Wolfram von Eschenbach in mein Leben und in meine Heldengalerie ein.

Nur ganz kurz spielte ich selbst einmal eine Kämpferrolle. Ich muß elf oder zwölf Jahre alt gewesen sein, als ich mich aus rätselhaften Gründen mit meinem Freund überwarf. Es bildeten sich in der Klasse zwei Lager, zwei Anhängerschaften, aber die Kämpfe wurden nicht zwischen ihm und mir, sondern zwischen den beiden Gruppen ausgefochten. Wir beide griffen so wenig in die Fehde ein, wie das in Schlachten die Generäle tun. Statt dessen, erinnere ich mich, wurde ich von einem kräftigen Kumpan meiner Partei, dem Sohn eines Polizeibe-



amenten, nach Hause eskortiert. Bis eines Tages der Kampfeswille auch auf uns beide übergriff. Vor dem Glockenzeichen zum Schulbeginn gerieten wir einander in die Haare, die Mitschüler nahmen uns vorsorglich die Ranzen ab und bildeten einen Kreis um uns, und schweigend gingen wir in die Runden. Ich war ein stämmiger kleiner Bursche und in der einzigen Kampfesform, die damals üblich war, wohl bewandert: im Ringen (Das Boxen wurde dann erst später populär, bevor man in den Western lernen konnte, wie man es machte). Wir packten also einander und jeder versuchte den anderen in den „Schwitzkasten“ zu ziehen, ihm mit dem Arm so den Kopf zu umklammern und niederzubiegen, daß er schwach wurde und nachgab. Wir rangen erbittert, mit hochroten Köpfen, aber keiner von uns beiden ging zu Boden, und die Glocke machte dem Kampf ein Ende.

Ehe das Gefecht fortgesetzt werden konnte, trat ein kleiner, aber effizienter „Deus ex machina“ dazwischen: unser Religionslehrer Karl Ritter, der dem Freund und mir eine Standpauke über Christenpflichten hielt. Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns zu versöhnen (die Freundschaft freilich blieb auf der Strecke) und die Missetat zu beichten. Sie fiel unter das fünfte Gebot „Du sollst nicht töten“, und die klassische Formel dafür lautete: „Ich habe mich mit anderen Kindern gezankt“.

In einer von der Mutter selbst gescheideren kurzen Hose, die als kurze Hose immer zu lang war, wanderte ich Tag für Tag zu den beiden hohen frischroten Backsteingebäuden, in denen das Uerdinger Realgymnasium untergebracht war. Genau genommen war es ein Reformrealgymnasium, denn die Schulreformen, die wir für ein Übel unserer Zeit halten, hatten schon sehr früh angefangen, besonders nachdrücklich, seit der „moderne“ Kaiser Wilhelm II. jung und mit kühnem Schnurrbart, den Thron bestiegen hatte.

Die Reform bestand darin, daß die Schule mit Französisch anfang statt mit Latein. Französisch gehörte zu den „modernen“ Sprachen, als ob es gerade erst erfunden worden sei. Als ich in der Tertia war, ging eine weitere Reform über unsere Köpfe hinweg: die berühmte Richertsche, die der sogenannten Geistesgeschichte und den deutschkundlichen Fächern zugute kam. Das Wort „Deutschtum“ wurde wieder markig ausgesprochen, und das deutsche Volk wählte mit 14 Millionen Stimmen den alten Marschall Hindenburg zum Präsidenten, gegen 13 Millionen für den Zentrums-kandidaten mit dem ominösen Namen Marx.

Wir Schüler merkten von der Reform wenig. Schulen sind ja — oder waren damals jedenfalls — höchst stabile Unterrichtsburgen mit einer Lehrbesetzung, die sich in



Uerdingen: Oberstraße mit dem „Klöße“ (um 1920)

ihrem Kram nicht gern hereinreden ließ und die damals wie heute — gewaltiges Privileg! — hinter verschlossenen Türen unterrichtet. Vielleicht hat sich die Untertänigkeit gegenüber den Behörden inzwischen gesteigert — wer weiß?

### Vom heilsamen System der Arbeitsverteilung

So mit fünfzehn oder sechzehn verehrte ich einen Mitschüler, der Eduard hieß und Ea genannt wurde. Er war mädchen-hübsch, ein Naturkind und — was es in dem Industriestädchen Uerdingen nur einmal gab — Sohn eines Rittergutsbesitzers. Einfache Leute wie wir hatten damals einen Garten, feine Leute einen Park mit einer Villa, die Familie E. besaß aber geradezu ein Herrenhaus und einen kleinen Wald. Reich waren sie offenbar trotzdem nicht, denn Ea E. besserte sein Taschengeld auf, indem er wettete, er könne Regenwürmer von der flachen Hand weg verzehren. Ich habe ihn nie Regenwürmer essen sehen, aber ich durfte ihn manchmal in seinem Wäldchen besuchen und war von soviel Noblesse geblendet. Dafür räumte ich ihm den Platz neben mir ein und ließ ihn abschreiben. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich, mit dem Spitznamen „Muggel“ versehen, in der Klasse beliebt war, aber die Plätze in meiner Nachbarschaft, neben und hinter mir — und auch vor mir, zum Vorsagen — waren geschätzt.

Das Abschreiben gehörte damals nicht nur zum Alltag der Schule, sondern — so

möchte ich sagen — auch zum Wesen des Schulbetriebes. Noch heute, nach einer langen Lehrerlaufbahn, möchte ich eine Lanze dafür brechen, und zwar aus folgendem Grund. Zunächst: Ganz auf Betrug kann man keine Schulkarriere aufbauen; der reine Schwindel scheitert, wie meist im bürgerlichen Leben auch. Abschreiben ist eine Technik, die, nur partiell eingesetzt, die schönsten Früchte erbringt. Sie trägt der Tatsache Rechnung, daß einer allein nicht alle Fächer der Schule gleich gut beherrschen kann. Auch alle Hausaufgaben für den folgenden Tag sind selten mit eigenen Kräften zu schaffen. Das Abschreiben ist also ein heilsames System der Arbeitsverteilung, etwa in dem Sinne, wie die Abschreibung ein heilsames Mittel der Besteuerungspolitik ist.

Genauso wie das Finanzamt die Tricks und Tücken illegitimer Abschreibung kennt, kannten unsere Lehrer die verschiedenen Abschreibeverfahren, paßten wie die Luchse auf und halfen sich mit kriminalistischen Methoden der Fehlervergleichung bei der Aufdeckung unziemlicher Zusammenarbeit.

Bei den Hausaufgaben war meine Spezialität das Übersetzen aus dem Lateinischen, vor allem bei den Autoren, wo es keine gedruckte Übersetzung von dem anonymen „Schulmann“ gab, mit der man sich bei Cäsar und Livius beholf. Meine Übersetzungen wurden von Klassenkameraden, die auf Rädern angesaust kamen, kopiert, die ihrerseits die Texte an weitere Radfahrer



abgaben. Es war ein ausgeklügeltes und gut funktionierendes Verteilungssystem.

Diese alte Schule, die ich besuchte, wurde später als „Lernschule“ abgetan. Es wurde dann der „Arbeitsunterricht“ erfunden als Medizin gegen das „sture Pauken“, das angeblich vorher herrschte, aber das Lernen als die Seele des Geschäfts ließ sich nicht abschaffen, wird sich mit seiner Mühsal auch im Computerzeitalter nicht ausrotten lassen.

Das Lernen wurde auferlegt, das Gelernte abgefragt. Fünfundzwanzig Vokabeln: alle gewußt „sehr gut“, eine nicht gewußt „gut“, drei nicht gewußt „genügend“, vier nicht gewußt „genügend schwach“, fünf nicht gewußt „mangelhaft“. Die Gerechtigkeit war grob, sie machte nicht viel Federlesens, aber sie wurde, wenn die Zahlen stimmten, anerkannt. Vokabeln wurden gelernt, Gedichte, Merkverse, Regeln, Ausnahmen von den Regeln, Lehrsätze, Geschichtsdaten, chemische Formeln; in unseren Köpfen lagen  $H_2O$  und Dreidreidrei bei Issus Keilerei neben- und durcheinander.

Niemand versuchte die Schüler zu „motivieren“ — Widerwille gegen Lernen von was auch immer wurde mit Recht vorausgesetzt. Ich hatte Geschichte gern, aber Jahreszahlen haßte ich. Heute könnte ich eine zweistündige Rede zu ihrem Lobe halten.

Man tut dieser alten Schule Unrecht, wenn man die Lernvorgänge, die sie tagtäglich füllten, mit dem Wort „stur“ abkanzeln würde. Die Hauptbeschäftigung in ihr war nämlich gar nicht das Lernen, sondern etwas, wofür mir kein besseres Wort einfällt als Operationen. Sie war in Wirklichkeit eine Geistesübungsschule, und ich will dafür ein Beispiel zitieren, das mir besonders nahe liegt: den Grammatikunterricht im Deutschen.

## Das Lernen erwies sich als unausrottbar

Unser Lehrer in diesem Fach hieß Friedrich Wilhelm Hagedorn. Schon diese Namen ließen ihn in unserer rheinischen Umwelt — wo man Klörkes oder Schlabers hieß (weitere Namen bei Böll) — als „Preußen“ erkennen. Er hatte die Figur eines Garderegiments und trug auf dem Haupt jene interessante Verbindung von Glatze und Tolle, die man von Abbildungen des Apostels Petrus kennt; dazu hatte er blitzende blaue Augen und eine energische, rasch zuschlagende Hand. Herr Hagedorn war ein Lehrer: Er ruhte nicht eher, als bis alle wußten und konnten, was zu können und zu wissen er für gut hielt. Er nahm, als wir noch klein waren, zur Not den Stock, aber er gab nicht nach.



Schüler turnen auf dem Uerdinger Röttgen (mit Herrn Friederix; 1935)

Während andere Lehrer Spitznamen wie „Schäng“, „Knudel“ oder „Jockel“ hatten, blieb Herr Hagedorn von solchen verschont. Er war zu schön, zu groß und zu tüchtig, als daß uns einer eingefallen wäre. Das Verdienst von Herrn Hagedorn war, daß er uns Sätze zerlegen ließ. Über jedem Satz mußten die Wortarten verzeichnet werden, unter jedem Satz die Satzteile, dies alles mit einem raffinierten Klammersystem, da die deutsche Wortstellung bekanntlich Satzteile mit grober Hand auseinanderreißt.

Ich bin sicher, daß wir Tausende von deutschen Sätzen so zergliedert haben, und ebenso gewiß scheint es mir, daß nur die unendliche Wiederholung uns jene Sicherheit verschaffte, die ein Adjektiv von einem Adverb so deutlich sich abheben läßt wie eine Giraffe von einem Kamel. So wurden wir, ohne es zu ahnen, Teilhaber jener stillen und grundlegenden Wissenschaft namens Logik, die allen anderen, pomphafteren zugrunde liegt.

Von Philosophie freilich als der natürlichen Fortsetzung dieser Denkbemühungen wollte ich lange, bis in die Prima hinein, nichts wissen. Meine Brüder, die damals Theologie studierten, redeten mir zu: Ohne Philosophie gebe es kein Forschen, ließen sie mich wissen. Aber ich war gegen diesen Ratschlag ebenso störrisch wie gegen ihre anderen Ermahnungen, zum Beispiel mich zu kämmen oder Personen, die sie unterwegs grüßten, auch zu grüßen. Wieso, sagte ich, ich kenne sie doch nicht.

Die Abiturientia des Autors vor ihrer alten „Penne“ (1931)



## Nicht heil, aber reparabel

Wir waren allesamt weltenweit vom sogenannten Ernst des Lebens entfernt, zu jedem Unfug aufgelegt. Das Wort „Streß“, wenn wir es damals schon gekannt hätten, wäre uns für unsere Sorgen lächerlich vorgekommen. Dabei waren wir wahrhaftig keine Elite, braver Kleinstadt-Durchschnitt, aber wir nahmen die Schule auf die leichte Schulter, auch wenn wir vor jeder Klassenarbeit, vor jedem Abfragen, jeder Zensurenverkündung bangten. Ein paar Mitschüler gingen; wenn sie sitzenblieben, blieb der Klassenzusammenhalt ungetrübt, bis sie neuen Anschluß gefunden hatten. Stand einer schlecht, so nahm er Nachhilfe; bei einem Lehrer war es teuer, die Mitschüler taten es für fünfzig Pfennig oder eine Mark.

Zum Schluß, als Primaner, hatte ich in unserem sonst meist verdunkelten besten Zimmer eine kleine Lernfabrik eingerichtet: Fünf oder sechs Schüler saßen da, und ich gab Herrn Hagedorns Weisheiten an sie weiter. Von dem Geld kaufte ich mir einen Bücherschrank aus schwarzgestrichenem Fichtenholz mit richtigen Glastüren. Meine Schwester bekam für die Aussteuer Küchenporzellan. — Ich war ein „gooter Schöoler“. Aber wie ging es den anderen? Verkläre ich nicht aus dem Rückblick unzulässig? Habe ich nicht selbst eine Zeitlang schreckliche Ängste erlebt? Ich war, so mit zwölf oder dreizehn, „wasserscheu“.

Meine Abneigung gegen den Schwimmunterricht bei Herrn G. war abgrundtief. Während die anderen die Halle mit ihrem fröhlichen Lärm erfüllten, war es mir zumute, als würde ich zum Marterpfahl geschleppt.

Ich half mir, indem ich krank wurde, zunächst nur am Schwimmtag. Als das auffiel, dehnte ich meine Krankheit nach vorn und hinten aus. Ich simulierte Fieber, bearbeitete das Thermometer, allmählich errang ich eine gewisse Fertigkeit darin, hochrot auszusehen und zu schwitzen, und am Ende steckte meine Krankheit mich tatsächlich an, ich wurde matt, sterbenselend, wurde von Arzt zu Arzt geschleppt. Erst der dritte oder vierte, ein barscher Doktor in Krefeld, erkannte, was mit mir los war und verschrieb mir zweimal in der Woche einen Fußmarsch nach Krefeld und zurück. Wenig später lernte ich schwimmen — aus einem Grund, der später zu erzählen ist.

Bescheidene Leiden. Niemals in den neun Jahren auf dem Uerdinger Realgymnasium habe ich eine Schülertragödie erlebt. Die Eltern trieben nicht, die Lehrer trietzten nicht. Niemand dachte an den künftigen Beruf. Ehrgeiz war unfein. Die Klassenkameradschaft bestand und barg. Der Klassenlehrer nahm sich seiner Schäflein an. Die Welt war nicht heil, aber reparabel.



Ich liebte lange Zeit nur meine Mutter. Das habe ich gewiß mit vielen anderen Männern gemein. Besonders war, daß ich keinerlei Ödipuskomplexe zu entwickeln brauchte, denn mein Vater war aus der Konkurrenz ausgeschieden, um in seine fromme und strenge Patriarchenrolle hineinzuwachsen. Er schwebte über den Wassern. Meine Mutter und ich waren wie unzertrennliche Geschwister, bis zum abendlichen Akt des Zubett-Gebrachtwerdens, dieser sakralen Handlung, die mit dem „Müde bin ich, geh zur Ruh“ begann und mit meiner Abfertigung als Postpaket endete. Die Mutter steckte die Bettdecke hinten tief in den Rücken, bis ich mumienartig eingewickelt war, machte zum Schluß mit der Faust noch zwei Stempel aufs Paket, und ich verreiste in meine Träume hinein. So lernte ich den Schlaf lieben, und der Schlaf ist mir treu geblieben.

Mit der Mutter ging ich zuerst Hand in Hand, dann Arm in Arm spazieren. Sie brachte mir längst vor der Schule das Lesen bei, an den Großbuchstaben der Firmenschilder. Ich lernte auf diese Weise KATHREINERS MALZKAFFEE kennen, und bei DUJARDIN kam gleich etwas Französisch dazu. Später examinierte ich meinerseits die Mutter. Zum Beispiel mußte sie die Vornamen der Dichter wissen, die ich an Hand von „Bong's Goldener Klassiker-Bibliothek“ abfragte.

Ich kann mich nicht entsinnen, daß mich meine Mutter jemals erzogen hätte. Nie fiel ein hartes Wort, nie hob sie die Stimme. Die Vorschriften kamen vom Vater und wurden notfalls listig und lustvoll umgangen. Meine Mutter war sanft.

Das hätte ewig so weitergehen können, wenn ich nicht allmählich vierzehn, fünfzehn, sechzehn geworden wäre — höchste Zeit, mit dem anzufangen, was damals „poussieren“ hieß. Während die poussierunkundigen Schüler ihre bunte Mütze mit steifem Rand trugen, brachten die kecken und abenteuerlustigen einen oder zwei „Poussierkniffe“ darin an und hieben sich die Mütze verwegen aufs Ohr. Für den Ruhm, es mit den Mädchen zu können, gar andere Bewerber auszusteichen, nahm mancher gerne sinkende Zensuren, ja Sitzbleiben in Kauf.

Liebe war damals für uns ganz entschieden „Klassenliebe“: Die Untersekunda liebäugelte mit der Mädchen-Obertertia, Briefchen flogen hin und her, Treffen fanden heimlich statt, es gab weder Discos noch Parties, nur raffinierte Heimlichkeiten, Abenteuer, Augenflirts. Wie bei der Fußballliga hätte man Tabellen, Ranglisten aufstellen können, wer gegen wen spielen durfte. Nicht einzelne begegneten sich da großartig wie Romeo und Julia, sondern Plätze wurden vergeben: die Hübscheste dem Männlichsten, Sportkanone zu Sportkano-



Das Rundweggelände in früherer Zeit; im Hintergrund rechts die frühere evangelische Volksschule (heute: Grundschule Joseph-Görres-Straße)

ne, Tennisdreß zu Tennisdreß. Zweitrangige Knaben mußten sich mit zweitrangigen Mädchen begnügen und versuchten sich einzubilden, sie hätten doch einen ersten Fang getan — Vorboten der genau eingependelten Mittelmäßigkeit vieler Ehepaare. Das Nachsehen hatten die Harmlosen und Hilflosen, die guten Jungen und die braven Lerner.

In solcher Konkurrenz machte ich eine schwache Figur. Schon die Mützenkniffe kriegte ich nicht richtig hin. Ich hätte gewiß auch gern poussiert, aber ich wußte nicht recht, wie ich es anfangen sollte. Was nützte mir die schönste Uerdinger Kirmes, diese Gelegenheit zu rauschhaften Eroberungen, wenn ich mich nicht auf die Schiffschaukel wagte? Ich war nicht nur unsportlich, sondern ich hielt Sport mit der eisernen Unerschütterlichkeit, derer ich schon damals fähig war, für ausgemachten Unfug. Ich wollte Bibliothekar werden und sah als einzige gymnastische Komplikation das Ersteigen von Leitern voraus. Nun, da ich meine Augen wandern ließ, stellte sich bald heraus, daß alle meine bisherigen Helden — der Numiderkönig Jugurtha oder der kaiserliche Feldmarschall Graf Laudon — mir nicht helfen konnten, Radfahren, Schwimmen, Handballspielen dagegen sehr. Bis dahin hatte ich nur gelegentlich an meinen zu langen Hosen gelitten, nun fand ich alles an mir unausstehlich, meine Nase, meine Brille, meine wäßrigen Augen, meinen rundlichen Leib.

## Die ersten Leiden des jungen W.

So beschloß ich denn Hals über Kopf, mein Leben zu ändern. Dieser Vorsatz erwies sich als nachhaltiger wirksam als alle guten Vorsätze, die ich früher bei der Beichte gefaßt hatte. Ich mußte kräftig werden; also nahm ich abends vor dem Schlafengehen den Waschkrug und hielt ihn mit gestrecktem Arm von mir weg, bis die Kraft erlahmte und ich ihn sinken ließ. Ich wagte mich auf ein Fahrrad, ja ich heuerte von meinen Nachhilfegeldern einen Klassenkameraden an, der meine Wasserscheu besiegte und mir das Schwimmen beibrachte. Bald verband mich mehr mit diesem Knaben als die Schwimmkunst, denn, auf den Spitznamen „Baron“ hörend, war er ein Kenner der feineren Lebensart und des weiblichen Seelenlebens und schrieb mit grüner Tinte verliebte Verse. Ich selbst erweiterte nun mein Sortiment in dieser Richtung und bedichtete wenigstens im Auftrag glücklicher Mitschüler die schönen Mädchen, die mir unerreichbar blieben.

Das erste Mädchen, in das ich mich sozusagen programmgemäß und poussierentschlossen verliebte, hieß Lotte Seligmann. Sie war nicht mehr so engelhaft wie meine frühe Kirchenliebe, aber doch blond mit schöngeflochtenen Zöpfen. Dann verfiel ich einem ägyptischen Typus namens Anita, mit rätselhaften graublauen Augen und einem schwarzen Pagenkopf, der blonde Engelhaftigkeit für lange Zeit ver-



drängte. Es stellte sich heraus, daß ich — für die Bundesliga ungeeignet — mich doch immer für Mädchen der ersten Wahl entschied, ein hoffnungsloser Tor. Daß die eine mir einmal einen Gruß bestellt, die andere mir über ein Treppengeländer hinweg zugelächelt hatte, hielt ich für eklatante Gunstbeweise, und stürzte in um so schwärzere Verzweiflung, als die eine mich bei einer zufälligen Begegnung nicht einmal kennen wollte und mir von der anderen hinterbracht wurde, sie finde mich „blöd“.

Gott sei Dank war wenigstens eine Kusine, ein schwarzbraunes lachlustiges Ding aus Köln, mir halbwegs wohlgesonnen. Sie hatte ihrerseits Schwierigkeiten mit dem Latein, und wenn schon nicht auf andere Weise, konnte ich ihr mit meiner genauen Kenntnis sämtlicher Deklinationen imponieren. Aber wie hätte ich ihr meine Begeisterung für Schwarzbraun nach Köln schreiben können, ohne unser Geheimnis an die Tante zu verraten? So schickte ich ihr harmlos-hilfreich einen „Pons“, Cäsars Gallischen Krieg von einem Schulmann übersetzt, und auf die letzte freie Seite kritzelte ich mit winzigen Buchstaben den ersten Liebesbrief meines Lebens.

Für mich stand damals fest: Mädchen waren etwas ganz anderes; wir hatten Begierden, Mädchen nicht. Sie ließen sich im äußersten Fall küssen, wenn auch widerwillig. In unserer kleinen Stadt herrschte Züchtigkeit. Die Verderbtheit kam von Köln oder Essen, in Gestalt von Schülern, die dort nicht gutgetan hatten und nun in der Schul-Pension des Herrn Jerich büßen und arbeiten mußten.

Dann kam der Augenblick, wo ich meinem

einen großen Bruder (der inzwischen von der Theologie abgefallen und Kaufmann geworden war) den Schlüsselbund mit dem Schlüssel zu seiner Geheimschublade aus der Hosentasche stibitzte, während er im Bade lag. In der Schublade fand ich Balzacs Tolldreiste Geschichten, vor allem aber einige Nummern des „Querschnitt“, eines Magazins, das damals gelegentlich Verruchtes brachte. Da war eine Federzeichnungsfolge aus einem Séparée, zauberhaft Leichtgeschürztes, das von nun an meine Phantasie beschäftigte. Als ich bald darauf nach Bonn ging, ein immer noch unglaublich naives erstes Semester, fiel mir gegenüber der Universität im ersten Stock eines Hauses ein Etablissement auf, das sich zwar „Teesalon“ nannte, aber hinter zugezogenen Vorhängen und bei schumrig-rötlicher Beleuchtung allerlei ahnen ließ. Jedesmal, wenn ich am späten Abend aus meinem Lieblingsaufenthalt, der Studentenbücherei, herauskam, fesselte mich der geheimnisvolle Salon im ersten Stock, der im übrigen so harmlos war wie (fast) alles in Bonn. Aber ich habe nie gewagt, den Fuß hineinzusetzen.

Denke ich an meine vielen Schwärmerien zurück, an die Mädchen, die ich noch immer photogetreu im Kopf trage, so frage ich mich, wie eigentlich bei so häufigem schnellen Ende mein Liebeskummer ausgesehen hat. Ich erinnere mich noch notdürftig, daß ich damals in der Musik Trost suchte.

Später erfuhr ich, daß sich in der rapiden Überwindung meiner Liebeskrisen rheinisches Naturell kundtue. Rheinländer, so nahm ich interessiert zur Kenntnis, sind oberflächlich. Rheinländer sind untragisch, un-pathetisch, der Rheinländer Hei-

ne hat bei seinen Unglücksliedern immer mit den Augen gezwinkert. Paßt es nicht zu dem Niederrheiner Beuys (herstammend aus einem Ort mit großer Margarinefabrik), daß er Fett-Plastiken macht? Was für eine Leidenschaft hat Bölls berühmte Leni, aus dem „Gruppenbild mit Dame“? Sie liebt frische Morgenbrötchen. Ein Uerdinger Kind, gefragt, was der Jüngling von Naim wohl gesagt habe, als er vom Tode erweckt, seiner Mutter zurückgegeben wurde, vermutete: „Nun wollen wir aber mal lecker Kaffee trinken gehen“. So hat es meine Tante, die Lehrerin war, berichtet. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß das rheinische Lieblingswort „lecker“ sich sowohl auf Milchreis wie auf hübsche Mädchen beziehen kann; in einem berühmten Lied wird von den Küssen der „kölschen Mädchen“ gesagt, daß sie wie „Apfeltaat“ (Apfeltorte) schmecken, was entweder die rheinische Apfeltorte adelt oder die Küsse zum Küchenhaften hin degradiert.

Der Duft meiner Verliebtheiten ist verfliegen. Verklärt zeigt sich nur noch das rheinische Idyll, dessen Schönheit jeden Begriff übersteigt und in dessen Mittelpunkt die Mutter und ihre vielen Schwestern, meine Tanten, kaffeetrinkend im Garten, im eigenen oder draußen in einer Waldschenke, und es steht unverrückbar fest, was man in diesem Garten ißt und trinkt: Weißbrot mit Rosinen, Schwarzbrot, dunkel wie Pumpernickel, hellglänzende Butter und rubinrot funkelnendes Johannisbeergelee, dazu in gewaltigen Kannen Bohnenkaffee (so sagte man damals), stark duftend, und Schokolade für die Kinder. So unveränderlich wie dieses Bild ist auch der Sonntag, der dazugehört, und es blühen die Kirschbäume oder es stehen feierlich Kaiserkrone und Rittersporn.

Unsere Straße war die Gartenstraße, und sie machte ihrem Namen alle Ehre. Die eine Seite nahm eine Häuserfront im wilhelminischen Stil ein, auf der anderen dehnten sich die Nutzgärten, alle bebaut und bepflanzt wie der unsrige. Längs der Hecken drängten sich die Stachelbeer- und Johannisbeersträucher (der mit den schwarzen Johannisbeeren, den dunkelsüßen, stand verfeimt und faszinierend in der äußersten Ecke). Die Bohnen kletterten an Stangen, die Zuckerbörsen an Drähten — es gab sie noch wie bei Heinrich Heine. Verschwunden sind, vom Fortschritt ausgelöscht, manche wunderbaren Apfelsorten, wie der rote Calville, dessen Rot aufs Fleisch durchschlug, oder wie der süßsaure weiße Calville, an den heute die „Großmama Smith“ noch ein bißchen erinnert.

An jedem Freitag kam aus dem nahen Krankenhaus in schwarzer Nonnentracht die Schwester Romualda, um Blumen für die Kapelle zu holen. Mein Vater war stolz, daß er diesen Kirchendienst leisten konnte, und machte Altarsträuße zurecht, die wie

Uerdingen: Herberz-Häuser, Stadtwaage, Niederstraße mit M-Bahn (um 1925)





Reliefs hinten flach waren; Gladiolen und Goldrauten bildeten den Hintergrund des Gebildes, Kleinwüchsiges kam nach vorn. Mein Vater war an die Fabrikation dieser Sträuße so gewöhnt, daß er auch bei Freunden und Verwandten von der Rundung der Sträuße absah.

Mit der Gartenstraße hörte die Stadt Uerdingen jählings auf. Hinter der Gärtnerei an ihrem Ende begannen die Wiesen. Da standen gruppenweise die schwarzweißen Kühe, malerisch und unschädlich, wie wir wußten. Wir gingen ihnen dennoch aus dem Wege, man konnte ja nicht wissen, vielleicht war doch heimlich ein Stier dabei. Die Blumen, die da in Fülle wuchsen, waren golden und hießen deswegen Butterblumen, denn golden war damals noch die Butter, und die Margarine blaß. Manchmal waren die Wiesen auch von einem sanftlässigen Schleier überzogen, das war das Wiesen-schaumkraut. Bogen wir von dort nach links, stießen wir durch Strauchwerk zur „Sangskull“ (Sandkuhle) vor, einer aufgelassenen Sandgrube, die uns jeden Nordseestrand ersetzte. Auch Wasser war da; sobald man etwas tiefer grub, quoll es braun hervor. Ging man durch die Wiesen weiter, so kam man zum „Käaschbüschchen“ (hochdeutsch nur schwer aussprechbar: Kirschenbüschchen), einem mit wilden Kirschbäumen bestandenen Hohlweg, über den düstere Mordgeschichten umliefen. Da konnte man Verstecken spielen oder später mit seinem Mädchen spazieren gehen, angenehm gruselig war es da, wenn es auch seit neuem an Mördern und Straßenräubern fehlte.

Gleich hinter dem Kirschenbüschchen lief die Landstraße nach Krefeld, fuhr bimmelnd die Elektrische, und auf der anderen Seite tat sich die Industriewelt auf, mit Hallen und Schuppen und Werkbahnen und dem penetranten Geruch, der sich — seine Beschaffenheit, aber nicht seine Stärke wechselnd — auch über die Wiesen und die Wohnviertel legte: bald fettig von der Ölfabrik HOWINOL, bald chemisch von den IG-Werken, die einmal dem Gründervater der Meer gehört hatten und die sich nun immer mächtiger ausdehnten, der Stadt Uerdingen Wohlstand und viele zugezogene Doktoren bescherend.

Wohin man auch blickte: Kirchtürme und Schornsteine standen am Horizont, das war das niederrheinische Land. Daß dieses Land flach war, wurde uns als Kinder nicht bewußt. Immerhin gab es ganz in der Nähe den Hülser Berg, der es auf sechzig Meter über dem Meeresspiegel brachte, und weiter als Ziel von Schulausflügen die Süchtelner Höhen und noch ein bißchen dahinter die Hinsbecker Schweiz. Ich hoffe den Hinsbeckern nicht zu nahe zu treten, wenn ich vermute, daß sich diese Schweiz bis zu Höhen von hundertfünfzig Metern steiger-

te. Erst meine Frau, eine Alpentochter, tat dem Hülser Berg Unrecht an, indem sie, oben auf ihm, fragte, wo er sei.

Flachland also, aber nicht Ebene. Das Wort haben wir in der Erdkunde gelernt, aber keinem von uns wäre es eingefallen, es auf das Niederrheinische anzuwenden. Die norddeutsche Tiefebene, und dann Polen, und dann Rußland, das war weit, unabsehbar, wir sahen es sozusagen in Steppe und Tundra übergehen, und wir lasen in Romanen von dem Wind, der ewig unruhig über die Ebene streicht. Unser Land war gestreift und gestückelt, Äcker ein paar Morgen groß, abgegrenzte Wiesen, viele Gräben, überall Pappelreihen, die Napoleon sozusagen mit eigenen Händen gepflanzt hatte. Selbst der Himmel war nicht so groß wie jener weite, tiefe, der über Holland oder über der norddeutschen Küstenlandschaft das Meer verheißt. Kein Großgrundbesitz, keine armen Bauern, alles behäbig ohne Gepränge.

## Reiz des engen Horizontes

Wir reisten nicht weit, und wenn, fuhren wir dritter Klasse, auf Holzbänken. In vier Klassen war damals noch die deutsche Menschheit eingeteilt; die vierte bestand aus großen Abteilen, bei denen nur den Querwänden entlang Bänke aufgestellt waren. Das war die Arbeiter-Klasse. Die zweite hatte grauen, die erste roten Samt, auf dem man offenbar nicht besser, aber feiner saß. Die erste Klasse sah man wenig, vermutlich begannen damals die Deutschen schon, auf drei Klassen zusammenzuschumpfen.

Kinder standen beim Eisenbahnfahren und schauten zum Fenster hinaus. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann ich zum erstenmal nicht mehr zum Fenster hinausgeschaut habe, in das Lesen eines Buches vertieft. Noch heute habe ich ein leises Schuldgefühl, wenn ich auf der berühmten Strecke zwischen Bingen und Koblenz statt auf den Rhein in die Zeitung schaue. Ich lernte die Namen der Stationen — Neuss, Norf, Nievenheim, Longerich, Dormagen, Worringen, Nippes, Köln. Wenn man es richtig liest, klingt es wie ein Gedicht. Viel später — ich war längst in Amt und Würden — fuhr ein kleines Mädchen mit mir im gleichen Abteil und fragte die Mutter, wie die Station heiße. „Dormagen“, sagte die Mutter, und das kleine Mädchen: „Dormagen — schön!“ Dormagen war freilich so wenig schön wie Norf und Nievenheim und Nippes, vom Zug aus nahm man vor allem die berühmten Kappesfelder wahr, aber Kinder sehen eben mehr als Erwachsene, und hören aus „Dormagen“ Musik.

Dann kamen, als gewaltiges Erlebnis für das Kind des Flachlandes und des Rheines, die Berge. Mein Bruder war Mönch in Maria

Laach geworden, der Radius unserer Familienreisen erweiterte sich zur Eifel hin. Ganz unvergeßlich ist mir ein aus Entzücken und Schmerz sonderbar gemischtes Gefühl, wenn ich vom Zug aus die bewaldeten Berge sah: Das war doch weich und wollig wie ein Schaffell, zum Kraulen sozusagen, und doch unerreichbar, denn kam man näher, so verwandelte sich das krause Fell der Berge in lauter Laubbäume, mit denen man nichts anfangen konnte. Spazierengehen, wie es die Mutter und die Brüder taten, wäre das letzte Mittel gewesen, diesem Zauber nahezu kommen. So kletterte ich lieber zwischen den hohen, glatten grauen Buchenstämmen den Abhang hinauf, war auf einmal zu schwach, um weiterzusteigen, und erschrak vor dem, was ich damals noch „die Tiefe“ genannt haben würde — bis ein Bruder den Angsthasen wieder zurückholte auf die wohlgegründete Erde.

Erst als Primaner wurde ich von Reiselust gepackt: Mit einem Freund wanderte ich durch den Schwarzwald, fuhr zur Weltausstellung nach Antwerpen, wurde bei Lütlich von zwei Gendarmen auf die Wache gebracht und eingesperrt, weil mein Visum den belgischen Behörden nicht gefiel (die Nachkriegsfeindschaft dauerte damals viel länger als nach 1945), und dachte trotzdem allen Ernstes daran, als „Anhalter“ nach Frankreich zu fahren.

Überblicke ich die Reiseziele, die ich damals wählte, so fällt mir auf, daß sie alle nach Süden und Westen wiesen. Wir waren, so vermute ich, nicht nur Niederrheiner, sondern Linksrheinler dazu. Bekanntlich liegen die alten großen rheinischen Städte auf dem linken Ufer, und die Kölner nennen das rechte Ufer die „schäl Sick“ (die schlechte Seite). Rechts lag Düsseldorf, und von links aus gesehen waren die Düsseldorfer neureich und neumodisch, „schick“ und nicht „gediegen“. Rechts lag auch Duisburg, und da fing etwas Neues an, das Ruhrgebiet. Schon im Ruhrgebiet sagte man wie in Westfalen „Wuurst“ statt hochdeutsch „Wurst“ oder auf kölsch „Woosch“.

Jenseits des Ruhrgebietes und des Sauerlandes und des Westerwaldes, dieser schon fremden Grenzregionen, lag irgendwo ganz in der Ferne die Reichshauptstadt: Berlin. Soviel ich mich erinnere, ist weder ein Lehrer noch ein Mitschüler je auf die Idee gekommen, eine Reise nach Berlin vorzuschlagen. Wir hatten nichts gegen Berlin, aber es fiel uns nicht ein. Unser Horizont war begrenzt durch Xanten = Ad sanctos, durch Köln = Colonia Agrippina, durch Koblenz = Confluentes, durch Mainz = Moguntiacum. Selbst das schöne Dormagen war einmal ein keltisches Durnomagus gewesen. Der Rhein war für uns Deutschlands Strom, aber auch eine feine, leisgezogene Grenze.



# Ihm gehörte nicht nur der Forstwald

Erinnerungen an Gerhard Schumacher (1790—1845)

von Theo Schultes



## Signalement des Pass-Inhabers.

1. Namen *Schumacher, Gerhard*
2. Stand *Gutbesitzer.*
3. Vaterland *Preußen.*
4. Ort des gewöhnlichen Aufenthalts *Weyden.*
5. Religion *Mennonit.*
6. Alter *34. Jahr.*
7. Größe der Person *5 Fuß 8. Zoll*
8. Haare *brun.*
9. Stirne *breit.*
10. Augenbraunen *brun.*
11. Augen *blau.*
12. Nase *mittelmäßig.*
13. Mund *gut.*
14. Zähne *gut.*
15. Bart *brun.*
16. Kinn *weich.*
17. Gesichtsform *oval.*
18. Gesichtsfarbe *gesund.*
19. Statur *stark.*
20. Besondere Kennzeichen *kein.*

## Unterschrift des Pass-Inhabers.

*Gerhard Schumacher*

## Stempel und Gebühren

- 1) Stempel . . . . . 5 Gr.
  - 2) Ausfertigungsgebühren . 20 Gr.
- Zusammen 25 Gr.

Abb. 1. Porträt Gerhard Schumachers  
Abb. 2. Personalbeschreibung Gerhard Schumachers in seinem Reisepaß aus dem Jahre 1824



Kaum ein Krefelder wird mit dem Namen Gerhard Schumacher heute etwas verbinden können, dennoch hätte es dieser Mann verdient, daß die Erinnerung an ihn wachgehalten würde. Schließlich verdanken wir ihm den Forstwald.

Den Bewohnern dieses Waldgebietes und den zahlreichen Spaziergängern ist wohl die Hermann-Schumacher-Straße bekannt, die nach Gerhard Schumachers Sohn (1812—1909) benannt ist. Ohne die Verdienste seines Sohnes schmälern zu wollen, kaum hätte er diese wohl erwerben können, wenn von seinem Vater hierzu nicht die Grundlagen geschaffen worden wären. An ihn erinnert in Krefeld aber nichts mehr.

Wer war Gerhard Schumacher? Ur-Urgroßvater Theis (Matthias) Schumacher kam aus dem Mönchengladbacher Raum nach Krefeld und erwarb als Mennonit 1679 hier das Bürgerrecht. Über Urgroßvater Hermann (1689—1719) und Großvater Johannes (1710—1757) ist nichts Bemerkenswertes überliefert. Vater Matthias (1739—1817) erwarb 1781 auf der Nordwestecke der Hochstraße (heute Hochstraße 130) das Haus „Zum goldenen Ring“. Hier betrieb er seine 1779 gegründete Wein- und Speze-reihandlung, der 1809 eine Ellenhandlung (Stoffhandlung) angeschlossen wurde. In den Jahren 1812—1814 beteiligte er sich im Nachbarhaus „zum Schiffchen“ (heute Hochstraße 128) an einer Zuckersiederei, die für seinen Sohn Peter (verstorben 1814) eingerichtet war. Hier wurde wohl die Grundlage für das spätere große Vermögen der Familie geschaffen. Es war die Zeit der von Napoleon gegen England verhängten Kontinentalsperre. Die enorme Verknappung der aus Übersee eingeführten Rohstoffe, unter anderem auch Rohrzucker, machte die Verwendung von Ersatzstoffen erforderlich. So wurde durch die französische Regierung die Gewinnung von Zucker aus Zuckerrüben gefördert. Die überaus erfolgreiche Produktion brachte den Zuckersiedern der ersten Stunde vielerorts ein beträchtliches Vermögen ein. Auf jeden Fall konnte Matthias Schumacher 1812 den Lynthof in der Honschaft Kehn, Gemeinde Vorst, erwerben. Hier ließ er auf dem schweren Ackerboden umfangreiche Zuckerrübenfelder anlegen, um seine Siederei in der Hochstraße beliefern zu können. Fünf Jahre später, nach seinem Tode, übernahm Sohn Gerhard als Erbe des Geschäftes auch den Hof. Er ließ ein prächtiges Herrenhaus errichten und nannte seinen Besitz „Groß-Lind“.

Gerhard Schumacher hatte nicht nur kaufmännische Interessen, er war auch begeisterter Naturfreund und Dendrologe. Er begann, seinen Gutshof mit einem weitläufigen, herrlichen Park, Teichanlagen, Gräben, Brücken und Pavillons zu umgeben. Seine Berater waren die namhaftesten Gar-



Abb. 3. Das Haus „Zum goldenen Ring“ wurde 1830 von Gerhard Schumacher an Stelle des alten väterlichen Hauses gleichen Namens erbaut. 1910 fiel das prächtige Patrizierhaus der Spitzhacke zum Opfer, um Platz zu machen für das noch heute dort stehende Geschäftshaus (Hochstraße 130).

Abb. 4. Das Weingut „Jesuiten Hof“ aus dem Jahre 1693 in Königswinter. Hier, in der Nähe des Rheinufer, richtete sich Gerhard Schumacher einen Sommersitz ein.

Abb. 5. Der „Krefelder Stein“ am Südhang des Drachenfelses am Fußweg vom Plateau nach Rhöndorf. Mancher Wanderer mag sich fragen, welche Bedeutung die Rest-Inschrift auf dem Gemarkungsstein hat. Wenige Monate vor der Aufnahme (Sept. 1980) war noch die vollständige Inschrift „G. Schumacher Forsthaus b. Krefeld“ vorhanden.

Abb. 6. Das Grabmal Gerhard Schumachers im heutigen Stadtgarten, Friedhof von 1812—1867





tenarchitekten jener Zeit. So erfolgte die Planung der Parkanlagen durch Maximilian Weyhe, dem Schöpfer des Düsseldorfer Hofgartens, des englischen Gartens von Schloß Benrath, des Forstgartens in Kleve, der Parkanlagen um Schloß Eller und Kalkum bei Düsseldorf und anderer mehr. Nicht weniger als 38 Holzarten waren im Park von Groß-Lind zu finden, darunter viele Exoten aus Afrika, Amerika und Asien, wie Atlaszedern, Sumpfyzpressen, Säuleneichen, hängende Steinakazien, Tulpenbäume, Hasel- und Ginkgobäume.

Mittelrhein große Teile seiner Domänen. Auch hier griff der finanzstarke Gutsherr von Groß-Lind zu. Er erwarb in den Jahren 1822—1828 umfangreiche Liegenschaften im Siebengebirge, überwiegend Weingärten in den Gemeinden Königswinter, Rhöndorf und Honnef. Außerdem kaufte er eine große Fläche am Südhang des Drachenfels sowie die Weingüter Apostelhof und Jesuitenhof in Königswinter. Letzterer ist heute noch als Weingut und Hotel (Hauptstraße 458) vorhanden. Die Hauschronik weiß zu berichten, daß Gerhard

konnte er sie in eine gewisse Abhängigkeit bringen und so die Konkurrenz ausschalten.

Daß Gerhard Schumacher in allen Dingen sehr gewissenhaft war, geht aus seinen zahlreichen Geschäftsunterlagen hervor, die im Stadtarchiv lagern, aber leider noch nicht alle erfaßt sind. Sei es das umfangreiche Inventarverzeichnis seiner botanischen Anlage auf Groß-Lind oder das Bestandsverzeichnis seiner Bibliothek, seien es die Unterlagen über den Einkauf von Saatgut, Bäumen oder gar Goldfischen



1822 kaufte Gerhard Schumacher von der Gemeinde Vorst ein über 500 Morgen großes Gelände in der St. Töniser Heide. Von seinem nahe gelegenen Gutshof forstete er das bis dahin unwirtschaftliche Land auf. Das war die Geburtsstunde des Forstwaldes. 1838 ließ Schumacher in seinem schon prächtig gediehenen Wald am Schnittpunkt der Hauptwege, heute Forstwald- und Plückertzstraße, als Sommersitz das „Forsthaus“ erbauen. Der heute noch vorhandene Mammutbaum (Sequoia) aus der Familie der Sumpfyzpressen auf der Wiese hinter dem Forsthaus wurde zur gleichen Zeit gepflanzt. Es ist eines der ersten Exemplare, das von Kalifornien nach Deutschland eingeführt wurde.

Ebenso wie die Gemeinde Vorst den Verkauf der St. Töniser Heide tätigte, um die in der napoleonischen Zeit ruinierten Gemeindefinanzen zu sanieren, so verkaufte der preußische Staat in seinen Gebieten am

Schumacher für sich auch dort einen Sommersitz einrichtete und längere Zeit des Jahres im Jesuitenhof verbrachte. Königswinter entwickelte sich damals im Zeitalter der Romantik zu einem exklusiven Rheintort.

1841 konnte Gerhard Schumacher noch die Mineralwasserquelle Apollinaris in Neuenahr erwerben, deren Wasser er mit Eigenerzeugnissen aus dem Weinbau und aus einer Brennerei auf Groß-Lind in seiner Handlung „zum goldenen Ring“ vertrieb. Die Firma Schumacher entwickelte sich als größte ihrer Art in Krefeld. Als Großhandlung belieferte sie den ganzen Niederrhein bis über die holländische Grenze hinweg. Ganz nebenbei, aber erfolgreich mit guten Umsätzen, betätigte sich der Inhaber als Bankier. Die umfangreichen Verzeichnisse der Kreditnehmer lassen erkennen, daß es sich vielfach um Kunden seines Hauses handelte. Durch die Hergabe von Darlehn

oder die Aufzeichnung seiner Reisespesen, alles ist säuberlich und exakt aufgeführt.

Gerhard Schumacher starb am 28. August 1845. Das Geschäft wurde zunächst von seiner Witwe Minna geb. ter Meer, dann von seinem Sohn Hermann weitergeführt. Dieser starb kinderlos 1909. Seine Erben und Erbeserben verkauften nach und nach den umfangreichen Grundbesitz, der weit über die hier genannten Liegenschaften hinaus ging. Der Forstwald kam 1929 in einer Größe von 570 Morgen zum Kaufpreis von 570000 Mark in das Eigentum der Stadt Krefeld.

Die letzte Ruhestätte Gerhard Schumachers und der Familiengrabstein befinden sich auf dem alten Friedhof im heutigen Stadtgarten, und zwar in der Verlängerung der Gartenstraße auf der südlichen Seite. Da der Grabstein inmitten einer Wiese abseits der Wege steht, findet er kaum Beachtung.



# Wilhelm Aerts (1885—1964) Schulmann und Naturforscher

von Ernst Köppen

Wer dem Lebensweg des am 14. September 1885 in Krefeld geborenen Schulmannes Wilhelm Aerts nachgeht, gelangt irgendwann an das naturwissenschaftliche Museum Alexander Koenig in Bonn. Der Name Aerts hat dort einen guten Klang. Nach dem Ersten Weltkrieg begann der Krefelder als Insektenkundler und Erforscher der Wildbienen von sich reden zu machen. 1964 hinterließ er seine in der Fachwelt hochangesehenen Sammlungen dem Bonner Museum.

Das Elternhaus befand sich Gladbacher Straße 64. Der Vater, Fleischermeister Wilhelm Hubert Aerts, führte eine Metzgerei. In Wohnung und Laden wimmelte es von Kindern, neun an der Zahl. Morgens ging es im Trab zur Volksschule Oelschlägerstraße. Der Vater hätte wohl den Ältesten gern als seinen Nachfolger gesehen. Doch Wilhelm junior fand am Metzgerberuf keinen Geschmack. Sein Sinn stand nach Unterweisung und Erkenntnis; dabei wußte er die Mutter, die dem Sohn ihre Naturliebe vererbt hatte, an seiner Seite. Der Vater hatte Einsehen und ließ den Ältesten Lehrer werden.

Vom Jahre 1899 an besuchte der junge Aerts die Präparandenanstalt in Krefeld. In dieser Zeit, wie auch in den folgenden Jahren am Lehrerseminar Kempen, war es ihm vergönnt, nach dem frühen Tod des Vaters der Mutter beizustehen, ihr die Hilfe bei der Berufsentscheidung durch eisernen Fleiß zu danken. 1905 legte Aerts die erste, 1907 die zweite Lehrprüfung ab. 1913 schloß sich das Mittelschul-, 1918 das Rektorexamen an. Dabei ließ der Kandidat es nicht bewenden. Während eines mehrjährigen

Studiums der Pädagogik an der Universität Köln arbeitete er sich in die Wissenschaften Botanik und Geographie ein.

Den ersten Schuldienst hatte Aerts in Traar zu versehen. Zweite Station war die Sandbergsschule in Oppum. 1926 hatte er es zum Schulrat des Kreises Moers gebracht, von dort berief man ihn nach Köln. Seine nähere Bekanntschaft mit der Naturkunde geht auf die Krefelder Ausbildungszeit zurück, in der er seine geheimen Neigungen durch einen verständnisvollen Lehrer gefördert fand; an die Naturkunde auf dem Lehrerseminar dachte Aerts dagegen nur ungern zurück. Der Junglehrer schloß sich einem Kreis älterer, der Natur- und Heimatkunde ergebener Kollegen an, von denen einige, so Albert Steeger und Hans Höppner, später zu hohem wissenschaftlichen Ansehen kamen. Der Verein für naturwissenschaftliche Erforschung des Niederrheins registrierte unter dem 1. Dezember 1913: Schriftführer Albert Steeger, Stellvertreter Wilhelm Aerts.

Während des Ersten Weltkrieges finden wir Aerts in der Röntgenabteilung eines Lazaretts. Anschließend ließ er sich, wohl um bequemer studieren zu können, nach Köln versetzen. Dort trat er dem Verein für Natur- und Heimatkunde bei. Er hielt Vorträge, erwies sich als geschickter Exkursionsführer und genoß wegen seines Unternehmungsgelüsts allgemeine Wertschätzung. Kollegen haben später sein lebenswürdiges Wesen und seine stete Hilfsbereitschaft gerühmt.

Auf Anraten der Krefelder Freunde hatte Aerts sich dem Studium der Schlupfwespen

zugewandt. Doch ließen ihn dann seine Dienstgeschäfte als Schulrat zu keiner rechten entomologischen Arbeit mehr kommen. Er übergab seine Sammlungen dem Krefelder Museum am Kaiser-Friedrich-Hain, wo sie 1943 untergingen. Käfer-Seltenheiten schenkte er der Landessammlung rheinischer Käfer. Für solchen Verzicht entschädigte ihn die zunehmende Aufgeschlossenheit seiner Lehrer für die Natur des Niederrheins.

Bei den Nationalsozialisten fiel der Schulrat in Ungnade, da er aus seiner kritischen Haltung keinen Hehl machte und sich weigerte, der Partei beizutreten. Zwar beließ man ihm Dienstbezeichnung und Bezüge, verwies ihn aber in eine Volksschulklasse zurück. Diese Kränkung traf den Menschen tief, doch die Wissenschaft hatte den Nutzen. Aerts widmete sich nun mit doppeltem Eifer dem Studium der Hymenopteren, den Hautflüglern, einer Insektenordnung — Bienen, Wespen, Ameisen — mit hochentwickelten Brutpflege-Instinkten. Er übernahm jetzt den Vorsitz des Kölner Naturkundevereins und führte ihn durch die unerfreuliche Zeit der Gleichschaltung. Zu seinem Schmerz mußte er es auf sich nehmen, verdienten jüdischen Vereinskameraden die Mitgliedschaft abzusprechen. Ahnte Aerts das kommende Unheil? Kurz vor Ausbruch des Krieges verlegte er seine Wohnung nach Königsforst. Die Vorsicht bewährte sich: Sammlungen, Literatur und Habe blieben erhalten.

Im Jahre 1946 trat Aerts, nachdem er wieder in sein früheres Amt eingesetzt war, in den Ruhestand. In dieser Zeit versuchte er mit einigen Getreuen, dem Kölner Verein die einstige Bedeutung zurückzugewinnen. Doch die Zeit hatte sich geändert. Die wachsende Volkshochschule zog viele Naturfreunde an, das Auto ließ die Bereitschaft zu anstrengenden Wanderungen erlahmen. Aerts stieg wieder häufiger aufs Katheder, versammelte Studenten um sich, schrieb für die Blätter des Naturhistorischen Vereins der Rheinlande und Westfalens. Unermüdet setzte er seine grundlegenden und zusammenfassenden Artikel über die Faunistik und Ökologie der Hymenopteren fort.

1970 legte er, damals 75 Jahre alt und körperlich schon hinfällig, den Vereinsvorsitz nieder. Als er infolge eines Augenleidens nicht mehr imstande war, seine Studien fortzuführen, leitete er die Übergabe seiner Sammlung an das Museum Alexander Koenig ein. Er starb am 30. Dezember 1964 und fand auf dem Friedhof in Köln-Deutz seine Ruhestatt.

Wilhelm Aerts leistete einen wichtigen Beitrag zur wissenschaftlichen Erforschung des Rheinlands. Der Naturhistorische Verein würdigte sein Schaffen durch Verleihung der Ehrenmitgliedschaft.



# Die Denkmalpflege braucht ein Gesamtkonzept

Ein Denkmalpflegeplan nach § 25 des Denkmalschutzgesetzes  
am Beispiel der Innenstadt Krefeld

von Rolf-Bernd Hechler

## 1. Vorbemerkung

Der Landtag von Nordrhein-Westfalen beschloß am 11.3.1980 das Gesetz zum Schutz und zur Pflege der Denkmäler im Lande Nordrhein-Westfalen (Denkmalschutzgesetz — DSchG). Es trat am 1. 7. 1980 in Kraft. Der nach diesem Gesetz vom Rat der Stadt Krefeld eingesetzte Denkmalausschuß tat sich in den ersten Sitzungen schwer, mutig und entscheidungsfreudig seine Aufgaben zu erfüllen. Bei der Aufstellung einer endgültigen Denkmalliste sei mit äußerster Zurückhaltung vorzugehen<sup>1)</sup>, hieß es, oder es ging um „Denkmäler, die wir uns leisten können“<sup>2)</sup>. Es scheint, als ließe sich der Ausschuß in die begrenzte Rolle eines „Denkmaleintragungs- beziehungsweise Denkmalverhinderungsausschusses“ abdrängen. Dabei schwebten dem Gesetzgeber bei Verabschiedung des Gesetzes vielmehr auch die neuen Dimensionen der Denkmalpflege vor, die die kommunalen Ausschüsse bei ihrer Arbeit mitzubücksichtigen haben. Unter anderem handelt es sich dabei auch um die Einbeziehung der Denkmalpflege in die allgemeine städtebauliche Planung. Um auf kommunaler Ebene für die Denkmalpflege ein Gesamtkonzept im Sinne einer entwicklungsplanerischen Fachpl-



Abb. 1. Jägerstraße 23—31: übliche historisierende Stuckfassaden der Drei- und Vierfensterhäuser des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die noch in großer Zahl erhalten sind

Abb. 2. Blumenstraße 3—13: Ungereimtheiten bei den Listen: Nr. 5 und Nr. 7 tauchen nicht mehr in der neuen Rohliste auf; Nr. 13 im Stil wie Nr. 11, zwar etwas purifiziert, ist in keiner Liste enthalten





nung erarbeiten zu können, ist in §25 DSchG ein sogenannter Denkmalpflegeplan eingeführt worden.

Im Rahmen einer Diplomarbeit an der Architekturabteilung der RWTH Aachen habe ich am Lehrstuhl für Planungstheorie einen Denkmalpflegeplan nach §25 DSchG für die Innenstadt Krefeld entwickelt. Da der Denkmalpflegeplan nach dem nordrhein-westfälischen Gesetz ein für die Bundesrepublik neues Instrument darstellt und weder Ausführungsbestimmungen noch praktische Erfahrungen vorlagen, hatte ich zunächst ein theoretisches Modell für einen solchen Plan auszuarbeiten.

## 2. Zusammenfassung der theoretischen Grundlagen

§25 DSchG lautet:

### Denkmalpflegeplan

(1) Die Gemeinden sollen Denkmalpflegepläne aufstellen und fortschreiben,

(2) Der Denkmalpflegeplan gibt die Ziele und Erfordernisse des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege sowie die Darstellungen und Festsetzungen in der Bauleitplanung nachrichtlich wieder. Er enthält

1. die Bestandsaufnahme und Analyse des Gebietes der Gemeinde unter siedlungsgeschichtlichen Gesichtspunkten,
2. die Darstellung der Bau- und Bodendenkmäler, der Denkmalbereiche, der Grabungsschutzgebiete sowie — nachrichtlich — der erhaltenswerten Bausubstanz und
3. ein Planungs- und Handlungskonzept zur Festlegung der Ziele und Maßnahmen, mit denen der Schutz, die Pflege und die Nutzung von Denkmälern im Rahmen der Stadtentwicklung verwirklicht werden sollen.

Abb. 3. Westwall 124—128: positive Leistungen der Krefelder Denkmalpflege: Die Fassade des Buschhüterhauses, jetzt Westwall 124, wurde 1975 von der St.-Anton-Straße neben die klassizistischen Gebäude transloziert. Auch der Eck-Neubau paßt sich in etwa an.

Abb. 4. Neu in der Rohliste: Hubertusstraße 153—165; davor die monotone Fensterreihe eines Verwaltungsneubaus

Abb. 5. Das neugotische Marianum ist 1973 abgebrochen worden. Ein Ensemble ist beeinträchtigt und ein Blickbezug zerstört.



Eingehend habe ich im theoretischen Teil meiner Diplomarbeit die Stellung und Funktion des Denkmalpflegeplans im Planungsgefüge der Gemeinde untersucht. Abgesehen davon, daß der Stellenwert des Denkmalpflegeplans stark von der Einstellung der jeweiligen Gemeinde abhängt, sollten die Ziele und Maßnahmen des Handlungskonzeptes schon einen Einfluß auf andere Planungen, besonders auf die Bauleitplanung, haben. Dies läßt sich neben anderen Überlegungen von der präjudiziellen und restriktiven Wirkung anderer Fachplanungen auf die Bauleitplanung ableiten. Am Begriff „im Rahmen der Stadtentwicklung“ in § 25 Abs. 2 Nr. 3 DSchG kann man erkennen, daß Denkmalpflege heute im städtebaulichen Zusammenhang gesehen werden muß.

### 3. Form und Inhalt des Denkmalpflegeplanes

Nach dem Wortlaut des Gesetzes könnte man den Denkmalpflegeplan in zwei größere Teile gliedern: in eine Bestandsaufnahme (§ 25 Abs. 2 Nr. 1 und 2) und ein Planungs- und Handlungskonzept (§ 25 Abs. 2 Nr. 3).

Im Textteil der Bestandsaufnahme sollte zunächst die in § 25 Abs. 2 Nr. 1 DSchG geforderte Analyse des Gebietes der Gemeinde unter siedlungsgeschichtlichen Gesichtspunkten erfolgen. In einem kurzen geschichtlichen Rückblick sollten unter Berücksichtigung der politischen, wirtschaftlichen und unter Umständen der geographischen oder anderer Gesichtspunkte die verschiedenen Siedlungs- und Bauphasen der Gemeinde verdeutlicht werden. Diese Analyse kann die Bedeutung einzelner Stadträume (Stadtteile, Straßenzüge, Siedlungen, Stadterweiterungsgebiete und so weiter) oder wichtiger Einzelbauwerke begründen.

Das Gesetz trennt die Darstellung der Denkmäler von dem Planungs- und Handlungskonzept, das heißt es stuft sie in den

Abb. 6. Der Bau des neuen Marianums hat von der Liebfrauenkirche aus nicht mehr die Funktion eines guten Straßenabschlusses.

Abb. 7. Nordstraße 70—76: die Umgebungsbauten der Liebfrauenkirche, eine typisch Krefelder gründerzeitliche Häuserreihe

Abb. 8. Blick von der Ecke Westwall/Nordwall über den Friedrichsplatz zum neuen Gebäude der Post. An dieser Stelle könnte man sich einen markanteren Blickfang vorstellen.







Bereich der Bestandsaufnahme ein. Die Hilflosigkeit von Verwaltungen und Entscheidungsgremien in Nordrhein-Westfalen dem neuen Gesetz gegenüber hat dazu geführt, daß nach über einem Jahr der Geltung des Gesetzes Denkmallisten auch noch nicht ansatzweise vorliegen. Von daher ist es zur Zeit notwendig, in die Bestandsaufnahme eines Denkmalpflegeplans eine Darstellung der potentiellen Denkmäler aufzunehmen und dann im Planungs- und Handlungskonzept einen Vorschlag für eine Denkmalliste nach § 3 DSchG zu erarbeiten. Als Grundlage für das eigentliche Planungs- und Handlungskonzept ist in der Bestandsaufnahme noch die Erfassung bestehender Satzungen (vor Inkrafttreten des DSchG Erhaltungssatzungen nach § 39 h des Bundesbaugesetzes und Gestaltungssatzungen nach § 103 der Bauordnung für das Land Nordrhein-Westfalen sowie Kombinationen der beiden Satzungsarten) sowie die Darstellung und Beschreibung der Gefahren, die sich für Denkmäler aus öffentlichen und privaten Planungen und Maßnahmen ergeben, erforderlich.

Im Planungs- und Handlungskonzept können Vorschläge für weitere Satzungen entwickelt und begründet werden. Dabei ist abzuwägen, ob die spezielle Satzungsart des Denkmalschutzgesetzes, der Denkmalsbereich (§§ 5 und 6 DSchG), oder die oben erwähnten anderen Satzungsarten eingesetzt werden sollen. Ferner sind die anderen Ziele und Maßnahmen der Denkmalpflege darzustellen, um überwiegend die Erhaltung der in Gefahr befindlichen Objekte zu sichern. Als Mittel dienen die Instrumente des DSchG (zum Beispiel Nutzungsgebot § 8 DSchG, Enteignung § 30 DSchG, Vorkaufsrecht § 32 DSchG) und andere Instrumente planungsrechtlicher Natur (zum Beispiel Instrumente des Bundesbaugesetzes). Das Ganze sollte in einem Zeit- und Finanzierungsrahmen abgestimmt sein.

Abb. 9. Nordwall 80: Die Fassade dieses Hauses, in der Brües-Liste enthalten und durch Satzung geschützt, ist bei einem totalen Durchbau des Hauses erhalten geblieben.

Abb. 10. Die Häuserzeile Westwall 36—44 ist bei Erhaltung der klassizistischen Fassaden neu gebaut worden.

Abb. 11. Die sogenannte Heydweillerische Faktorei (Carl-Wilhelm-Straße 29) ist 1979 für einen Neubau gewichen.



#### 4. Abgrenzung des Untersuchungs- und Planungsgebietes sowie des Untersuchungsgegenstandes für den Denkmalpflegeplan „Innenstadt Krefeld“

Der Denkmalpflegeplan nach § 25 DSchG sollte das gesamte Gemeindegebiet umfassen. Die auf drei Monate begrenzte Bearbeitungszeit einer Diplomarbeit erforderte im Falle einer Stadt wie Krefeld eine Beschränkung auf einen Teil des Stadtgebietes. Zunächst bot sich die Abgrenzung des zu bearbeitenden Gebietes nach den Grenzen eines Stadtbezirkes im Sinne des § 13 Gemeindeordnung Nordrhein-Westfalen an, da allgemein eine Umstellung der administrativen Einteilungen und Tätigkeiten auf der Basis dieser Bezirke beginnt<sup>3)</sup>. Da die zu erwartenden Probleme im Bereich der Innenstadt die Aufstellung eines Planes für diesen Bereich besonders interessant erscheinen ließen, entschloß ich mich, dies zu versuchen. Für den Bereich der Innenstadt kam aber eine Anlehnung an die Stadtbezirksgrenzen nicht in Frage. Schon mehrfach ist darauf hingewiesen worden, daß die Einteilung der Stadt Krefeld in Stadtbezirke nicht den historischen und planerischen Gesichtspunkten entspricht<sup>4)</sup>, wie dies im übrigen das Gesetz vorschreibt. Die Grenze zwischen dem Stadtbezirk Mitte und dem Stadtbezirk West liegt in etwa in der Mitte des eigentlichen Innenstadtbereichs und springt entlang des Westwalls grundstückswise vor und zurück, eine planerisch unmögliche Situation. Die Bearbeitung beider Bezirke erwies sich als zu umfangreich.

Eine weitere Möglichkeit war, das durch das Innenstadtkonzept des Planungsausschusses der Stadt<sup>5)</sup> abgegrenzte Gebiet der Innenstadt zu nehmen. In weiten Teilen bin ich diesem Vorschlag gefolgt, habe aber den südlichen Einschnitt, der durch die Bahnlinie gegeben ist, im Gegensatz zum Innenstadtkonzept nicht überschritten. Für den Denkmalpflegeplan waren die Grenzen dort nicht sinnvoll, weil sie mehre-

Abb. 12. Das Haus Luth.-Kirch-Straße 27 — zur Zeit noch Stadtarchiv —, eines der letzten Gebäude aus dem 18. Jahrhundert, ist in Gefahr, bei der Umgestaltung des Rathaus-Platzes abgerissen zu werden. Im Hintergrund der Neubau anstelle der Heydweillerschen Faktorei

Abb. 13. Das ehemalige Zollamt ist in den 60er Jahren für die Anlage eines Busbahnhofs abgerissen worden.

Abb. 14. Blick in die Garnstraße: Diese spätklassizistische Anlage ist nicht in die neue Rohliste des Landeskonservators aufgenommen worden.





re Ensembles zerschnitten. Im übrigen folgt das Innenstadt-Konzept den Grenzen historischer Entwicklungen, so daß sie für den Teilbereich eines Denkmalpflegeplans zu übernehmen waren (zu den Grenzen des Untersuchungsgebietes s. Plan 1).

Die Untersuchung bezieht sich nur auf den Sachbereich der Baudenkmäler, da im Gebiet der Innenstadt derzeit kaum wichtige Bodendenkmäler anzunehmen sind.

## 5. Die Bestandsaufnahme

### 5.1. Siedlungsgeschichtliche Analyse für den Bereich Innenstadt Krefeld

Zur Erläuterung dieses Kapitels dienen Plan 1 sowie mehrere Abbildungen.

#### 5.1.1. Die politische Entwicklung

Das Krefelder Gebiet gehörte seit dem 13. Jahrhundert den Grafen von Moers, ringsum von kurkölnischem Gebiet umgeben. Schon 1361 erwarb Dietrich IV. durch Fürsprache des Erzbischofs von Köln bei Kaiser Karl IV. die Marktrechte für Krefeld. Sein Nachfolger Friedrich II. bekam am 1. 10. 1373 die Stadtrechte für Krefeld. In der Zeit von 1501—1541 gehörte Krefeld zum Herzogtum Geldern und fiel 1541 wieder an die Grafen von Neuenahr-Moers. 1600 gelangte Krefeld unter oranische Herrschaft, die, als die Oranier ausstarben, 1701 von der preußischen abgelöst wurde.

Die entscheidende Entwicklung für Krefeld begann unter oranischer Herrschaft, als es religiöse Freistadt des Niederrheins wurde. Seit 1650 lassen sich besonders viele Einwanderungen von Mennoniten in Krefeld nachweisen.

Von 1794—1814 stand Krefeld unter französischer Verwaltung. Danach wurde Krefeld preußische Kreisstadt und 1887 Großstadt.

Seit der Jahrhundertwende kam es zu mehreren Eingemeindungen (1929 zum Beispiel Uerdingen). Der Zweite Weltkrieg traf die Stadt schwer. Heute ist Krefeld kreisfreie Stadt im Regierungsbezirk Düsseldorf.

#### 5.1.2. Die wirtschaftliche Entwicklung

Bis ins 17. Jahrhundert betrieb man in Krefeld neben Ackerbau und den gewöhnlichen städtischen Gewerben auch Leinenherstellung und Wolle-Verarbeitung. Man stand aber hinter den Erzeugnissen ande-

rer niederrheinischer Orte zurück. Erst die Einwanderer, die überwiegend Handwerker und vornehmlich Leinenweber waren, brachten die Wirtschaft in Aufschwung. Von den eingewanderten Mennoniten war nur einer, Adolf von der Leyen, im später so wichtigen Seidengewerbe tätig. Ab 1720 erlangte die Krefelder Seidenindustrie Weltgeltung und übertraf traditionelle Seidenländer wie Holland und Italien. Die Konkurrenz der Lyoner Seidenherstellung trat insoweit zurück, als dort andere Erzeugnisse produziert wurden. Das Prinzip der Industrie war das sogenannte Verlagssystem. Es ist eine Betriebsform, bei der der Arbeitgeber (Verleger) eine Anzahl von Arbeitnehmern (Verlegte) in deren eigener Wohnung beschäftigt und Rohstoffe und Arbeitsgerät zur Verfügung stellt.

Vom Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts traf Krefeld eine wirtschaftliche Stagnation. Danach verhalf eine wachsende Konjunktur zum wirtschaftlichen Aufschwung, den auch der technische Wandel (zum Beispiel das Vordringen der mechanischen Webstühle) nicht gefährdete. Nach und nach kamen andere Industriezweige zu der führenden Textilindustrie hinzu. Heute macht die Textilindustrie nur noch einen geringen Teil der Wirtschaftskraft aus.

#### 5.1.3. Die bauliche Entwicklung

Trotz der Stadtrechte war Krefeld im späten Mittelalter nur ein ummauertes Dorf<sup>1)</sup>. Die Stadtmauern dienten weniger der Verteidigung als der Überwachung der Steuereinnahmen. Nur wenige öffentliche Gebäude prägten das aus winkligen Straßen und Gassen bestehende Ortsbild. Die Wohnhäuser waren in der Hauptsache zweigeschossige Zweifensterhäuser. Auch nach Kriegszerstörungen von 1511 und 1584 hat man die Häuser im gleichen Stil wiederaufgebaut. Außer dem Straßengrundriß hat sich aus dieser Zeit nichts erhalten. Der spätgotische Turm der „Alten Kirche“ (Abb. 16) stürzte durch Kriegseinwirkung beschädigt noch 1951 ein und ist leider nicht wieder in alter Form aufgebaut worden.

Von größerem städtebaulichen Interesse sind die fünf barocken Stadterweiterungen (1692—1766) und das sogenannte klassizistische Wallgeviert, 1819 von Adolph von Vagedes geplant<sup>2)</sup>. Die barocken Erweiterungen geschahen nach geordneten Plänen, die von der preußischen Regierung unterstützt wurden. Staatliche Eingriffe sahen den Erwerb von Grund und Boden vor, der billig oder unentgeltlich an die Bauherren weitergegeben wurde. Die Anlagen waren rechtwinklig mit geraden Straßen und einigen Plätzen. Es gab schon eine hierarchische Struktur der Straßen, nach größeren Verkehrswegen und Wohnstraßen unterteilt. Geschäfts- und Wohnhäuser der

Kaufleute lagen an den breiteren Straßen, die Weberhäuser hauptsächlich an den Nebenstraßen. Die Baublocks hat man nur in der Längsrichtung von Norden nach Süden bebaut. Bauvorschriften regelten die Baufluchtlinie, Geschoß- und Gesimshöhe, Dachneigung und Massivbauweise (Backstein, Ziegeldächer). Neben individuell gestalteten Bauten von Einzelbauherren<sup>3)</sup> gab es auch Serienbauten von 4 bis 12 Häusern der großen Verlagsherren.

Auch von den Bauten des 18. Jahrhunderts hat der letzte Weltkrieg nicht viel übriggelassen. Das ehemalige sogenannte Stadtschloß der Familie von der Leyen von 1794 dient heute als Rathaus. Die prächtige Barockfassade des sogenannten Flohschen Hauses an der Friedrichstraße von 1766 ist nach den Kriegszerstörungen wieder in ihren Urzustand versetzt worden. Von den bescheideneren Gebäuden ist noch das Haus Luth.-Kirch-Straße 27 erhalten, zur Zeit als Stadtarchiv genutzt (Abb. 12). Unklar ist die Entstehungszeit des Hauses Stephanstraße 65, am Rande der zweiten Stadterweiterung von 1711 gelegen (Abb. 17). Im Brües-Inventar ist es als um 1800 entstanden datiert<sup>4)</sup>. Unter dem bröckelnden Putz des in sehr schlechtem Zustand befindlichen Hauses kann man eine Fachwerk/Backstein-Struktur erkennen. Diese Bauweise und das sonstige äußere Erscheinungsbild lassen auf ein früheres Baujahr schließen. Neben diesem Haus dürfte das Eingangstor der alten mennonitischen Kirche von 1693 an der Mennoniten-Kirch-Straße das älteste erhaltene Bauwerk in der Krefelder Innenstadt sein.

Noch 1979 erlaubte die Stadt den Abbruch der Heydweillerschen Faktorei (erbaut zwischen 1763 und 1789) an der Ecke Carl-Wilhelm-Straße/Klosterstraße (Abb. 11). Trotz erheblicher Bürgerproteste (Artikel in der Westdeutschen Zeitung vom 23. 12. 1978 und 5. 1. 1979; 10 Leserbriefe in der Zeit vom 21. 11. 1978 — 24. 1. 1979 in der Westdeutschen Zeitung) verschwand damit das letzte Zeugnis der vorindustriellen Textilfertigungsform in Krefeld, das allerdings um 1900 schon verändert worden sein muß, wie sich anhand von Fotos im Stadtarchiv beweisen läßt.

Die sechste Stadterweiterung entstand nach Plänen des preußischen Baurates Adolph von Vagedes, die 1819 durch königliche Kabinettsorder genehmigt wurden<sup>5)</sup>. Vagedes verlängerte die vorhandenen Straßen und legte um das Ganze das sogenannte Wallgeviert, welches seitdem das Krefelder Stadtbild entscheidend geprägt hat. Des weiteren öffnete er das vor der Stadterweiterung von 1766 gelegene sogenannte Karree zu einem größeren kreuzförmigen Platz, dem Friedrichsplatz. An den vier Wällen liegt ein Großteil der heute noch erhaltenen klassizistischen Bausubstanz.



Der bisher beschriebene Stadtgrundriß ist fast überall erhalten und erkennbar, wenngleich die ursprüngliche Bebauung nur in wenigen Teilen erhalten ist. Er stellt in seiner vorhandenen Struktur, dem mittelalterlich unregelmäßigen Kern, den geradlinigen barocken Erweiterungen und dem klassizistischen Alleenring insgesamt ein Denkmal dar.

Die letzte nach einem großen einheitlichen Plan ausgeführte Stadterweiterung war die von Baurat Umpfenbach 1837 entworfene. Sie ist 1843 durch Kabinettsorder genehmigt worden<sup>11)</sup>. Umpfenbach nahm das rechtwinklige Straßensystem auf, bezog aber öfter historische Straßenzüge in die Planung mit ein. Auch hielt er einige freie Plätze zur Vermehrung der Märkte für nötig. So entstanden der Luisenplatz, der Karlsplatz (später mit dem Museum bebaut) und der Albrechtsplatz.

Der Verlauf einiger Straßen ist später in anderer Form als von Umpfenbach vorgesehen ausgeführt worden. Dies wird im südwestlichen Gebiet des ehemaligen Umpfenbach-Planes deutlich, wo man das Stadtbild prägende neue Elemente wie Corneliusstraße/Corneliusplatz und Alexanderplatz eingefügt hat.

Für die Zeit nach dem Umpfenbach-Plan „sind die Pläne der 80er Jahre maßgebend und die Pläne, die um die Jahrhundertwende entstanden. Sie wurden nicht mehr im Rahmen eines allgemeinen Erweiterungsplanes ausgearbeitet, sondern auf Grund des Fluchtliniengesetzes von 1875 als Einzelpläne, die je nach Bedarf und Wunsch der beteiligten Bodenbesitzer zur Auflage und zur Durchführung kamen“<sup>12)</sup>.

Neben dem Fluchtliniengesetz hatten noch andere Umstände Einfluß auf die weitere Entwicklung der Stadt. Krefeld liegt am Rande der Mittelterrasse und fand, weil die Niederterrasse unbebaubares Bruchgelände war, seine bauliche Grenze im Umpfenbach-Plan von 1843 noch in den der Niederung entlang ziehenden Straßenzügen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts sank aber der Grundwasserstand in der Rhein-Niederung<sup>13)</sup>. Dies führte zur Ausdehnung der Stadt in östlicher Richtung, die aber für die Betrachtung des Innenstadtbereiches nicht von Bedeutung ist. Die ersten Abwasserkanäle, die als technischer Fortschritt die weitere Entwicklung bestimmten, wurden 1875—1885 in Richtung Rhein gebaut<sup>14)</sup>.

Einen tiefen städtebaulichen Einschnitt bedeutete für den Westen und Süden der Stadt der Bau der Eisenbahnanlagen. Die Strecke Homberg, Krefeld, Viersen entstand schon bis 1849<sup>15)</sup>. „Jedoch bemerkt man, daß kein Versuch zur Einordnung der Eisenbahnlinie in das Stadtbild gemacht worden ist. Da das Bebauungsschema der



Abb. 15. Moderne Geschäftsbauten „erdücken“ am Ostwall das reizvolle Haus mit Rokokostuckfassade.



Abb. 16. Der spätgotische Turm der Alten Kirche vor dem Einsturz 1951

Altstadt übernommen und unverändert fortgeführt wird, stoßen die Straßen in dem Winkel, den sie zufälligerweise durch Anpassung an die vorhandene Altstadt erhalten haben, an die Eisenbahnlinie. Eine Regelung solcher städtebaulich-architektonischen Fragen sieht das Fluchtliniengesetz nicht vor. Das Problem ist nicht erkannt und nicht gelöst“<sup>16)</sup>. Ein Teil der Eisenbahnlinie ist 1906 verlegt worden und hat dann dem Ringstraßensystem weichen müssen, die Problematik der Baublöcke ist dadurch geblieben (s. Plan 1 Frankenring zwischen Marktstraße und Roßstraße).

Die flächenmäßig größeren Erweiterungen des 19. Jahrhunderts, die größere Zahl öffentlicher Gebäude und die wesentlich geringeren Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs in diesen Gebieten bedingen den Umstand, daß die meisten historischen Baudenkmäler in der Krefelder Innenstadt aus dieser Zeit stammen. Seit dem 18. Jahrhundert prägten die Bedürfnisse der Hausweber den Grundriß der Wohnhäuser. Die Hausbreiten orientierten sich an der Größe und Zahl der aufzustellenden Webstühle. Darum waren zunächst zweifenstrige, später drei- und vierfenstrige Häuser üblich. Auch im 19. Jahrhundert baute man überwiegend Drei- und Vierfensterhäuser<sup>17)</sup>. „Auch nachdem durch die Industrialisierung der Seidenweberei gegen Ende des 19. Jahrhunderts der Bedarf an eigentlichen Weberhäusern als Wohn- und Arbeitsplatz rapide zurückgegangen war und der Wohnraum sich als Folge der Auslagerung des Arbeitsplatzes sogar erweitert hatte, baute man auch später noch nach den gewohnten Plänen“<sup>18)</sup>.

## 5.2. Die Bestandsaufnahme der potentiellen Baudenkmäler

Für die Erfassung der potentiellen Baudenkmäler boten sich folgende Quellen an:

- a) der Band „Krefeld 1“ von Eva Brües aus der Reihe „Die Denkmäler des Rheinlandes“, Düsseldorf 1967,
- b) die neue sogenannte Rohliste der Denkmäler des Rheinischen Amtes für Denkmalpflege, Stand: November 1980,
- c) die Erhaltungssatzungen der Stadt Krefeld,
- d) das Ergebnis eigener Erhebungen.

Grundsätzliches zu a): Eva Brües scheint schon von einem ziemlich modernen Denkmalbegriff auszugehen, klammert jedoch noch große Teilbereiche der historischen Baukunst des 19. Jahrhunderts aus der Inventarisierung aus.

Sie erfaßt alle Bauten bis zum ausgehenden Spätklassizismus, der in Krefeld bis 1870, teilweise sogar noch in den 80er Jahren gepflegt wird. Darüber hinaus be-



schreibt sie wenige ausgewählte Exemplare des Jugendstils sowie eigenwilligere architektonische Schöpfungen, wie Häuser von Buschhüter und Biebricher. Kirchen nimmt sie ausnahmslos in ihrer Inventar auf, selbst wenn es sich um Nachkriegs-Neubauten handelt. Bei den historisierenden Kirchen des 19. Jahrhunderts beschreibt sie teilweise auch die Umgebungsbauten (zum Beispiel Liebfrauenkirche, neugotisch, während sie das neuromanische Ensemble um St. Josef nicht mit aufnimmt). Auch industrielle Denkmäler, wie Fabrikgebäude, sind vertreten. Der Ensemble-Gedanke dringt an einigen Stellen durch, so im Falle Corneliusplatz/Corneliusstraße, wo sie nicht einzelne Häuser beschreibt, sondern nur von einer städtebaulich hübschen Situation spricht<sup>19</sup>).

Grundsätzliches zu b): Die neue Rohliste des Amtes für Denkmalpflege nimmt fast alle größeren Bauten, die bis zum Ersten Weltkrieg entstanden sind, auf und verfolgt bei Wohnbauten noch konsequenter den Ensemble-Gedanken. Allerdings sind einige schlichtere Beispiele mit Anlehnung an den Klassizismus, die bei Eva Brües besonders stark vertreten sind, nicht mehr in die neue Liste mit aufgenommen worden. Das erscheint in Teilen inkonsequent. Außerdem scheint in dieser Liste der Bereich des Bebauungsplanes (B-Plan) Nr. 400 (Lindenstraße, Breitestraße, Dreikönigenstraße, Hochstraße), in dem nach neueren Erkenntnissen bestimmt einige denkmalwürdige Bauten liegen, völlig aus der Betrachtung ausgeklammert zu sein.

Grundsätzliches zu c): Die bisher erlassenen Erhaltungssatzungen sind deshalb besonders interessant, da sie ja, solange keine Denkmalliste im Sinne §3 DSchG besteht, am deutlichsten zeigen, nach welchen Kriterien die Stadt Krefeld bereit ist, die Erhaltung von Gebäuden zu sichern. Hervorzuheben ist, daß durch diese Satzungen auch Gebäude geschützt werden, die in beiden Inventaren nicht erwähnt werden.

Grundsätzliches zu d): Die von mir durchgeführte eigene Erhebung dient mehreren Zielen:

- der Beseitigung von Ungereimtheiten, die sich aus den beiden anderen Listen ergeben,
- der Erfassung von weiteren Objekten zur Abrundung möglicher Denkmalbereiche und Erhaltungssatzungen,
- der Erfassung der im Denkmalpflegeplan darzustellenden erhaltenswerten Bausubstanz.

Zu den einzelnen Problemen: Es zeigt sich bei den wichtigeren Einzelbauwerken und in den Bereichen, wo schon Satzungen bestehen, eine weitgehende Übereinstimmung zwischen dem Brües-Inventar und

# DENKMALPFLEGEPLAN FÜR DIE INNENSTADT KREFELD

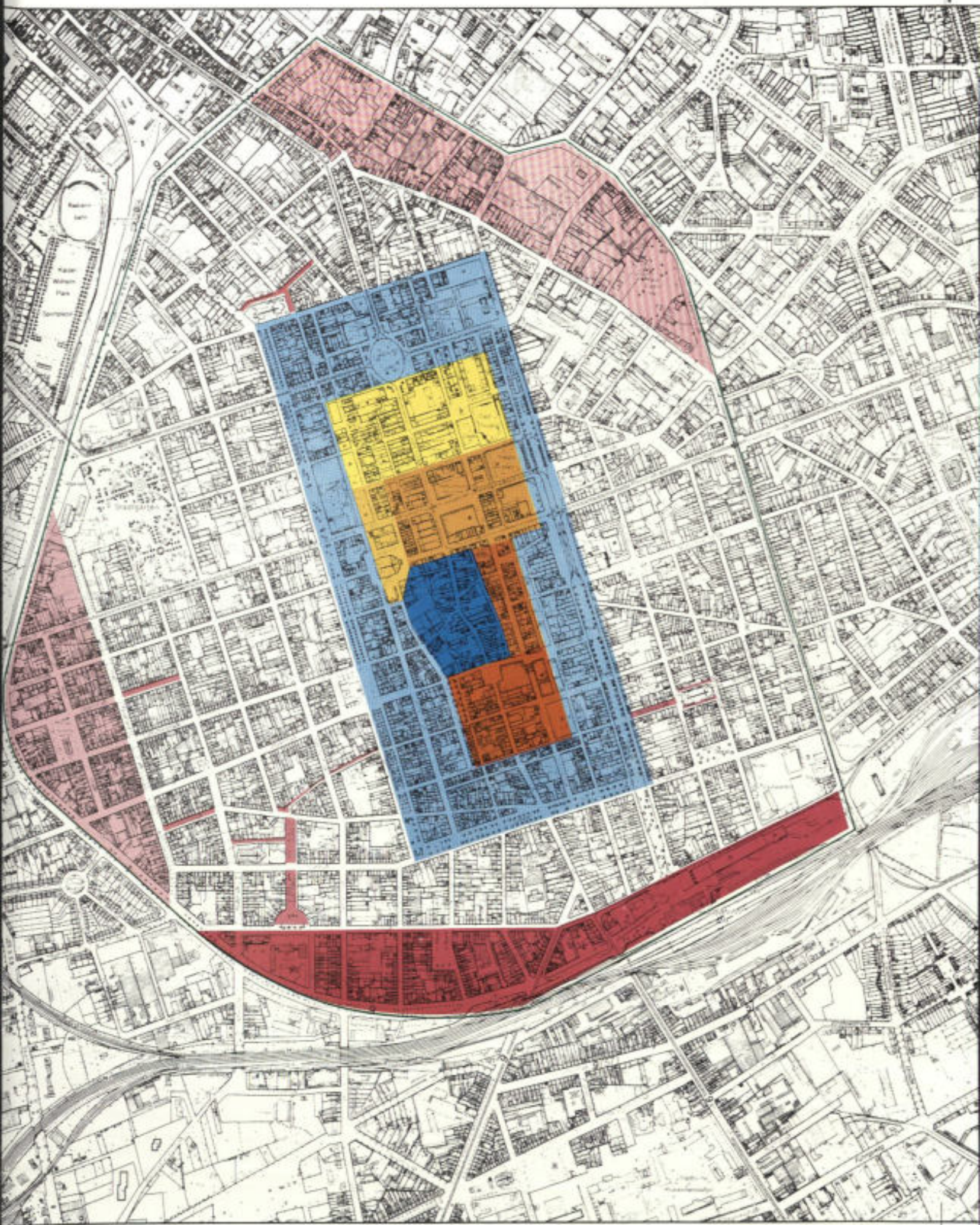
PLAN 1

BESTANDSAUFNAHME

DARSTELLUNG DER SIEDLUNGSGESCHICHTLICHEN  
ENTWICKLUNG

- GRENZE DES UNTERSUCHUNGSBEREITS
-  DAS MITTELALTERLICHE KREFELD
-  STADTERWEITERUNG 1692
-  STADTERWEITERUNG 1711
-  STADTERWEITERUNG 1738
-  STADTERWEITERUNG 1752
-  STADTERWEITERUNG 1766
-  VON A. v. VAGEDES GEPL. ERWEITERUNG 1819
-  GEBIET DER ERWEITERUNG 1843 GEPLANT  
VON UMPFENBACH
-  DAVON IM ZUGE DES EISENBAHNBAUS  
VERÄNDERT AUSGEFÜHRT
-  ZUSÄTZLICHE STRASSENZÜGE IM UMPFENBACH-  
GEBIET (z. T. SCHON NACH PflUCHIG)
-  NACH ERLAß DES PflUCHIG ANGELEGT







der neuen Rohliste. Von den Objekten, die zwar bei Brües erscheinen, aber nicht mehr in der Rohliste, sind zunächst die zu nennen, die entweder abgerissen sind oder im Erscheinungsbild so verändert, daß sie eigentlich keinen Denkmalcharakter mehr haben. Ich hielt es für wichtig, diese Objekte auch darzustellen, um die Veränderung im Denkmalbestand während der letzten 15 Jahre aufzuzeigen.

Bei den Abbrüchen kann man drei Gruppen unterscheiden:

- Wohnhäuser, die Neubauten mit einer höheren baulichen Nutzung und damit einer höheren Rendite weichen mußten, wie zum Beispiel Lensenstraße 10 und Südwall 14,
- Häuser in förmlichen Sanierungsgebieten, wie die Gebäude rund um den Dionysiusplatz,
- das Marianum, dessen innere Aufteilung nicht mehr der heutigen pädagogischen Konzeption eines Kinderheims entsprach. Die neugotische Fassade (Abb. 5), die leider nur noch in Fragmenten erhalten ist, hatte jedoch eine wichtige städtebauliche Funktion innerhalb eines neugotischen Ensembles<sup>20)</sup>. Daneben bildete das Marianum von der Liebfrauenkirche aus einen sinnvollen Straßenabschluß<sup>21)</sup>. Der Neubau erfüllt diese Funktion nicht mehr (Abb. 6).

Bei den Veränderungen handelt es sich in den meisten Fällen um eine moderne Fassadengestaltung. Keine Berücksichtigung konnten in diesem Fall geringfügige Veränderungen, zum Beispiel der Einbau sprossenloser moderner Metall- oder Kunststoffenster finden, obwohl gerade dadurch oft das ursprüngliche Bild stark beeinträchtigt werden kann<sup>22)</sup>.

Weiterhin sind in die neue Rohliste nicht mit aufgenommen:

- die Objekte, die in dem schon erwähnten Bereich Sanierungsgebiet Wallstraße/B-Plan 400 liegen,
- eine große Zahl von Objekten, die im Bereich von Ensembles (teilweise schon Satzungen vorhanden) liegen, wie um die Stephankirche und Liebfrauenkirche,
- eine Reihe an verschiedenen Straßen konzentriert liegende schlichtere Bürgerhäuser, wie an der Hubertusstraße, Blumenstraße, Dionysiusstraße und, besonders unverstänglich, an der Garnstraße (Abb. 14),
- verschiedene Einzelbauten, wie das moderne Stadttheater und im Stadtgebiet verstreut liegende Bürgerhäuser.

Dagegen neu in die Rohliste aufgenommen sind:

- einige neue Straßenzüge, wie die Tannenstraße (parallel zur Garnstraße lie-

gend, aber im Gegensatz dazu aufwendige wilhelminische Fassaden zeigend), der Bereich Alexanderplatz/Alexanderstraße (schon bestehende Satzung), die Ergänzung des neoromanischen Ensembles an der Josefskirche (teilweise zu sehen in Abb. 25), Jugendstilstraßenzüge wie am Ende der Dionysiusstraße,

- spätere Einzelbauwerke, wie der Bahnhof, das Sinn-Haus, das Hansahaus, das Land- und Amtsgericht, einige Schulen, die bei Eva Brües nicht vorkommen.

Die zusätzlich von mir berücksichtigten Bauten lassen sich wie folgt unterteilen:

- einige Einzelbauwerke, wie die Hauptpost, die zwar nach Kriegsschäden purifiziert wiederhergestellt wurde, dennoch ein wichtiges Zeugnis wilhelminischer Verwaltungsbauten darstellt,

Verwaltungs- und Wohngebäude einer Weberei auf der Weggenhofstraße,

ein Verwaltungsgebäude der Bundesbahn an der Hansastraße, dem auch im B-Plan 401 Denkmalwert zugesprochen wird,

- ergänzende Erfassung von Objekten, die in potentiellen Denkmalbereichen oder Erhaltungssatzungsbereichen liegen, wie rund um St. Josef, rund um den Stadtgarten,

- die große Masse erhaltenswerter Bausubstanz, die auszugswise erfaßt werden konnte. Das Ausmaß kann man schon an einer Karte des Innenstadtkonzepts<sup>23)</sup> erkennen, in der die in Frage kommenden Bereiche schraffiert dargestellt sind. Auch hier habe ich an einigen Beispielen versucht, Straßenzüge, die in unmittelbarem Anschluß an schon in den Listen erfaßten Ensembles liegen, zu ergänzen.

### 5.3. Die Bestandsaufnahme rechtskräftiger Satzungen

Der Wortlaut der Satzungen ist im Krefelder Amtsblatt veröffentlicht:

Satzung Hochstraße, Mittelstraße, Breitestraße, Dreikönigenstraße im Krefelder Amtsblatt Nr. 12 vom 20. März 1980,

Satzung Albrechtsplatz im Krefelder Amtsblatt Nr. 12 vom 20. März 1980,

Satzung Mittelstraße, Stephanstraße, Ostwall, Südwall, Breitestraße im Krefelder Amtsblatt Nr. 36 vom 4.9.1980,

Satzung Westwall, Südwall im Krefelder Amtsblatt Nr. 51 vom 18.12.1980,

Satzung Alexanderplatz im Krefelder Amtsblatt Nr. 51 vom 18.12.1980.

Die von der Stadt Krefeld für das Gebiet der Innenstadt erlassenen Satzungen sind bis auf eine Ausnahme Kombinationen von Satzungen nach § 39 h Bundesbaugesetz und § 103 Bauordnung für das Land Nordrhein-Westfalen.

Bei den vier Erhaltungs- und Gestaltungssatzungen geht es um den Ensemble-Schutz und den städtebaulichen Zusammenhang. Dies wird besonders bei der Begründung zur Westwall/Südwall-Satzung deutlich. Ausdrücklich erwähnt wird die städtebauliche Bedeutung des von Adolph von Vagedes geplanten Wallvierecks, der sechsten Stadterweiterung<sup>24)</sup>. Die Begründung hebt auch zwei Ensembles hervor, besonders dasjenige am Westwall-Südwall-Ende, dessen Bauzeile an der Südseite des Südwalls den Westwall sinnvoll abschließt<sup>25)</sup>. Ebenso spricht die Begründung von der Notwendigkeit, bei Veränderungen und Erneuerungen gestalterische Mißgriffe zu vermeiden.

Die Erhaltungssatzung für den Bereich Mittelstraße, Stephanstraße, Ostwall, Südwall, Breitestraße ist nur dazu geschaffen, die Erhaltung bestimmter Bauten zu sichern. Eine Gestaltungssatzung war dort nicht so angebracht, weil große Teile des Bereichs im Geschäftsgebiet liegen und schon stark verändert sind. Die Satzung überschneidet sich in einem Teil mit der Satzung Westwall/Südwall, weil sie für einen Baublock noch zusätzlich Objekte nach § 39 h Bundesbaugesetz schützen soll.

Für die Bestandsaufnahme sind besonders die Objekte wichtig, die in den Satzungen über § 39 h Bundesbaugesetz geschützt werden, aber nicht in den beiden Listen enthalten sind. Eine größere Konzentration solcher Objekte befindet sich im Sanierungsgebiet Wallstraße/B-Plan 400.

### 5.4. Gefahren für den Bestand von Denkmälern

Um ein Planungs- und Handlungskonzept zu entwickeln, ist es zunächst unerlässlich, alle Gefahren für den Bestand bestimmter Baudenkmäler zu erfassen. Es kommt vor, daß Objekte von mehreren Gefahren betroffen sind. Einige zum Beispiel stehen leer und liegen gleichzeitig in einem Sanierungsgebiet. Dann ist im Zweifelsfalle die beabsichtigte Sanierung die größere Gefahr.

Die geringste Gefahr für den Bestand geht von derzeitigen Modernisierungen aus. In vielen Fällen, beziehungsweise in Satzungsgebieten, müßte eigentlich eine Absprache mit der städtischen Denkmalpflege vorliegen. Geringfügige Veränderun-



gen, auch an der äußeren Gestaltung, wird man nicht verhindern können.

Schlechter sieht es aus, wenn Gebäude längere Zeit leerstehen und langsam verfallen. Erfreulicherweise liegt das jedoch nur in wenigen Fällen außerhalb von Sanierungsgebieten vor. Es handelt sich nur um fünf Wohnhäuser (in Privatbesitz<sup>26</sup>) sowie um eine Halle der Stadtwerke an der Hansastraße. Die weitere Verwendungsmöglichkeit dieses ehemaligen um 1900 erbauten Elektrizitätswerkes ist noch unklar.

Gefahren gehen auch von rechtskräftigen Bauleitplänen aus, da die Planung früher in der Regel keine Rücksicht auf Baudenkmäler nahm und die erhaltende Erneuerung heute nur zögernd in das Bewußtsein eindringt. In einigen Fällen, besonders in alten Durchführungsplänen, geht das mögliche Maß der baulichen Nutzung über das jetzige durch das Baudenkmal gegebene Maß hinaus. Damit besteht zumindest langfristig die Gefahr, daß die betreffenden Objekte einem Neubau weichen müssen. Betroffen sind Objekte in den Durchführungsplänen Nr. 91, Nr. 115, Nr. 116 und Nr. 125. Allerdings stehen am Westwall die Festsetzungen der Durchführungspläne in Konflikt mit den später erlassenen Erhaltungssatzungen, die ja den Bestand der Gebäude festschreiben.

Kurz- bis mittelfristige Gefahren ergeben sich aus den Sanierungen und den damit verbundenen Bebauungsplan-Verfahren. Im Sanierungsgebiet Wallstraße/B-Plan 400 stehen 14 Wohngebäude leer, davon sollen nach dem jetzigen Stand des Verfahrens 5 abgerissen werden, obwohl sie durch die Erhaltungssatzung geschützt sind<sup>27</sup>. Darunter befindet sich das als eines der ältesten erhaltenen Gebäude Krefelds beschriebene Haus Stephanstraße 65 (Abb. 17)<sup>28</sup>. Von den 14 Häusern stehen 11 im Eigentum der Stadt, 3 in Privatbesitz<sup>29</sup>. Daneben ist auch die Zukunft der Hochgarage an der Stephanstraße unklar, die das Rheinische Amt für Denkmalpflege inzwischen erhalten sehen möchte<sup>30</sup>. Im Sanierungsgebiet Süd I/B-Plan 233 geht der Trend zu einer Erhaltung der Fassaden des Sinn-Hauses und des Hansahauses. Das Sinn-Haus ist ein von Otto Engler 1906 errichteter Warenhausbau mit Sandstein-Fassade, Pilastergliederung und Schmuckformen des Jugendstils<sup>31</sup>. Das Sinn-Haus steht schon jahrelang leer. Das Hansahaus, ein viergeschossiger Geschäftsbau mit Werkstein-Fassade entstand ab 1913 nach Plänen des Regierungsbaumeisters Moritz<sup>32</sup>. Derzeit noch eine Dependence der Stadtverwaltung beherbergend, wird es demnächst größtenteils leerstehen.

Kurz- oder mittelfristige Gefahren können auch von Planungen ausgehen, die erst gerade auf politischer Ebene andiskutiert werden oder die von anderen Planungssträ-



Abb. 17. Eines der ältesten Häuser Krefelds — Stephanstraße 65 — ist in Gefahr, im Sanierungsgebiet Wallstraße/B-Plan 400 zu verschwinden. Unter dem abbröckelnden Putz erkennt man die Fachwerkstruktur.



Abb. 18. Das durch Bürgerinitiative geretete Buschhüterhaus Dreikönigenstraße 163

gern beabsichtigt sind. Von politischer Seite im Gespräch ist die Neugestaltung des Rathaus-Platzes. Damit verbunden wäre der mögliche Abriß des Hauses Luth.-Kirch-Straße 27. Das Bistum Aachen plant den Abbruch und Neubau des Altersheims St. Josef an der Tannenstraße. Völlig unklar ist auch noch die weitere Nutzung des in Landesbesitz befindlichen Gebäudes Steinstraße 137.

Kommunale Entwicklungsplanungen können für die Erhaltung von Baudenkmalern ungünstige Prämissen setzen. Im vom Rat der Stadt beschlossenen Schulentwicklungsplan wird vorgeschlagen, vier ältere Schulgebäude im Gebiet der Innenstadt aufzugeben, die sämtlich in die neue Rohliste eingetragen sind. An anderen Entwicklungsplanungen liegt bisher das Innenstadt-Konzept des Planungsamtes der Stadt Krefeld vor, dem aber nicht die Wirkung der Berücksichtigungsklausel nach § 1 Abs. 5 Bundesbaugesetz zukommt, da es nicht vom Rat verabschiedet worden ist. In dessen Verkehrskonzept wird ein Westwall-Durchbruch Richtung Lewerentzstraße vorgeschlagen. Dafür müßten durch Erhaltungssatzung geschützte Häuserzeilen abgebrochen werden. Die vorgeschlagene Auslagerung von Betrieben gefährdet die weitere Nutzung von Betriebsgebäuden an der Weggenhofstraße und Kornstraße.

Schließlich können auch Blickbezüge und Platzraumwirkungen durch verschiedene Ursachen empfindlich gestört sein. Durch Kriegseinwirkungen bis auf die Außenmauern zerstört, schloß die Webeschule (Abb. 23) als Sichtbezug und als wirkungsvolle Platzwand den Corneliusplatz ab. Der nun errichtete Neubau der Realschule (Abb. 24) hat diese Wirkung nicht. 1966 ließ die Stadt das Zollamt (Abb. 13) für den Bau eines Busbahnhofs abbrechen, das eine der drei Platzwände des Platzes vor dem Hauptbahnhof darstellte. Wie bereits erwähnt, ist auch der Blick von der Liebfrauenkirche in die Nordstraße ohne den bedeutsamen Sichtbezug „Marianum“ beeinträchtigt (Abb. 5 und 6). Schließlich hat die Bundespost am Nordwall-Ende einen unförmigen ungliederten Bauklotz hingestellt (Abb. 8). An dieser Stelle hätte aus der Sicht der Stadtgestaltung ein wirkungsvolleres Gebäude entstehen können.

## 6. Das Planungs- und Handlungskonzept

### 6.1. Vorschlag für eine Liste nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes und erhaltenswerte Bausubstanz

Für eine Liste nach § 3 DSchG (s. Plan 2) kommen zuerst diejenigen Objekte in Fra-



ge, die schon über Erhaltungssatzungen geschützt sind. Hier hat die Stadt Krefeld schon eindeutig ihren Erhaltungswillen bekundet.

Die nächste Gruppe umfaßt die Objekte, für die aus Gründen des Ensembleschutzes Denkmalsbereiche oder weitere Erhaltungssatzungen geplant werden könnten. Zu dieser Gruppe zählt auch die Masse der von mir zusätzlich vorgeschlagenen Denkmäler, wie zum Beispiel am Corneliusplatz (Abb. 22), die unverständlicherweise noch keinen Eingang in die Rohliste gefunden haben.

Schließlich ist bei den übrigen Objekten zu entscheiden, ob sie so bedeutende Einzeldenkmäler sind, daß sie in die Liste gehören, ob sie zur erhaltenswerten Bausubstanz zählen. Besonders schwierig fällt die Entscheidung im Falle der historisierenden Bürgerhaus-Fassaden im Bereich St.-Anton-Straße — Ringe — Westwall. Neben den durch Satzung oder zukünftige Satzung erfaßten Bereichen gibt es durchweg an allen Straßen gleichwertig erhaltene und gestaltete Fassaden. Man könnte fast schon von einer „Denkmälerflut“ sprechen. Zudem wird auch heute noch die kunstgeschichtliche Beurteilung von Bauten des späten 19. Jahrhunderts als schwierig angesehen<sup>23)</sup>. Die Erforschung der im Vergleich zu den Überresten früherer Epochen immensen Baumasse des 19. Jahrhunderts steht erst am Anfang. Zwar existieren für andere zusammenhängend erhaltene Gründerzeit-Quartiere schon Analysen und Bewertungen. So wird der Bonner Südstadt städtebauliche Bedeutung für die Zukunft Bonns beigemessen:

„Die Möglichkeit des 19. Jahrhunderts, gleichzeitig auf verschiedene Stile der Architekturgeschichte zurückzugreifen, schuf in kurzer Zeit auf engem Raum ein Ensemble, das in seiner Vielfalt Stadtzentren vergleichbar ist, die durch mehrere Epochen ausgebaut und verändert wurden. Die angeblich fehlende Originalität und die vermeintliche akademische Sterilität der eklektizistischen Architektur des Historismus im 19. Jahrhundert addiert sich zu urbaner Qualität und gewinnt damit für die moderne Planung der Stadt Bonn außerordentlich an Wert“<sup>24)</sup>.

Auch mit den Methoden der Informationsästhetik und der Informationspsychologie lassen sich positive Werte der Gründerzeit-Architektur ermitteln, wie eine Untersuchung des Münchener Lehels zeigt:

„Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß gründerzeitliche Architektur prinzipiell in ihrer ästhetischen Erscheinung die positiven Momente der hohen ästhetischen Information wie der semantischen Valenz besitzt. Diese

Momente werden sozialpsychologisch wirksam, wo nicht isolierte Einzelobjekte, sondern größere charakteristische Bereiche betrachtet werden, die im faktischen und psychologischen Sinn der Orientierung und affektiven Besetzbarkeit stadtbildprägend sind“<sup>25)</sup>.

Der Ensemble-Gedanke und der Zusammenhang größerer charakteristischer Bereiche haben Berücksichtigung durch die Planung von Denkmalschutz und Erhaltungssatzungen gefunden. Zusätzlich habe ich einige Straßenzüge in Plan 2 als erhaltenswerte Bausubstanz dargestellt. Ist in Zukunft eines dieser Objekte von einem Abbruch oder Umbauantrag betroffen, sollte im einzelnen der Denkmalwert des Objektes im Benehmen mit der Denkmalpflege untersucht werden.

Schließlich ist es auch nicht unmöglich, daß eines der unter Schutz gestellten Ensembles durch eine unvorhersehbare und nicht abzuwendende Katastrophe stark geschädigt wird. Die Masse an erhaltenswerter Bausubstanz eröffnete immer noch weitere Chancen für einen Ensemble-Schutz.

## 6.2. Die Ziele und Maßnahmen des Planungs- und Handlungskonzeptes

Ziel der Denkmalpflege für die Krefelder Innenstadt sollte ein wirksamer Schutz der Reste der klassizistischen und älteren Bausubstanz sowie der Schutz der Bausubstanz des 19. Jahrhunderts in größeren Zusammenhängen sein. Maßnahmen in diesem Sinne sind die Ergänzung der bestehenden Erhaltungssatzungen zu einem geschlossenen System und der Einsatz der Instrumente des DSchG zum Schutz der in Gefahr geratenen Objekte.

Zunächst habe ich untersucht, ob ein Gebiet in der Innenstadt als Denkmalsbereich ausgewiesen werden kann. Kriterien dafür waren, daß das Gebiet sowohl stark mit abwechslungsreicher denkmalwerter Bausubstanz durchsetzt sein muß, einen möglichst reizvollen Stadtgrundriß haben sollte als auch gleichzeitig in einem Umbildungsprozeß steht, der gesteuert werden muß.

Es ergeben sich grundsätzlich zwei Möglichkeiten:


- a) Das Gebiet zwischen Dreikönigenstraße, Hochstraße, Südwall, Südstraße beinhaltet sowohl den Teil der innerhalb des Wallvierecks gelegenen Bebauung, die der Krieg nicht so schwer getroffen hat, als auch Teile der Wallbebauung. Vom Stadtgrundriß her interessiert der Wechsel zwischen engen Altstadtstraßen und den breiten Wall-


# DENKMALPFLEGEPLAN FÜR DIE INNENSTADT KREFELD

## PLAN 2

### PLANUNGS- UND HANDLUNGS- KONZEPT

DENKMÄLER FÜR EINE LISTE NACH § 3 DSchG NW

 OBJEKTE, DIE GLEICHZEITIG DURCH EINE SATZUNG GESCHÜTZT WERDEN

 OBJEKTE, DIE IN EINEM GEPLANTEN SATZUNGSBEREICH LIEGEN

 BEDEUTENDE EINZELOBJEKTE

ERHALTENSWERTE BAUSUBSTANZ









Alleen. Durch einen Denkmalbereich in diesem Gebiet hätte die Denkmalpflege auch stärkeren Einfluß auf das Geschehen im Sanierungsgebiet Wallstraße/B-Plan 400.

- b) Das Gebiet rund um St. Josef wird von den Straßen Marktstraße, Hubertusstraße, Tannenstraße, Lewerentzstraße und Roßstraße begrenzt. Die Baustruktur ist eine völlig andere. Es handelt sich um die historisierende Bausubstanz rund um die neuromanische Josefskirche mit interessanten Baugruppen, wie dem neuromanischen Ensemble an der Kirche (Abb. 25), dem reizvollen Halbrund des Corneliusplatzes (Abb. 22) und dem Buschhüterhaus am Lindenplatz (Abb. 18).

Auch der Straßengrundriß hebt sich aus dem übrigen Gefüge der Weststadt hervor. Er gehört zu dem Teil der Umpfenbachschen Erweiterung, der in späterer Zeit völlig neu gestaltet durchgeführt worden ist. Er steht in einem Gegensatz zu der sonst durch rechteckige Baublöcke, gerade und gleichförmig breite Straßen geprägten Struktur. Neben der von Umpfenbach schon leicht dem historischen Verlauf angepaßten Lindenstraße ist später auch die schon immer bestehende Dreikönigenstraße bis zum Lindenplatz beibehalten worden. Schließlich hat man völlig neu die Corneliusstraße mit

dem halbrunden Abschluß des Corneliusplatzes angelegt, die neben den Wällen die breiteste Straße innerhalb des Innenstadtbereiches ist. Ihr Querschnitt kann unmöglich ein Jahrhundert Verkehrsbedürfnis des 19. Jahrhunderts entsprochen haben, zumal sie völlig unvermittelt versetzt neben dem Lindenplatz beginnt und vor dem Gelände der ehemaligen Webeschule endet. Wahrscheinlich ist sie damals zu Repräsentationszwecken sowie als Flanier- und Promenierstraße geplant worden. Eventuell sollte auch die Bedeutung der Webeschule betont werden. Heute ist die Corneliusstraße in einem Teilstück schon als Spielzone ausgebaut.

Die drei nördlichen Baublöcke des möglichen Denkmalbereichs waren Ausschreibungsgebiet der Stadt Krefeld zum Bundeswettbewerb 1979/80 „Wohnen in der städtebaulichen Verdichtung“. Die von der Stadt ausgesuchten Arbeiten sind auch im Bundeswettbewerb prämiert worden. Die Stadt erwartet nun Zuschüsse zur Revitalisierung des Viertels, und ein Bebauungsplan soll aufgestellt werden. Ein potentieller Denkmalbereich könnte auch hier die Planung mit beeinflussen. Besonders die Dreikönigenstraße ist durch die Neuplanung in Gefahr, ihren Charakter zu verlieren.

Ausschlaggebend für die Entscheidung zur Planung eines Denkmalbereiches im Gebiet rund um St. Josef könnte die Tatsache der bestehenden Satzungen im anderen vorgeschlagenen Gebiet sein. Der Arbeits-, Planungs- und Entscheidungsaufwand für eine Umwandlung dieser Satzungen in einen Denkmalbereich sollte lieber für die Aufstellung eines anderen Denkmalbereiches verwandt werden.

Die bestehende Satzung am Westwall sollte eine Ergänzung in dem Gebiet rund um die Liebfrauenkirche finden. Auch dort sind eine Reihe reizvoller Objekte gruppiert. In Anlehnung an die bestehende Satzung sollte hier eine Satzung nach § 39h Bundesbaugesetz und § 103 Bauordnung für das Land Nordrhein-Westfalen geschaffen werden.

Es eignen sich noch vier weitere Straßenzüge aufgrund einer fast lückenlos erhaltenen Bebauung aus verschiedenen Zeiträumen als Satzungsgebiet:

- die Luisenstraße mit spätklassizistischen Bürgerhäusern um 1865/70,
- die Garnstraße mit einheitlicher spätklassizistischer Bebauung aus den Jahren 1883—1886,
- die Tannenstraße mit stark historisierenden Fassaden um 1900,
- die Dionysiusstraße mit einem Jugendstil-Ensemble um 1905 und einem Nachjugendstildekor-Ensemble um 1915.



Abb. 19. Eine interessante Jugendstil-Fassade. St.-Anton-Str. 102, in keiner Liste enthalten



Abb. 20. Eine mit Ornamenten überladene Fassade — Jägerstraße 56



Abb. 21. Jugendstil-Fassade Blumenstraße 154



Für diese Straßenzüge sollten zumindest Erhaltungssatzungen nach § 39 h Bundesbaugesetz erlassen werden.

Eine weitere Erhaltungssatzung könnte um den Stadtgarten herum liegen. Diese Grünfläche ist an sich schon ein Denkmal mit altem Baumbestand und einigen Grabmälern. Entlang der Steinstraße sind nach der neuen Rohliste einige Objekte denkmalwert, zu denen ich noch einige Gebäude hinzugefügt habe. Die Häuserzeile „Am Stadtgarten“ ist von mir neu aufgenommen worden. Der Bereich könnte noch um einige Objekte in der Gartenstraße und Hubertusstraße, die schon in den Listen auftauchen, ergänzt werden. Dadurch entsteht allerdings ein flächenmäßig großer Bereich mit vielen nicht unbedingt zu schützenden Einzelflächen. Daher sollte man es auch hier bei einer Satzung nach § 39 h Bundesbaugesetz belassen.

Im Sanierungsgebiet Wallstraße/B-Plan 400 ist zu überlegen, ob zugunsten der Platzgestaltung auf einige Objekte verzichtet werden kann (so die Hochgarage und die Häuser Stephanstraße 61 und Wallstraße 23—27). Unbedingt zu erhalten wäre jedoch das Haus Stephanstraße 65, wo im laufenden Bebauungsplanentwurf nur die Dachform in ein Satteldach geändert werden müßte<sup>20)</sup>.

Die mittelfristig in Gefahr kommenden Gebäude Luth.-Kirch-Straße 27 und das Altersheim St. Josef sind schon frühzeitig durch Stellungnahme der Denkmalpflege in die Erhaltung einzubeziehen.

Für die vier Schulgebäude und das Haus Steinstraße 137 ist eine sinnvolle Nutzung zu finden. Das Problem ist dadurch gemindert, daß sich diese Gebäude im Eigentum der öffentlichen Hand befinden.

Für vier Wohnhäuser müßte ein Nutzungsgebot nach § 8 DSchG in Verbindung mit § 39 e Bundesbaugesetz (Modernisierungs- und Instandsetzungsgebot) ausgesprochen werden.

Schwierig wird es sein, eine angemessene Nutzung für die Werkhalle der Stadtwerke an der Hansastraße zu finden. Kurzfristig jedoch sollte eine Sicherung der Bausubstanz erfolgen, um weitere Schäden zu vermeiden.

## 7. Zeit- und Finanzierungsrahmen

Die den Denkmalschutz betreffende Haushaltsstelle sieht im Haushaltsplan der Stadt Krefeld, der am 5.4.1981 beschlossen wurde, folgendermaßen aus:



Abb. 22. Fassaden am Halbrund des Corneliusplatzes

Abb. 23. Die ehemalige Webeschule als Platzwand des Corneliusplatzes, im Zweiten Weltkrieg zerstört







Abb. 24. Der Neubau der Realschule kann die städtebauliche Funktion der Webeschule nicht erfüllen.

Abb. 25. Blick auf einen Teil des neuromanischen Ensembles in der Straße „An der Josefikirche“



3610 Denkmalschutz Vermögenshaushalt		
	Zuschuß Stadt DM	Zuschuß Land DM
Instandsetzung Linner Stadt- mauer	9000,--	21000,--
Verwaltungshaushalt		
Personalausg.	74900,--	
Unterh. Grund- stücke u. baul. Anlagen	27000,--	
Unterh. u. In- stands. der Denk- mäler	18000,--	
Gärtn. Anlagen u. Grünflächen	11000,--	
Gebäudeauf- nahmen	2000,--	
Geschäftsaus- gaben	1000,--	
Vermischte Ausgaben	1300,--	
		135200,--

Die Ansätze im Investitionsprogramm laufen 1981 aus. Im Vermögenshaushalt sind 1981 für den Bereich der Krefelder Innenstadt keine Ansätze vorgesehen. Die Ansätze im Verwaltungshaushalt sind allgemein auf das gesamte Stadtgebiet bezogen. Bei der derzeitigen Haushaltslage ist auch für spätere Jahre nicht mit wesentlich höheren Ansätzen zu rechnen.

Auch die Aufstellung der Satzungen ist mit Kosten verbunden, da die photogrammetrische Aufmessung eines Gebäudes 800—1000 DM kostet. Daher sollte eine Dringlichkeitsfolge der Satzungen überlegt werden. Das Gebiet mit dem größten Veränderungsdruck wird der Denkmalbereich rund um St. Josef sein. Dort sind schon im Rahmen des Bundeswettbewerbes einige Gebäude aufgenommen worden, so daß die Kosten wohl nicht für alle der rund 118 Gebäude entstehen werden.

Die weitere Reihenfolge hängt von dem Veränderungsdruck und dem Zustand der jeweiligen Bereiche ab. Außerdem ist zu bedenken, daß neben der Innenstadt auch in anderen Stadtteilen Maßnahmen der Denkmalpflege anfallen werden. Dem Augenschein nach wäre folgende Reihenfolge zu empfehlen:

Denkmalbereich rund um St. Josef circa 118 Gebäude



Abb. 26. Blick in die Steinstraße Nr. 9 bis Nr. 23



Erhaltungssatzung Garnstraße circa 23 Gebäude  
 Erhaltungssatzung Tannenstraße circa 22 Gebäude  
 Erhaltungssatzung Stadtgarten circa 50 Gebäude  
 Erhaltungssatzung Luisenstraße circa 15 Gebäude  
 Erhaltungs- und Gestaltungssatzung rund um Liebfrauen circa 51 Gebäude  
 Erhaltungssatzung Dionysiusstraße circa 21 Gebäude

Für die rund 300 privaten Gebäude wäre zur Zeit demnach mit 200000 - 300000 DM für die photogrammetrische Aufmessung zu rechnen. Haushaltsansätze dafür könnten

über mehrere Jahre verteilt werden. Die Planung sollte durch Ansätze im Investitionsprogramm gesichert werden, damit langfristig Zuschüsse durch das Denkmalförderungsprogramm des Landes angestrebt werden können.

Für die Objekte in Sanierungsgebieten kommt die Inanspruchnahme von Sanierungsförderungsmitteln nach § 43 Abs. 3 Städtebauförderungsgesetz in Frage. Dabei sind die Wohngebäude im Sanierungsgebiet Wallstraße/B-Plan 400 mit einem vertraglichen Erhaltungsgebot zu privatisieren.

Sollte die Umgestaltung des Rathaus-Platzes ebenfalls über ein Sanierungsverfahren

laufen, könnte der Durchbau des dann möglichst auch privatisierten Stadtarchivs mit Sanierungsmitteln bezuschußt werden.

Für das Altersheim St. Josef ist eine Einbeziehung in ein zukünftiges Denkmalförderungsprogramm des Landes anzustreben.

Sollte die Stadt Krefeld für die Schulgebäude keine entsprechende weitere Nutzungsmöglichkeit finden, ist hier ebenfalls eine Privatisierung zu überlegen.

Sollte die Erhaltung der Werkhalle in der Hansastraße beschlossen werden, ist wiederum auf Zuschüsse aus dem Denkmalförderungsprogramm des Landes zu hoffen.

#### Anmerkungen

- 1) Westdeutsche Zeitung vom 5. 2. 1981.
- 2) Westdeutsche Zeitung vom 30. 5. 1981.
- 3) Zum Beispiel erarbeitet das Amt für Statistik und Stadtentwicklung Stadtentwicklungspläne in den Grenzen der Stadtbezirke.
- 4) s. zum Beispiel Feinendegen, R. (1975): Die neue Bezirksverfassung - am Beispiel Krefelds erörtert. - Die Heimat, 46: S. 104 ff., Krefeld.
- 5) Innenstadt Krefeld - Gedanken und Konzepte für die zukünftige Entwicklung. - Planungsamt der Stadt Krefeld, 1975; zusammengefaßt in Kusch, G. (1975): Innenstadt Krefeld. - Die Heimat, 46: S. 27 ff., Krefeld.
- 6) Buschbell, G.: Geschichte der Stadt Krefeld, Bd. I, Krefeld 1953, Bd. II Krefeld 1954; hier Buschbell I, S. 230.
- 7) s. die Abbildung in Buschbell I, S. 236.
- 8) s. die Abbildungen in Buschbell I, S. 235 und S. 245.
- 9) Brües, E. (1967): Die Denkmäler des Rheinlandes, Krefeld 1; Düsseldorf, S. 59.
- 10) s. die Abbildung in Buschbell II zwischen S. 192 und S. 193.
- 11) vgl. die Abbildung in Buschbell II zwischen S. 192 und S. 193.

- 12) Bangert, W. (1937): Aufgaben der Krefelder Stadtgestaltung. - Die Heimat, 76: S. 250 ff., Krefeld.
- 13) Bachem (o.J.): Krefeld vom Dorf zur Großstadt; Krefeld, S. 59.
- 14) Bachem, a. a. O., S. 60.
- 15) s. den Krefelder Stadtplan von 1850, gezeichnet von P.J. Schackert, aufbewahrt im Stadtarchiv.
- 16) Bachem, a. a. O., S. 64.
- 17) s. die Abbildungen in Buschbell II, S. 394/395.
- 18) Gröters, U. (1980): Baugeschichte der Stadt und ihrer Bürgerhäuser - Vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert. - Staatsexamensarbeit, Lehrgebiet Baugeschichte; RWTH Aachen, S. 53.
- 19) Brües, a. a. O., S. 53.
- 20) Hechler, R.-B. (1979): Anmerkungen zur Neugotik und zu einigen Krefelder Bauten aus dieser Zeit. - Die Heimat, 50: S. 99 ff., Krefeld.
- 21) Brües, a. a. O., S. 50.
- 22) Hechler, R.-B. (1980): Fensterformen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts in Krefeld. - Die Heimat, 51: 162 ff., Krefeld.
- 23) s. die Abbildung in: Die Heimat, 46: S. 35; Krefeld 1975.
- 24) Krefelder Amtsblatt Nr. 51 vom 18.12.1980, S. 262.
- 25) Krefelder Amtsblatt Nr. 51 vom 18.12.1980, S. 263.
- 26) laut Krefelder Adreßbuch, Ausgabe 1979.

- 27) Für drei Gebäude ist schon kurzfristig während des Verfahrens die Abbruchgenehmigung erteilt worden. Der Bagger war schon da!
- 28) Nach der erneuten Offenlage des B-Plans 400 vom 14.9.1981 wird das Gebäude durch die Bestimmungen des Bebauungsplanes nicht mehr gefährdet.
- 29) laut Krefelder Adreßbuch, Ausgabe 1979.
- 30) Durch die in Anmerkung 27) erwähnten Abbrüche ist schon fast ein sogenannter Sachzwang entstanden, die Hochgarage zu entfernen, da eine häßliche Ecke dazu einläßt.
- 31) Grunsky, E. (1979): Otto Engler - Geschäfts- und Warenhausarchitektur 1904-1914. - Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft 28, S. 12; Köln.
- 32) Rheinische Post vom 16. 6. 1978.
- 33) Fröhlich, M. (1981): Anmerkungen des Historikers. - Bauen u. Wohnen, Nr. 3, S. 40 f.; München.
- 34) Grunsky, E., & Osteneck, V. (1976): Die Bonner Südstadt. - Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft 8; S. 8; Köln.
- 35) von Buttler & Selig & Wetzig (1972): Erhaltenswerte Stadtbildelemente des Münchener Cityrandgebietes Lehel. - Deutsche Kunst- und Denkmalpflege, S. 65 ff., S. 68; dazu die Abbildung S. 69.
- 36) nach neuestem Verfahrensstand schon geändert; s. Anmerkung 28).



# Das erste Krefelder Armenhaus

von Guido Rothhoff

Dem Fingerglück des Neusser Archivleiters Jürgen Huck ist es zu verdanken, daß eine für die Krefelder Stadtgeschichte wichtige Urkunde der Vergessenheit entrissen wurde. Bei Ordnungs- und Verzeichnungsarbeiten bemerkte er eine auf Pergament ausgefertigte Notariatsurkunde vom 6. November 1535, die als Umschlag für eine Akte diente, die Einkünfte der Armenspende auf dem Friedhof zu Neuss von 1527—1585 betrifft<sup>1)</sup>. Die Urkunde ist nur am unteren Ende beschnitten worden, um sie als Umschlag verwenden zu können. Dieser Textverlust ist jedoch inhaltlich ohne Belang, da er nur noch Formelhaftes und den Unterfertigungsvermerk samt Signet des Notars enthalten haben kann.

Die Urkunde stellt das Testament des Dietrich Greve alias Taiellen dar, der Priester der Kölner Diözese und Rektor des St. Sebastianus-Altars in der Pfarrkirche St. Dionysius der Stadt Krefeld war. Für den Todesfall traf der geistliche Herr folgende Anordnungen:

Die Exequien sollen in der St. Dionysiuskirche in der üblichen Weise mit Vigilien, Messen, Kommendationen und sonstigen Gebeten für verstorbene Priester gehalten werden.

Neben den üblichen Legaten für den Erzbischof und die Domkirche erhält die Dionysiuskirche vier Goldgulden gängiger Münze. Die zwei Morgen Ackerland im Amt (districtus) Kempen Vyr Jans, volkstümlich Reynertz-Land gen., und Tilmanns Angene sollen unter die Erben väter- und mütterlicherseits verteilt werden.

Sein von ihm bewohntes Haus in der Stadt Krefeld soll als Wohnung für Arme dienen, die sich scheuen zu betteln oder von Tür zu Tür zu gehen; Blutsverwandte des Testators sind dabei zu bevorzugen; Pfarrer und Provisoren der Krefelder Kirche haben von Fall zu Fall darüber zu disponieren.

Für fünf Gedächtnismessen, die jährlich in der Krefelder Kirche von fünf Priestern für das Seelenheil des Testators, seiner Eltern und Verwandten zu zelebrieren sind, bestimmt der Testator 2 3/4 Morgen (duo journalia et tres partes unius journalis), einer gelegen am Huyser Weg gen. der lange Morgen, 3/4 am Huyser Weg gen. Dyemers Land und einer „an der Linggen“. Die Provisoren müssen davon an jeden Priester 2 Albus zählen, während jene selbst, um die jährliche Feier der Memorie sicherzustellen, jeder 1 Albus erhalten. Was von den Einnahmen dieser Ländereien übrigbleibt, sollen Pfarrer und Provisoren für Reparaturen an dem vermachten Armenhaus verwenden. Ferner vermacht er den in diesem Haus wohnenden Armen 3/4 Morgen Land am Müllenberg, das sie als Garten für Kohl, Lein und anderes Notwendige nutzen sollen.

Weitere sechs Morgen Ackerland im Amt (in districtu et dominio) Kempen bestimmt er für die Verteilung einer Brotpende an die Armen anlässlich seiner jährlichen Memorie; das Land ist nach Angabe des Testators laut Schöffenukkunde schon mit jährlich 30 rheinischen Goldgulden an Michaelther Buecken belastet. Die jährliche Verteilung der Brotpende aus den Einkünften dieses Landes obliegt Pfarrer und Provisoren, die dafür eine ihnen angemessen scheinende Vergütung nehmen dürfen, um die fortdauernde Verteilung sicherzustellen.

Am Tage der Beisetzung des Testators soll an die Armen Weizenbrot von drei Schefeln oder Maltern (modiorum sive maldrum) verteilt werden.

Zu Testamentsvollstreckern bestimmt er Johann von Neuss (Nuscia), Pfarrer beziehungsweise Vizekurat in Krefeld, Johann then Bosch, Vikar in der Pfarrkirche St. Tönis (Sancti Anthonii)<sup>2)</sup>, Priester der Kölner Diözese, und den abwesenden Gortfridus

am Daer alias Daer Gadert, Laie in der genannten Diözese.

Der Schluß fehlt.

Wenden wir uns nun der inhaltlichen Interpretation der Urkunde zu, soweit sie für die Stadtgeschichte von Interesse ist. Die Dionysiuskirche war selbstverständlich die Kirche, die in den 70er Jahren des 15. Jahrhunderts als Vorläuferin der heutigen Alten Kirche neu erbaut worden war<sup>3)</sup>. In ihr befand sich, wie jetzt erstmals bekannt wird, außer dem Hauptaltar und dem Marienaltar mit eigenem Rektor noch ein St. Sebastianus-Altar, ebenfalls mit eigenem Rektor. Der hl. Sebastian ist bekannt als Patron zahlreicher Bruderschaften, die sich der Pflege Pestkranker widmeten, und von Schützenbruderschaften. Es ist also durchaus möglich, daß in Krefeld eine Sebastianus-Schützenbruderschaft bestand und diese den Altar gestiftet hatte. Die Existenz einer Liebfrauenbruderschaft in Verbindung mit dem Marienaltar spricht für diese Vermutung.

Es bedeutete eine soziale Tat, daß der Testator sein Wohnhaus für solche Arme bestimmte, denen der Mut fehlte, sich ihren Lebensunterhalt zusammenzubetteln. Nun bestand schon vor 1447 in der Stadt ein sogenanntes Gasthaus mit einer eigenen, der hl. Maria Magdalena geweihten Kapelle, deren Einkünfte 1447 durch den Grafen Friedrich von Moers und seine Frau Engelberta von Kleve schriftlich fixiert wurden<sup>4)</sup>. Unter einem Gasthaus verstand man in früherer Zeit ein Haus, in dem vor allem mittellose Kranke und Altersschwache, aber auch Arme Aufnahme fanden<sup>5)</sup>. In Uerdingen blieb bekanntlich die Kapelle des Gasthauses zum hl. Michael (Klöße) erhalten. Die Armen im Krefelder „Hospital“ erhielten noch 1624 eine größere Zuwendung<sup>6)</sup>. Ob das Krefelder Gasthaus beziehungsweise Hospital auch Arme im erwerbsfähigen Alter aufnahm, scheint angesichts Greves Stiftung zweifelhaft.



Man sollte erwarten, daß der Testator auf ein bereits bestehendes, ausschließlich für Arme bestimmtes Haus hingewiesen oder diesem nur ein Legat zugewiesen hätte, statt sein eigenes Haus zu stiften. Die Bemerkung des Testators über das Angewiesensein der Armen auf den Bettel dürfte ebenfalls für die Nichtexistenz eines eigenen Armenhauses sprechen. Genauere Angaben über fünf beziehungsweise drei Armenhäuser liegen erst seit 1635 vor, wie H. Botzet<sup>7)</sup> im einzelnen dargelegt hat, aber es scheint sehr zweifelhaft, ob diese an das 1535 gestiftete Armenhaus anknüpften, das wahrscheinlich 1584 beim Brand Krefelds zerstört wurde.

Der Testator ließ es nicht bei der Stiftung seines Hauses bewenden, sondern traf auch Vorsorge für dessen bauliche Unterhaltung und eine gewisse Lebensmittelversorgung seiner Insassen. Die unter anderem hierfür bestimmten Ländereien lagen an einem Weg, der zum noch erhaltenen Hauser-Hof im Westen der Stadt führte, und in der Bauerschaft „Unter der Linde“, also etwa im Bereich der heutigen Straßenkreuzung Marktstraße/Forstwaldstraße/Weeserweg/Baackesweg. Der Mühlenberg als Platz des Kohlgartens ist der Standort der Krefelder Mühle, die nach einer Urkunde von 1525<sup>8)</sup> in der Nähe des Bontenbroichhofes, des späteren Bontemershofes, also in der Nähe der Kreuzung Moerser Straße/Steckendorfer Straße lag.

Nicht beschränkt auf die Bewohner des Armenhauses blieb die Weizenbrotspende am Begräbnistag des Testators und die Brotverteilung an seinen Jahrgedächtnissen, die wohl nur denen zugute kam, die daran teilnahmen. Die Lebensklugheit des Testators zeigt sich darin, daß er Pfarrer und Provisoren finanziell an den Stiftungen beteiligte, um sie so nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Über die Stiftungsländereien haben sich glücklicherweise weitere urkundliche Nachrichten im Archiv des Prämonstratenserinnenstiftes Meer, heute im Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf, erhalten, was nicht überrascht, da dieses Stift bekanntlich die Patronatsrechte über die Pfarre Krefeld besaß. In der ersten Urkunde vom 4. März 1521 beurkunden zwei Schöffen von Land und Stadt Krefeld, daß die in Fischeln wohnenden Eheleute Wymmers an den geistlichen Herrn Dietrich Greff genannt Telen einen Morgen Land am Hauserweg zwischen Land von Taches und Diemers verkauft haben. Es dürfte sich hier um den Morgen handeln, den das Testament von 1535 an der gleichen Stelle erwähnt. Die Urkunde trägt außerdem einen Rückvermerk vom 25. März 1536, laut dem die Treuhänder des verstorbenen Dietrich Telen — es sind die im Testament nach dem Pfarrer genannten Testamentsvollstrecker — die Urkunde

dem Krefelder Pfarrer, Johannes [Schue] von Neuss, zum Nutzen der Dionysiuskirche übergeben haben, die von dem Morgen jährlich auf Katharina 1 Goldgulden erhalten soll. Nach einem weiteren Vermerk vom 30. November 1538 ging die Urkunde mit der gleichen Verpflichtung an einen Heyncken Mens über, was wohl bedeutet, daß der Morgen mit der jährlichen Abgabeverpflichtung an diesen Mens verpachtet wurde; denn bei einem Verkauf hätte dieser die Urkunde behalten müssen.

Diese im Krefelder Urkundenbuch zweimal und dazu fehlerhaft aufgeführte Urkunde von 1521<sup>9)</sup> — aus einem Tagesdatum Katharina wurde dort ein St. Katharina-Altar in der Krefelder Kirche —, die Herkunft und Weitergabe eines zur Armen-Stiftung gehörenden Grundstückes belegt, wird durch eine zweite Urkunde vom 1. Oktober 1536 ergänzt, die im genannten Urkundenbuch ebenfalls teilweise mißverstanden wiedergegeben ist<sup>10)</sup>. Mit ihr beurkunden die Kempener Schöffen, daß die drei namentlich aufgeführten Testamentsvollstrecker des Herrn Dietrich Greve an die Eheleute Holthuiß sechs Morgen Land an der Straße nach Steynheide — zwischen St. Tönis und Vorst, was die Heranziehung des St. Töniser Vikars als Testamentsvollstrecker erklärt —, die mit Abgaben unter anderem an die Kinder von Michael ther Buecken und die Gasthausmeister zu Kempen belastet sind, verpachtet haben. Die Jahrespacht von drei Malter Roggen Kempener Maß, die auf Remigius (1. Oktober) an Pfarrer und drei Kirchmeister in Krefeld abzuliefern war, sollte auf Kunibert (12. November) von Pfarrer und Kirchmeistern an die Armen verteilt werden. Es handelt sich hier also offensichtlich um die sechs Morgen, aus denen laut Testament eine jährliche Brotspende verteilt werden sollte. Weiter ergibt sich hieraus ziemlich sicher, daß Greve am 12. November 1535 gestorben ist. Zu seinen Verwandten darf man den aus Kempen stammenden Kanoniker am Stift St. Gereon zu Köln, Jakob Greve, rechnen, der 1506 Rentenstiftungen für das genannte Stift, den St. Jöris-Konvent auf dem Kölner Waidmarkt aus 30 Hausarme im Kirchspiel Kempen tätigte<sup>11)</sup>.

Beide Schöffenerkunden von 1521 beziehungsweise 1536 sind wahrscheinlich spätestens 1565 ins Meerer Archiv gelangt, als Pfarre und Pfarrhaus Krefeld nach dem Tode des Pfarrers Schue in den Besitz der Evangelischen übergingen. Mit ihnen könnte auch Greves sachlich dazu gehörendes notarielles Testament nach Meer gelangt sein. Eine Untersuchung des Meerer Grundbesitzes würde möglicherweise klären, ob das Stift zugleich die mit Abgaben an das Armenhaus belasteten Grundstücke an sich gezogen hat.

Als Krefeld im Truchsessischen Krieg 1584 zerstört und von der Bevölkerung für einige

Jahre aufgegeben wurde, bedeutete das auch das Ende des ersten Armenhauses. Von seinem Wiederaufbau und seiner Nutzung als Armenhaus weiß man nichts. Mit einiger Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß das Stift Meer die Wiedererrichtung des alten Armenhauses in der protestantischen Pfarre Krefeld durch dilatorische Behandlung der Angelegenheit zu verhindern gewußt hat.

Wie das schließlich rechtlich unwirksam gewordene Testament in das Staatsarchiv Neuss gelangte, darüber können nur Mutmaßungen angestellt werden: Wurde es aus dem Meerer Archiv entfremdet oder bewußt entfernt oder gelangte es vielleicht als Vorurkunde bei der Weiterveräußerung eines Stiftungs-Grundstücks auf einen Weg, der im Stadtarchiv Neuss endete. Nach dem Alter der Beschriftung des Umschlages wurde die Notariatsurkunde wohl schon im 17. Jahrhundert einer neuen Verwendung zugeführt.

Hoffen wir auf weitere Archivalienfunde dieser Art.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Herr Kollege Huck, dem das Stadtarchiv ein Foto der Urkunde verdankt, wird diese in das Neusser Haupturkundenarchiv einordnen.

<sup>2)</sup> Unklar ist, ob dieser Vikar einer der beiden Vikarien der St. Töniser Kapelle zuzuordnen ist oder ob er Rektor der Kapelle war, die erst nach und nach Pfarrechte erhielt und 1554 von der Pfarre Kempen abgetrennt wurde. Vgl. F. W. Oediger, Die Erzdiözese Köln um 1300, 2. Heft Die Kirchen des Archidiakonates Xanten, Bonn 1969, S. 196.

<sup>3)</sup> Für Einzelheiten sei verwiesen auf G. Rothhoff, Christliche Anfänge im Raum Krefeld und Entwicklung der Pfarre und des Klosters Krefeld bis zur Reformation, in: Katholisches Krefeld, hrsg. von E. Bungartz, Krefeld 1974, S. 33 ff.

<sup>4)</sup> H. Keussen, Urkundenbuch der Stadt und Herrlichkeit Krefeld und der Grafschaft Moers (KUB) II, 1939, Nr. 2352 mit irreführendem Regest.

<sup>5)</sup> S. Reicke, Das deutsche Spital und sein Recht im Mittelalter 1, Stuttgart 1932, Neudruck Amsterdam 1970, S. 307 f.

<sup>6)</sup> KUB V Nr. 6634.

<sup>7)</sup> H. Botzet, Hausarme und Bettler, in: Die Heimat 35, 1964, S. 12 ff.

<sup>8)</sup> KUB III Nr. 5075.

<sup>9)</sup> HStA Düsseldorf, Meer Urk. 170, KUB III Nrr. 5018 und 5019.

<sup>10)</sup> HStA Düsseldorf, Meer Urk. 186a, KUB III Nr. 5208.

<sup>11)</sup> A.-D. v. d. Brincken, Das Stift St. Georg zu Köln, Köln 1966, (Mitt. StA Köln 51), Register unter Greve, insbesondere S. 258. — Dieselbe, Das Stift St. Mariengraden zu Köln, Köln 1969 (Mitt. StA Köln 57), Register unter Greve.



# Johannes Blum — Krefelder, Bauer und Parlamentarier

von Ludwig Blum

Am 24. 11. 1980 hat der Hauptausschuß der Stadt Krefeld beschlossen, eine neue Straße südlich des Schulzentrums Süd (Fischeln-Königshof) Johannes-Blum-Straße zu benennen. Der Name Johannes Blum bleibt damit im Stadtgebiet Krefeld erhalten.

Wer war Johannes Blum? Er war ein tüchtiger Bauer am Rande der Stadt Krefeld, an der Grenze Fischeln. Als einziger Sohn erbte er den Hof seiner Eltern. Der Hof lag an der Untergath. Geboren wurde er 1857 in Krefeld, wo er 1946 auch verstarb. Acht Kinder schenkte ihm seine Frau Katharina, geborene Schmitz, vom Renneshof. Seine etwas gebeugte Statur zeugte von der harten Arbeit hinter dem Pflug. Für ihn waren Saat und Ernte geheiligte Handlungen. Johannes Blum war überhaupt ein recht frommer Mann. Er soll an keiner Kirche vorbeigegangen sein. Für ein kurzes Gebet hatte er immer Zeit. Auch träumte er von einer Pilgerfahrt nach Rom, die ihm aber nicht vergönnt war. Den Weg nach Kevelaer ist er jedoch zu Fuß gegangen. Er trat mannhaft ein für seinen christlichen Glauben und für die Reinheit der Sitten. Oft erklang die Orgel im Alexianerkloster unter seinen kundigen Händen. Johannes Blum war in allen Schichten der Bevölkerung beliebt, blieb selbst dabei zeit lebens bescheiden in seinen Ansprüchen, aber fest in seiner Gesinnung. Er vertrat offen seine Meinung. Als man ihn anlässlich des Kaiserbesuches fragte, was er von den Feierlichkeiten halte, da antwortete er: „Unausstehlich. Wir durften nur klatschen, wenn seine Majestät klatschte.“

Zur Politik kam er durch Ludwig Windthorst, den er in jungen Jahren in Köln gehört hatte. An die 30 Jahre führte er die Krefelder Zentrumspartei. Mit 40 Jahren kam er 1897 als Zentrumsabgeordneter in das Krefelder Stadtparlament. Als Politiker war er außerordentlich regsam, seine Meinung wurde sehr beachtet. Er gehörte auch zu den Befürwortern des Krefelder Grüngürtels. Es blieb jedoch nicht beim Stadtratsmandat. Er wurde Mitglied der Landwirtschaftskammer und des preußischen Landtags. Der Niederrhein sandte ihn 1919 in die Nationalversammlung und anschlie-

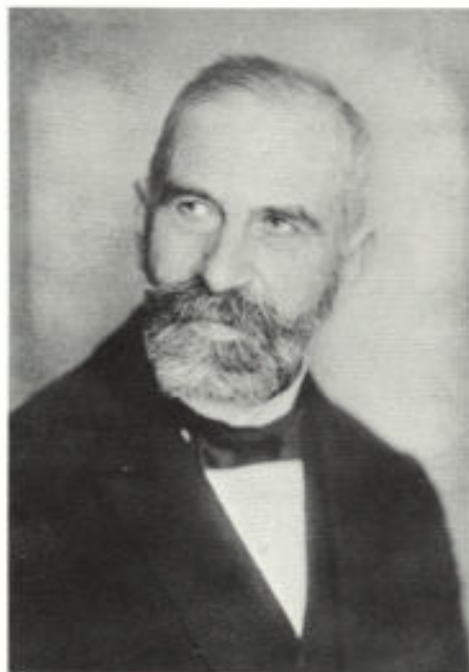


Abb. 1. Reichstagsabgeordneter Johannes Blum

ßend in den Reichstag. Es war eine schwere Zeit für Politiker. Die Weimarer Republik wurde geboren, der Versailler Vertrag zu Papier gebracht. Er hat mit beschlossen, den Vertrag zu unterzeichnen, aber nur, um das Deutsche Reich vor dem völligen Zusammenbruch zu retten. Johannes Blum gehörte nicht zu den „Hinterbänklern“, er war ein glänzender Redner. Zeitgenossen und Zeitungen sagten und schrieben über ihn: „Ein neuer Stern ist am Zentrumshimmel aufgegangen“ oder „Abgeordnete von Profil und Charakter des Krefelders müsse man mit der Laterne suchen“.

Er war ein Sohn der niederrheinischen Erde. Fest verwurzelt in unserem Boden, durchglüht von einer tiefen religiösen Haltung, vergaß er neben den Sorgen seines Berufsstandes nie die Nöte der arbeitenden Bevölkerung. Er besaß ihr Vertrauen. Lange Jahre war er im Reichstag ein kluger und besonnener Sachwalter der Interessen des Niederrheins. In Wort und Tat, als volks-

tümlicher packender Redner verstand er es, die Interessen seiner Region zu vertreten und zu verteidigen. Im Vorfeld des Dritten Reiches stand er in mancher Wahlversammlung mutig für seine Partei ein.

Ein Mann wird geehrt, der es tatsächlich verdient. Zu seinem Tode erhielt die Familie Blum nachstehenden Brief des Oberbürgermeisters der Stadt Krefeld:

„Sehr geehrte Familie Blum!

Zum Heimgang Ihres von mir hochverehrten Vaters, des langjährigen Reichstagsabgeordneten Johannes Blum, spreche ich Ihnen namens der Stadt Krefeld die herzlichste Teilnahme aus. Die Stadt Krefeld verliert im Heimgegangenen einen ihrer hervorragendsten und verdienstvollen Bürger. Johannes Blum war ein Mann, der mit dem ganzen Herzen im öffentlichen Leben stand, treu verbunden seiner Heimatstadt und in selbstloser Hingabe an unser Volk und an unsere Nation. Seine auf tiefer religiöser Überzeugung beruhende Hochanständigkeit seiner Gesinnung und absolute kristallklare Lauterkeit seines Handelns bewirkten, daß er kaufte einen persönlichen Feind hatte. Wenn Johannes Blum sprach, sei es im Kreise seiner Freunde, bei irgendeiner ernstesten oder festlichen Gelegenheit in seiner Vaterstadt oder im Reichstag, dann fühlte jeder, daß das, was er uns sagte, ihm aus ehrlichem Herzen kam. So diente er mit seiner ganzen Persönlichkeit und seinem Ansehen nicht nur seiner engen Heimat und dem deutschen Volke, sondern insbesondere auch seinem eigenen Berufsstande. Er blieb ganz Bauer und war mit Recht stolz darauf. Aber er war auch zugleich ein Vertreter seines bäuerlichen Berufsstandes, dessen allgemeine geistige Begabung und untadelige Haltung dem Ansehen des Bauerntums auch bei allen übrigen Ständen und Volkskreisen dienlich war. So scheiden wir dann in Wehmut und tiefer Dankbarkeit von dem verdienstvollen Mitbürger, von dem aufrechten treudeutschen Mann und von dem allverehrten Rheinischen Bauernführer.

Johannes Blum war eine anima candida. Er bleibt uns allen, insbesondere seiner Vaterstadt Krefeld, unvergessen!“



# Gottfried Buschbell — aus seinen Lebenserinnerungen: sein Studium an der Universität Berlin im Sommersemester 1893 und der Abschluß seiner Studien an der Akademie Münster i. W. (Promotion und philologische Staatsprüfung)

Teil 3 der Lebenserinnerungen

von Rudolf Besouw

Gottfried Buschbell hatte nun drei Universitätssemester hinter sich: zwei Semester in Bonn, von denen er das Wintersemester 1892/93 im Theologenkonvikt Albertinum zugebracht hatte, und das Sommersemester 1893 an der Akademie Münster. Hier lebte er sich schnell in das Studentenleben ein und war ein eifriger Hörer der Vorlesungen. Warum er schon nach einem Semester die Universität wechselte und nach Berlin ging, dafür gibt es in seinen Erinnerungen keine Motive. Berlin als Hauptstadt des Reiches mit seinem flutenden Leben mag bei der Entscheidung eine Rolle gespielt haben. Aber im ganzen scheint Berlin für Buschbell nicht das gewesen zu sein, was er erwartet hatte. Diplomatie, Geschichte des Mittelalters und des 19. Jahrhunderts, Pädagogik und Literaturgeschichte waren die Gebiete, über die er regelmäßig Vorlesungen hörte. Beeindruckt hat ihn auch der Besuch sozialdemokratischer Versammlungen besonders als einmal eine solche polizeilich aufgelöst wurde und die Menge daraufhin die Marseillaise anstimmte. Buschbell ahnte wohl, daß hier eine geballte Kraft vorhanden war, die in Zukunft in Deutschland noch eine Rolle spielen würde. Zum 5. Semester nach Münster zurückgekehrt, betrieb er mit großem Eifer das Studium in Philosophie, Geschichte, Deutsch, Erdkunde und Französisch. Seine Doktorarbeit hat er von Weihnachten 1895 bis Karneval 1896 niedergeschrieben. Die wissenschaftliche Prüfung legte er in den genannten Fächern am 1. 2. 1897 ab. Die



Abb. 1. Heinrich von Treitschke (1834—1896)

pädagogische Ausbildung absolvierte er am Realgymnasium (heute Ratsgymnasium) in Münster und am Gymnasium Paulinum. Die Hälfte der Probezeit wurde ihm vom Minister erlassen, damit er den ihm zuteil gewordenen Forschungsauftrag der Görresgesellschaft in Rom wahrnehmen konnte.

... So waren wir nun in Berlin. Ich belegte allerlei: Bei Wattenbach<sup>1)</sup> Diplomatie, bei Scheffer-Boichorst<sup>2)</sup> Geschichte des Mittelalters, bei Treitschke<sup>3)</sup> 19. Jahrhundert, bei Erich Schmidt<sup>4)</sup> das im überfüllten Auditorium maximum gelesene Kolleg über Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, bei Paulsen<sup>5)</sup> Pädagogik, bei einem Lektor Einführung in das Englische, bei Tobler<sup>6)</sup> Altfranzösisch, bei einem Privatdozenten Provenzalisch. Regelmäßig besucht habe ich davon nur Wattenbach, Scheffer-Boichorst, Treitschke, Paulsen und Erich Schmidt. Wattenbach machte sich seine Sache sehr bequem. Er las vor wenigen Hörern in einem kleinen Zimmer neben dem Histor. Seminar. Mit dem Abriß der Diplomatie war er lange vor Ende des Semesters fertig und ließ uns dann, beginnend, wenn ich mich nicht irre, mit den Merovingerurkunden die Urkunden von Sybel-Sickel<sup>7)</sup> selbst lesen. Bei diesen Übungen stellte ich zu meiner Freude fest, daß ich im Lesen einer der besten war. Ich las z. B. weit besser als einer der Mithörer, den ich als einen der Seminarkandidaten (Studienreferendare) erkannte, die, als ich noch ein Schüler war, am Gladbacher Gymnasium ausgebildet wurden. Der Vortragsweise Treitschkes (ich meine, es sei das letzte Semester gewesen, in dem er las) vermochte ich keinen Geschmack abzugewinnen, wie auch nicht der Art wie er den Mischenstreit und den Kölner Erzbischof Clemens August<sup>8)</sup> behandelte. Scheffer-Boichorst hatte einen feinen, mir etwas zu weiblich scheinenden Vortrag. Paulsens



Art sagte mir am meisten zu. Er sprach frei, doch ganz ungekünstelt und gab auch Leuten wie dem katholischen Volksschriftsteller Alban Stolz<sup>9)</sup> ihr Recht. Erich Schmidt war dagegen der reinste Vortragskünstler; die Vorlesungen waren gewürzt mit persönlichen Erinnerungen an die einzelnen Dichterpersönlichkeiten und Einflechtung besonders packender Stellen aus deren Werken. Ich erinnere mich, daß er den Heideknaben (Ist das der genaue Titel?) von

unter dem Titel 'Kaftans neues Dogma' einen Aufsatz gegen ihn veröffentlicht hatte<sup>10)</sup>. In der Stunde, da ich in seinem Kolleg war, griff Kaftan in heftiger Weise die Satisfaktionstheorie an (Lehre von der stellvertretenden Genugtuung Christi). Der Gedankengang war etwa folgender: Wenn ein völlig Unschuldiger anstatt eines Schuldigen gemartert und getötet wird, so kann dadurch die Schuld nicht getilgt werden, sondern es wird ein neues Verbrechen je-

Ben<sup>16)</sup> eine Rolle unter den Studenten spielte.

Als wir eines Tages, ob es im Kolleg war, weiß ich nicht mehr, Zettel erhielten, durch die zu einer Zusammenkunft des Evangelischen Bundes eingeladen wurde, beschlossen wir, uns das einmal anzuhören. Wir fanden eine mäßig besuchte Versammlung; was geredet wurde, weiß ich nicht mehr. Schließlich stand ein Student auf, der sich



Abb. 2. Adolf von Harnack (1851—1930)



Abb. 3. Franz Hitze (1851—1921)



Abb. 4. P. Theodor Granderath (1839—1902)

Heibel<sup>10)</sup> vortrug in einer Weise, daß es mich wirklich kalt durchgrauste. Tobler war mir zu langweilig, das Englische gab ich auf, weil ich mehrere male gefehlt hatte und so den Faden verlor. Aus dem Provenzalischen hätte etwas mehr werden können, aber auch hier verlor ich den Anschluß.

Natürlich hörten wir gelegentlich bei den Koryphäen z. B. bei Adolf Harnack<sup>11)</sup>. Aber der las um 8 Uhr morgens, was bei unserer Tages- oder vielmehr Nachteinteilung zu früh war. Dann bei Ed. Zeller<sup>12)</sup>, dessen Kolleg mir verekelt wurde, weil die Hörer größtenteils Ostjuden waren. Es war übrigens Zellers letztes Semester. Er las dann nicht mehr.

Den protestantischen Dogmatiker Kaftan<sup>13)</sup> hörte ich einmal, weil mein Onkel P. Granderath in den 'Stimmen aus Maria-Laach'

nem ersten hinzugefügt. Ich leugne nicht, daß dieses Raisonement auf mich großen Eindruck gemacht hat. Hinzu kommt die Erwägung, daß noch das Christentum fordert, die Feinde zu lieben, Gutes denen zu tun, die uns hassen, während Gott selbst das Gegenteil tut und wegen eines einfachen Ungehorsams alles Elend, Hunger, Krankheiten und Tod und Krieg in die Welt schickt. Und dies zu seiner eigenen Verherrlichung! Wer es fassen kann, der fasse es ...

Im Großen und Ganzen hatte ich von Berlin genug und beschloß, im Sommer wieder Münster aufzusuchen. Franz Kuypers blieb in Berlin, ging im folgenden Winter nach München und von dort nach Kiel, wo er einige Semester später als ich promovierte und die Staatsprüfung ablegte, im übrigen als Schüler des Philosophen Paul Deu-

als katholisch vorstellte und gegen die Bestrebungen des Evangelischen Bundes loslegte. Er verließ dann mit einigen Anderen, die mit ihm gekommen waren, den Raum. Die Versammlung war recht verdutzt. Auch wir wurden, als die anderen gegangen waren, kritisch angesehen. Der Leiter der Versammlung aber redete auf seine Schäflein ein, sie könnten sich an dem Vorgefallenen ein Beispiel nehmen. Wir erfuhren nachher, der Opponent sei ein stud. jur. aus Trier, namens Patheigen<sup>17)</sup> o. ä., Mitglied des katholischen Studentenvereins Askania. Es wunderte mich, daß man, nach so verheißungsvollem Anfang, nichts mehr von ihm im späteren Leben gehört hat. Ich meine, er sei Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt geworden.

Wir besuchten auch die Versammlung der Heilsarmee im hohen Norden von Berlin,



die uns stürmische Heiterkeitsausbrüche entlockten. Es waren nämlich viele junge Burschen da, von denen manche aus der Bußbank ein Gaudi machten.

Von politischen Rednern hörten wir den Hofprediger Stöcker<sup>18</sup>), waren aber auch in sozialdemokratischen Volksversammlungen, von denen eine polizeilich aufgelöst wurde. Als die vielen Hunderte hinausströmten und die Arbeiter-Marseillaise anstimmten, machte es auf mich einen gewaltigen Eindruck. Wir besuchten auch ab und zu Wirtshäusern, die sich als antisemitisch bezeichneten. Die Gäste darin waren meistens Juden.

Durch den Abgeordneten Dr. Eduard Marcour<sup>19</sup>), einen geborenen Kalkarer, also Landsmann von F. K., erhielten wir Gelegenheit, den Reichstag zu besuchen, der noch im alten Bau hauste. Es wurde der Zentrumsantrag auf Aufhebung des Jesuitenparagraphen verhandelt. Das größte Aufsehen machte es, daß Eugen Richter dagegen stimmte<sup>20</sup>).

Von der Umgebung Berlins haben wir in dem Winter nicht viel zu sehen bekommen. Einmal waren wir in Hundekuhle<sup>21</sup>). Mir war es nicht angenehm, daß man so gar nicht aus den Marschen hinauskommen konnte.

So kam ich im fünften Semester nach Münster zurück. Erst da begann ich die Fakultäten ernsthaft zu betreiben, in denen ich später mein Staatsexamen gemacht habe. Philosophie, Geschichte, Deutsch, Erkunde und Französisch. Ich trug auch wieder die Sauerlandmütze und nahm sogar im Chargiertenwuchs an der großen Prozession teil. Mein Interesse an der Verbindung war aber nur mehr gering. Im Laufe des Semesters besuchte ich H. Finke<sup>22</sup>) wegen einer Doktordissertation und er gab mir das Werk von Lea, *The Spanish Inquisition in the Middle Ages* (ich weiß jetzt nicht, ob der Titel genau ist). Schon daß das Buch in englischer Sprache geschrieben war, bedeutete einen großen Nachteil, da ich darin ein großer Stümper war.

Die Kollegen besuchte ich ziemlich regelmäßig, abgesehen vom alten Wilhelm Storck<sup>23</sup>), der im Sommer um sieben, im Winter um acht Uhr morgens zu lesen pflegte. . .

In den Herbstferien 1894 besuchte ich mit Bruder Theodor, damals Kaplan in Rheindahlen, die Weltausstellung in Antwerpen. Es fiel mir auf, daß mein Bruder so gut wie nichts aß, scharfen Getränken aber fleißig zusprach. Ich reiste von dort zu meinem Bruder nach Moescroen<sup>24</sup>) und hatte von diesem mehrwöchigen Aufenthalt eine Förderung meiner französischen Sprachkenntnisse erwartet. Ich besuchte auch Lille, Kortryk, Gent und auf der Rückreise Brüssel, war auch in Ostende. Mit meinem Fran-

zösischparlieren sah es aber schlecht aus, weil ich zu wenig Mut hatte, drauf los zu reden. Etwas dürfte es immerhin genützt haben, da sich das Ohr wenigstens an das fremde Idiom gewöhnte. Den Lea, zwei dicke Bände, hatte ich mit auf die Reise genommen, habe aber nicht viel damit angefangen. Über diese Reise hielt ich nach der Heimkehr einen freien Vortrag in Rheindahlen vor dem großen Publikum eines Vereins, dessen Vorsitz Bruder Theodor hatte. Ins Semester zurückgekehrt konnte ich Prof. Finke nicht viel von meiner Arbeit an Lea erzählen; immerhin war er so lebenswürdig, mir ein anderes Thema zu geben über „Die Professiones fidei der Päpste“. Auf dem Konstanzer Konzil tauchte eine solche Professio auf. Sie war nach rückwärts und nach vorwärts, wenn möglich zu verfolgen, da über den Gebrauch nichts weiter bekannt war. In diese Arbeit kam ich erst ordentlich hinein nach dem Sommer 1895 und habe sie von Weihnachten bis zum Samstag vor Karneval in fiebriger Arbeit fertiggestellt. An dieser Arbeit erprobte ich meine Kraft und genoß die Lust neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse. Ältere Semester meinten freilich, ich werde, bis es etwas werden, wohl noch oft zu Finke gehen müssen. Das erwies sich aber als unwahr. Ich ward bei Finke Sonntag vor Fastnacht zum Mittagessen eingeladen und wir gingen meine Arbeit während des Essens und nachher gründlich durch. Das war an einem Sonntag Mittag. Zu einigen Abschnitten schlug Finke, ohne sonst Einwendungen zu machen, noch Ergänzungen vor. Diese brachte ich im Laufe der Woche an und überreichte Finke die Arbeit am folgenden Samstag gegen Abend. Er wunderte sich darüber, daß ich schon so weit wäre und wünschte mir einen guten Karneval.

Ich darf wohl sagen, daß ich seit Weihnachten überaus fleißig gewesen war. Oft hinderte mich nur das Erlöschen des Ofens oder das Ausgehen der Petroleumlampe mitten in der Nacht am weiteren Schaffen. Um sieben Uhr morgens war ich dann nach kurzem Schlaf wieder wach und gleich nach dem Frühstück wieder an der Arbeit.

Wenn ich klug gewesen wäre, würde ich an jenem Samstag vor Karneval von Finke aus gleich nach Hause gegangen sein, um einen tiefen Schlaf zu tun. Aber unten auf dem Ludgeriplatz hatte Freund Abt auf mich gewartet und bettelte so lange, bis ich mich von ihm verführen ließ, im Zentralhof „ein einziges Gläschen Bier“ mit ihm zu trinken. Aber wir saßen noch dabei, als aus den hinteren Räumen, wo der Beamtenverein den Karneval einläutete, zwei weibliche Masken zu uns hereinschwebten und uns aufforderten, mit ihnen zu gehen. Wir konnten nicht widerstehen; erst am Sonntagmorgen sah ich meine Bude auf der Hörsterstraße wieder. So ging es nun die ganzen

Karnevalstage hindurch bis zum Aschermittwochmorgen.

An diesem letzten Abend hatte ich im Löwenklub das große Erlebnis. Ich lernte (selbst im roten Domino) eine Maske kennen, die mir erzählte, sie sei an dem Tag aus München gekommen. Wir unterhielten uns glänzend, und ich durfte sie bis in die Nähe ihrer Wohnung begleiten. Wir verabredeten uns sogar für den folgenden Nachmittag zu einem Spaziergang, den wir auch unternehmen haben. Da diese Dame im Löwenklub war, so konnte man annehmen, daß sie zu der besseren Gesellschaft gehörte. Das war auch der Fall. Wir trafen uns am Mittwochnachmittag und machten, während strömender Regen einsetzte, einen Spaziergang nach Kinderhaus. Die nicht mehr ganz junge Dame machte großen Eindruck auf mich; ich verliebte mich heftig. Merkwürdig, daß ganz junge Mädchen mich damals und auch später noch ganz kalt ließen.

Da ich bald in die Ferien fuhr, kam es zu einem Briefwechsel. Zu Hause schrieb ich in wenigen Tagen die Dissertation ins Reine, die später im Druck immerhin mehr als 90 Seiten einnahm, und reichte sie bei der Fakultät ein. Nach kurzer Zeit erhielt ich die Nachricht, daß die Arbeit angenommen sei. Nun galt es, für das Mündliche zu büffeln.

Aber die unmenschliche, monatelang fortgesetzte Arbeit, an die sich noch die Karnevalsexzesse schlossen, hatten mir doch so zugesetzt, daß ich an Schlaflosigkeit zu leiden begann. Diese steigerte sich noch, als ich nach Münster zurückgekehrt, nun die Einpaukerie begann. Ich hatte die Prüfung zu bestehen im Hauptfach (Geschichte) eine Stunde bei Georg von Below<sup>25</sup>), in den Nebenfächern (Philosophie bei Georg Hagemann<sup>26</sup>), Latein bei Peter Langen<sup>27</sup>) und Erdkunde bei Richard Lehmann<sup>28</sup>) je eine halbe Stunde.

Wenn ich mir etwas Zeit gelassen hätte, wäre die Möglichkeit gewesen, daß ich ein ausgezeichnetes Examen gemacht hätte. Aus verschiedenen Gründen, von denen einer war, daß Unterberg<sup>29</sup>) seit einiger Zeit ohne vorher etwas davon zu sagen, die während des Semesters einlaufenden monatlichen dreißig Mark nicht mehr schickte, strebte ich nur danach, möglichst schnell die mündliche Prüfung und die Promotion hinter mich zu bekommen. So erhielt ich, als ich vor Pfingsten in das Examen stieg, immerhin noch das Prädikat ‚cum laude‘. Daß es nur ‚mit Lob‘ und nicht mehr wurde, verdanke ich Peter Langen, der auch alte Geschichte prüfte, worauf ich nicht vorbereitet war. Hätte ich darin noch meine Abiturientenkenntnisse gehabt, so würde ich sehr gut abgeschnitten haben. So kehrte ich Pfingsten als Doktorandus in die Heimat zurück, um wegen meiner Verliebtheit bald nach Münster zurückzukehren, wo bald die Korrekturbogen meiner Disserta-



tion eintrafen, die Finke für die von ihm mitherausgegebene 'Römische Quartalschrift' angenommen hatte, sodaß der Druck nicht nur nichts kostete, sondern im Endergebnis noch ein bescheidenes Honorar einbrachte<sup>30</sup>). Bis zu meiner Promotion machte ich mit meiner geliebten T. v. H. täglich weite Spaziergänge, was meinen Nerven und der Schlaflosigkeit sehr zu gute kam. Die Promotion erfolgte, soviel ich mich erinnere, erst im Juli. Ich hatte Exmatrikel und kehrte zunächst als frischgebackener Doctor philosophiae in die Heimat zurück. Toni, die früher das Examen für das höhere Lehrfach abgelegt hatte, wollte auch nicht ewig bei ihren Eltern sein, sondern nahm eine Stelle in Aachen an, wo ich sie besuchte. Ich selbst bewarb mich um eine Stelle an einer Privatlehranstalt in Godesberg, erhielt sie aber nicht, wahrscheinlich auf 'empfehlende' Worte eines früheren Giesenkirchener Geistlichen hin. Ich kehrte darauf nach Münster zurück, wo mir inzwischen der Oberlehrer Dr. Mettlich<sup>31</sup>), der zugleich Lektor an der Universität war, einige Privatstunden verschafft hatte. Da trat ein unerwartetes Ereignis ein. Toni erhielt ein Angebot, eine Freundin zu begleiten, die einen Mühlenbesitzer in Chile heiratete, und entschloß sich, dies zu tun. Hätte ich damals heftigen Widerspruch erhoben, so würde sie den abenteuerlichen Ruf wohl nicht angenommen haben; ich konnte das aber nicht, denn ich war noch ohne Prüfung, ohne Stellung und ohne Aussicht auf eine solche, da es damals viele Jahre dauerte, bis ein philologischer Kandidat Beschäftigung und noch viel länger, bis er feste Anstellung fand.

Es war Ende Oktober, daß Toni die Reise antrat. Ich ließ in Münster alles in Stich und begleitete sie bis Köln, von wo sie nach Genua und von dort mit dem italienischen Seeschiff 'Orione' und dem Ehepaar, daß sie begleitete, nach Südamerika abreiste. Mich befiel ein grenzenloser Schmerz.

Da ich aber in Giesenkirchen bei den Eltern nicht bleiben wollte (und kaum bleiben konnte), bewarb ich mich um eine in der Kölnischen Zeitung ausgeschriebene Stelle und erhielt sie. Es war in Düsseldorf an einem Privatinstitut von Karl Stracke<sup>32</sup>) auf der Grafenberger Chaussee, wo mir völlig freier Unterhalt und monatlich 90 Mark geboten wurden. — Dafür war ich allerdings von Morgens früh bis zum Abend beschäftigt — und das war sehr gut, da man über Herzensweh und Seelenschmerz am besten in unverdrossener Arbeit hinwegkommt. Ich trat anfangs November ein.

Herr Stracke war klassischer Philologe mit anscheinend nur sehrmäßigem Staatsexamen; für sein Studentenleben zeugte die arg durchfurchte Quart-Seite. Dem Bacchus und Gambrinus hatte er ebenso nicht schlecht gehuldigt und tat dies, leider,

noch immer. Er war ein hoch anständiger Mann mit idealer Gesinnung. Das 'Geschäft' verstand er aber nicht richtig, was ich ihm oft sagte.

Bei ihm wohnten einige Schüler des städt. Gymnasiums, andere kamen nachmittags zur Nachhilfe oder zum Silentium. Aber er hatte auch eine Anzahl von jungen Burschen, die bei der königl. Regierung das 'Einjährige' machen wollten und zwei, die als s. g. Auswärtige sich bei ihm auf die Reifeprüfung vorbereiteten.

Den Kandidaten für das 'Einjährige' (und deren Eltern) war es keineswegs um eine gründliche Bildung und Erwerbung von Kenntnissen zu tun, sie sollten nur das 'Einjährige' bekommen, das andere war ihnen völlig gleich. Kluge Inhaber solcher 'Pressen' waren deshalb darauf bedacht, von allen Prüfungen, die bei der Regierung stattfanden, die betr. Aufgaben und aus dem Mündlichen alle Fragen zu erhalten, die vorkamen. So erhielten sie auf die Dauer eine Menge von Themen und Fragen, die sich, da immer dieselben Leute prüften, mehr oder weniger wiederholten. Diese 'Pressen' hatten Erfolg. Stracke aber schnitt weniger gut ab, obwohl er sich ehrlich bemühte, den Burschen 'Bildung beizubringen', bei denen die ordentlichen Bildungsanstalten dies nicht vermocht hatten.

Nach mühseligem Tagewerk hatte Herr Stracke mich oft gerne mit zu einem erholenden Schoppen genommen. Ich hatte selten Lust; zu tief war mein Leid. Zudem lagen die Staatsarbeiten da, die philosophische über den Traditionalismus Bonalds und die deutsche, in der eine Übersetzung aus dem 'Wilhelm' verlangt wurde. Hier hätte ich viel lieber eine darstellende Arbeit gehabt.

Damit plagte ich mich also in den Abendstunden, oft bis in die Nacht ab und unterbrach die Arbeit oft nur, um meinen Trennungsschmerz, mich auf dem Teppich umherwälzend, laut hinauszuheulen. Weihnachten fuhr ich auf Urlaub nach Münster und reichte die beiden Arbeiten ein. Ich hatte nicht das Bewußtsein, etwas Besonderes geleistet zu haben, immerhin ist die philosophische Arbeit im Philosophischen Jahrbuch der Görresgesellschaft gedruckt worden<sup>33</sup>). Von der Übersetzung aus 'Wilhelm'<sup>34</sup>) aber hatte und habe ich den Eindruck, daß sie meiner nicht würdig war, obwohl sie den Anforderungen genügt hat.

In den arbeitsreichen Weihnachtstagen wohnte ich bei dem guten alten Fräulein Greve<sup>35</sup>) auf der Breitegasse 4 für wenig Geld, wo auch Freund Wilhelm Reitz schon mehrere Semester wohnte. Finanziell war ich ja nicht bedrängt mehr (vorläufig), benutzte sogar die Düsseldorfer Zeit dazu, Schneiderschulden zu bezahlen. Reitz und ich nahmen uns sogar die Zeit, nachmittags

in Sturm und Regen zu den Stätten zu laufen, die ich im Sommer mit T. besucht hatte, der ich schrieb:

Wo wir einst gewandelt sind,  
Unter Küssen uns umschlangen,  
Kommt des bösen Winters Kind  
Frosterklirrend nun der Wind  
Hungrig heulend hergegangen usw. . .

Nach Düsseldorf kehrte ich anfangs Januar zurück in der Erwartung, etwa im März zum mündlichen Examen aufgerufen zu werden. Mein Lebensmut war wieder etwas erwacht. . . Als ich an einem Januarsonntag von einem Fröhschoppen ein einziges Mal verspätet zum Mittagessen kam, lag an meinem Platz ein amtliches Schreiben mit dem Poststempel Münster, durch das ich aufgefordert wurde, mich am 1. Februar im Gebäude des Prov. Schul-Kollegiums am Domplatz zur mündlichen Prüfung vorzustellen. So schnell hatte ich das nun doch nicht erwartet. Das waren ja keine drei Wochen mehr, wo ich mindestens noch acht erwartet hatte. Was tun? Herr Stracke schlug mir vor, das Examen bis auf den Sommertermin zu vertagen. Das lehnte ich ab, weil ich das Verschieben fürchtete. Er war dann so liebenswürdig, mich zu beurlauben, wenn ich ihm einen Vertreter stellte, der sich auch in der Person des stud. Hermann Hülsmeier fand. Er hat sich dort schlecht bewährt. Ich bezog wieder das Stübchen bei Reitz und nun begann ein wildes Ochsen Tag und Nacht. Was wir uns an gedächtnismäßigem Wissen gegenseitig einpaukten, war unglaublich. Da, einige Tage vor Beginn der Prüfung, war mir eines Nachts, als sei mir im Kopf eine Spirale abgelaufen, und ich dachte, jetzt sei alles aus. Es war aber, gottlob, nicht der Fall.

Es fing an mit Philosophie, wobei es nicht gerade glorreich herging, auch mit meinen Leistungen bei Lehmann war ich nicht ganz zufrieden, besser ging es natürlich in Geschichte. Mit Herzklopfen ging ich bei dem alten guten Geheimrat Storck in die Prüfung, der mich in der vornehmsten Weise behandelte, obwohl ich seine Kollegien gründlich geschwänzt hatte. Er machte noch vor Ablauf der Stunde Schluß und beglückwünschte mich zum bestandenen Examen. Damit hatte ich ein s. g. Oberlehrerzeugnis mit drei Fakultäten für alle Klassen. Deutsch, Geschichte, Erdkunde und darüber hinaus noch Philosophische Propädeutik, die als Fakultät für mittlere Klassen gerechnet wurde. Es blieb noch übrig die Prüfung in Französisch bei dem Lektor Deiters<sup>36</sup>), auf dessen Stube wir bereits eine Art Extemporale angefertigt hatten und die beiden 'Sufficits' in Religion und Pädagogik, die beide nur als Formsache zu betrachten waren. Soviel ich weiß, war es Freitag. Da meine mündliche Prüfung im Französischen auf den folgenden Montag angesetzt war, leistete ich mir einen



Frühschoppen im Schloßgarten, wo Konzert und Eislauf stattfanden. Endlich nach Hause zurückgekehrt in dem Bewußtsein, mir die nötigen gedächtnismäßigen Kenntnisse bis Montag noch in aller Bequemlichkeit beibringen zu können, überraschte mich Frh. Greve mit der Nachricht, daß der Oberpedell Silke<sup>37)</sup> dagewesen sei und bestellt habe, ich müsse um fünf Uhr zum Examen im Französischen antreten. Mehrere Prüflinge seien nicht erschienen und es wollten die Herren des Prüfungsamtes das Examen mit der Woche beendigen.

Das war ein harter, unerwarteter Schlag. Ich hatte in einer Vorbesprechung dem Lektor Deiters erklärt, ich habe nie Gelegenheit gehabt, eine Vorlesung über das klassische Zeitalter der französischen Literatur zu hören, wohl aber bei Prof. Andresen<sup>38)</sup> über Renaissance. Er hatte mir aber erklärt, darüber könne er nicht prüfen. Es war das Kolleg, über das ich bei Andresen in meinem dritten Semester ein so glänzendes Stipendienexamen gemacht hatte. Was ich aber jetzt auch noch davon wußte?

Es blieb nichts übrig, als zur festgesetzten Stunde zum Examen zu gehen. Man hatte gerade den Neuphilologen Georg Heßling zwischen, dessen Stunde schon abgelaufen sein mußte. Trotzdem fuchste man ihn weiter bis nach halb sechs. Heßling kam mit rotem Kopf und schweißtriefend heraus und ich trat ein.

Anwesend waren der Examinator Deiters, Prof. Andresen und der Vorsitz der Prüfungsamtes Geheimrat Rothfuchs<sup>39)</sup>, Provinzialschulrat. Ich las und übersetzte einige dreißig Verse aus „Athalie“<sup>40)</sup>. Lektor Deiters stellte einige Fragen auf Deutsch. Ich antwortete kühn auf Französisch, was Deiters offenbar nicht angenehm war. Soweit die nun kommende Prüfung in Litteraturgeschichte Sachen betraf, die Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie behandelt hat, konnte ich etwas antworten; als aber auf andere Dinge näher eingegangen werden sollte, erklärte ich wörtlich: „Messieurs, je n'ai jamais eu occasion de suivre des cours sur la période classique, mais chez M<sup>lle</sup> professeur Andresen j'ai suivi le cours sur le temps de la renaissance etc.“. Ich setzte damit frech Deiters in große Verlegenheit. Er hatte mir ja selbst erklärt, er könne darüber nicht prüfen. Er sah mich deshalb auch mit einem Blick an, als ob er selbst der Prüfling gewesen wäre. Wie ich später hörte, war er das auch; denn es hing davon ab, ob er weiter Mitglied des Prüfungsamtes bleiben würde. Sobald er dies nicht mehr war, ließ natürlich der Besuch seiner Vorlesungen und Übungen nach, aus denen er Honorar bezog. Wahrscheinlich war auch deshalb Geheimrat Rothfuchs zugegen, den ich in der bisherigen Prüfung kaum einmal zu sehen bekommen hatte. In seiner Verlegenheit prüfte Deiters

nun aus dem Kolleg Andresens gerade das, was ich als besonders interessant behalten hatte und deshalb wohl auch Herrn Deiters im Gedächtnis war, nämlich die Frauen Louise Labée<sup>41)</sup>, die schöne Seilerin von Lyon und Christine de Pisan<sup>42)</sup>. Als er dann um weitere Fragen offenbar verlegen war, brach der Vorsitzende die Prüfung ab mit den Worten: „Ich glaube, daß wir uns über den Herrn Kandidaten bereits ein Urteil gebildet haben“. Die Prüfung war für mich mit Erfolg beendet, sie hatte statt dreiviertel — noch nicht einmal eine halbe Stunde gedauert. In Pädagogik prüfte am anderen Morgen Geheimrat Rothfuchs. Es kam mir zugute (er fragte auch danach), daß ich bei Friedrich Paulsen darüber gehört hatte. Prof. Winand Fell<sup>43)</sup> nahm das Sufficit in Religion ab, zu meiner Verwunderung allerlei Gedächtniskram (neun fremde Sünden<sup>44)</sup>), von denen ich erstaunt war, daß ich ihn noch zusammenbekam.

Ich hatte das Staatsexamen bestanden und alle angemeldeten Fakultäten erhalten. Daß mich ein Gefühl freudigen Triumphes erfüllt hätte, konnte ich aber durchaus nicht sagen. Denn um die Anstellungsfähigkeit zu erlangen, lagen noch zwei Vorbereitungsjahre vor mir und wie lange konnte es unter Umständen noch dauern, bis ich endgültig angestellt wurde. Aber wenigstens war meinen Eltern die schwere Sorge genommen, die sie seit meinem Abitur mehrere Jahre bedrückt hatte. Im Gegenteil, mein Vater hatte jetzt seit meiner Promotion schon einigen Grund, mit Stolz auf mich zu blicken.

Das galt auch für andere Mitglieder der Familie z. B. den Pater Granderath<sup>45)</sup>, von dem ich hervorheben muß, daß er trotz der schweren Enttäuschung, die ich ihm durch mein nur ganz kurzes Gastspiel in seinem Orden bereitet hatte, ja, selbst nach meinem wenig rühmlichen Ausscheiden aus Konvikt und Theologie überhaupt, noch immer Teilnahme für mich bekundet hat. Er war es ja wohl auch gewesen, der Underberg bewogen hatte, mir einige Jahre das Almosen von 30 Mk monatlich während des Semesters zu spenden; es mögen im Ganzen höchstens 600 Mark gewesen sein, die ich auf diese Weise erhalten habe. Ich habe es immer mit innerlicher Scham angenommen. Scham für meine Brüder, von denen nur der Geistliche etwas für mich getan hat, während mindestens zwei von ihnen viel überflüssiges Geld in die Kneipe trugen. Aber auch von Josef bekam ich eine Zeit lang monatlich zehn Mark. Auch die von ihm erhaltene Summe beziffere ich alles in allem auf höchstens 600 Mark, wobei ich allerdings das nicht mitrechne, was Josef für mich auslegte, wenn ich mit ihm ausging. Durch frühere Erfahrung gewitzigt ging ich nach Abschluß des Examins nach Hause und tat einen tiefen Schlaf. Ich besuchte Finke, dem ich erzähl-

te, ich wolle sehen, in den Schuldienst Chiles zu treten. In der Tat schrieb ich an das betreffende Konsulat in Köln, mußte aber vernehmen, daß keinerlei Aussicht vorhanden sei.

Ich kehrte also nach Düsseldorf zurück und nahm meine Arbeit bei Stracke wieder auf. Stracke machte mir das Angebot, mit ihm gemeinsam das Institut als Teilhaber auszubauen. Obwohl ich ihn als Mann von vornehmer Denkungsart kennen und schätzen gelernt hatte, mußte ich Herrn Stracke einen Korb geben. Ich sagte vielmehr ihm und seiner Gattin, mit der er keine Kinder hatte, ich vermöge nicht einzusehen, warum er sich solche Last auflade. Er mietete ein ganzes Haus auf der Grafenberger Chaussee, deren Mieta sicher allein schon 3—4000 Mark verschlang. Die bisherige Wohnung, ein Erdgeschoß, kostete bereits 2400 Mark Mieta. Ich setzte ihm auseinander, wenn er mit seiner Frau eine kleine Wohnung nähme, die höchstens 1500 Mark kosten dürfe, und sich auf wenige Schüler, auch vielleicht zwei Pensionäre einrichte, so wäre der Ertrag sicherer und auch größer, seine Inanspruchnahme viel geringer und so die Möglichkeit vorhanden sein, für die Zukunft vorzusorgen.

Er hat meinen Rat nicht befolgt und ist, wie ich glaube, gescheitert. Ich habe leider später nichts mehr von ihm gehört. Damals, also 1897 ff strömten von den Kandidaten des höheren Schulamtes viele Westfalen in die Rheinprovinz, wo ein größerer Verbrauch war und ein Mann an der Spitze stand, Geh.rat Buschmann<sup>46)</sup> der selbst Westfale war und, wie sich an vielen Beispielen zeigen läßt, seine engeren Landsleute bevorzugte.

Daß ich den umgekehrten Weg ging, mich also, wenngleich geborener Rheinländer, nach Münster zurückwandte, setzte viele meiner Bekannten in Erstaunen. Ich redete mir vor, ich täte es, um weiter an der Akademie Vorlesungen zu hören und noch die eine oder andere Fakultät nachholen zu können, in Wirklichkeit war es das Band, das mich weiter an T. v. H. knüpfte, die freilich weiter in Chile war und sich dort nicht allzu glücklich fühlte. Etwas trug auch der Umstand bei, daß mit dem Pädagogischen Seminar in Münster für jedes Mitglied ein Stipendium von 600 Mark verbunden war. Die monatlichen 50 Mark waren nicht zu verachten.

So kam ich also wieder nach Münster unter die Leitung des Prov. Schulrates Dr. Adolf Hechelmann<sup>47)</sup>, eines fromm katholischen, streng konservativen Pädagogen. Das Seminar hatte statt sechs nur vier Mitglieder. Es kündigte sich bald der eintretende Mangel an Lehrkräften an. Ich wurde zur praktischen Ausbildung an das Stadt. Realgymnasium überwiesen. Dieses stand



unter der Leitung von Dr. Jansen<sup>48</sup>), der vorher in Düsseldorf Oberlehrer gewesen war. In der ersten Zeit hörten wir, d. h. ich und mein Kollege Rehling, ein geistlicher Herr, planmäßig dem Unterricht in einzelnen Klassen zu, d. h. wir hätten es tun sollen. Die betr. Herren sagten uns aber oft, wir sollten lieber spazieren gehen, es genüge, wenn wir uns hie und da in den Pausen auf dem Hofe blicken ließen. Danach handelte ich auch. Der Direktor übertrug mir zugleich die Leitung eines Silentiums, das bescheiden bezahlt wurde. Die Schüler sollten zweimal in der Woche in der Klasse ihre Schularbeiten machen. Die Hauptsache war, daß man die Disziplin aufrecht erhielt, was mir auch gelang. Das Silentium wurde aber bald abgeschafft, sodaß die kleine Nebeneinnahme wegfiel.

Ich bekam dann bald auch eigenen Unterricht, und zwar Geographie auf Quarta, doch das Sommertertial war bald vorüber.

Im Seminar waren wir, wie gesagt, zu vier Personen, davon zwei Geistliche, Dr. Hartmann<sup>49</sup> (mit römischem Doktor; er wurde also amtlich immer als Herr Hartmann angeredet) und Dr. Rehling<sup>50</sup>), beide kamen später nach der Gaesdonk, als deren Leiter Hartmann jung gestorben ist. Rehling wurde später an das Kaiser-Karl-Gymnasium übernommen, er trat frühzeitig in den Ruhestand, blieb aber als Rektor eines Klosterschens in der Ludwigs-Allee wohnen. Mein Laienkollege war Kornelius Bauwers, allgemein Publius Kornelius genannt, der in erster Linie Mitglied der Frankonia, einer schlagenden Verbindung, war und blieb. Das studentische Wesen konnte er noch längst nicht ablegen, war auch schon damals Getränken nicht abgeneigt. Ihnen ist er bis in sein hohes Alter treu geblieben (er lebt jetzt, 1944, noch in Biedenkopf a/Lahn).

Der Sommer verlief, ohne daß ich mich zum Besuch von Vorlesungen oder Übungen hätte aufraffen können. Dagegen war ich Mitglied des Civil-Klubs geworden, dem die erste Gesellschaft der Stadt angehörte, empfand es aber jetzt und später als großes Hindernis, daß ich nicht tanzen konnte. Ich machte im Winter einen Tanzkursus mit, brachte es aber nicht weit in dieser Kunst. Bei den jungen Damen fühlte ich mich auch nicht recht zu Hause, da der Gedanke an die Fernweilende immer noch in Wehmut, wenn auch schwächer, an mir zehrte. Man soll, wie es in Norwegen geschieht, den Kindern die üblichen Tänze schon im Kindesalter beibringen, wo sie auch ohne jede Erotik, wie ich glaube, betrieben werden. Durch meinen Freund Joh. Winterhoff<sup>51</sup>), der mit seinen 37 Jahren noch immer wissenschaftl. Hilfslehrer am Realgymnasium war und ein Jahresgehalt von 1 600 Mark bezog, wurde ich in einen Kreis von Akademikern hineingezogen, der aus den s. g. Karlsten hervorgegangen war, einer kath. Gesellschaft, die im Gegensatz stand zu

den liberalen Krokodilern, die sich für vornehmer hielten. Ich freundete mich auch an mit Dr. Ludwig Schmitz, einem der Söhne des Rheydter Sanitätsrates, der sich bei Finke habilitieren wollte, was im Anfang des Winters 1898 gelang. Dann war da Jos. Schulte<sup>52</sup>), ein Neffe von Prof. Hitze<sup>53</sup>), Assistenzarzt am Clemens-Hospital, Dr. Hettlage<sup>54</sup>), später Vizepräsident der Regierung in Münster und andere Juristen, wie Assessor Lucas, der in den Regensbergischen Verlag heiratete und später Amtsgerichtsrat in Münster war, selbst herzlich unbedeutend.

An dem Realgymnasium wurde mir im Winter der deutsche Unterricht in der für diese Stunden kombinierten Untertertia übertragen. Ein pädagogischer Unverstand sondergleichen. Es waren 53 Jungen (ich habe noch heute das Notizbuch mit den Namen). Vielleicht war die Absicht, daß der Herr, der den Unterricht in seinem Stundenplan hatte, in der Regel in meinen Stunden dabei war, aber dieser, Prof. Schmülling<sup>55</sup>), schaute einmal hinein, und auch das nur ganz am Anfang, und verschwand dann. Einer der Oberlehrer Koves, der einen Sohn in der Klasse hatte, sagte mir, der Junge sei nach Hause gekommen, habe herumgetollt und voller Jubel gebrüllt: „Hurrah, kandididdel, kandididdel“. Mit diesem Kandidaten war ich gemeint, natürlich war es sehr schwer, die nur in diesen Stunden kombinierten Jungen, die recht in den Flegeljahren waren, in Zucht zu halten. Daß mir in diesen Stunden mein Beruf besonders lieb geworden wäre, kann ich nicht behaupten. Ich setzte mich aber durch.

Als nach Weihnachten Prof. Vaders<sup>56</sup>) erkrankte, erhielt ich noch dazu dessen Vertretung. Das dauerte vier Wochen. Der Altertumsverein hatte mir inzwischen angeboten, seine Bücherei neu zu katalogisieren. Bei der vollen Beschäftigung am Realgymnasium blieb die Arbeit natürlich liegen. Im Winter 1897/98 brachte ich es fertig, die Bibliothek des Pädagogischen Seminars neu zu katalogisieren. Ich beantragte deshalb nach Ablauf der Vertretung von Vaders dafür eine Entschädigung und stieß dabei auf Ablehnung von Seiten des Direktors Jansen, der ziemlich unwirsch davon sprach, es sei unangenehm, wenn die jungen Leute nach besonderer Arbeit gleich mit quittierter Rechnung dastünden. So ließ ich nun doch nicht mit mir umspringen, diese Form war ja sicher auch ungehörig. Ich stellte deshalb doch einen entsprechenden Antrag bei dem Kuratorium, beging aber den Formfehler, diesen nicht über den Direktor einzureichen, sondern schickte ihn unmittelbar an das Kuratorium. Wäre ich ein wenig ‚klug‘ gewesen, so hätte ich dieses bleiben gelassen, was auch wohlwollende ältere Herren mir anrieten. Denn wie vorauszusehen war, wurde der Antrag abgelehnt und mein einziger Erfolg

war eine gewisse Spannung zwischen mir und dem Direktor. Auf diese Dummheit war ich auch noch stolz und hielt es für Mut. Ähnlichen Mangel an ‚Subordination‘ bewies ich noch mehrmals in meinem Leben.

So verlief das Seminarjahr. Nach den Osterferien fand ich mich wieder am Realgymnasium ein, war aber richtig glücklich, als der Prov. Schulrat Dr. Hechelmann eintrat, während ich noch mit Direktor Jansen über Unterricht sprach, den er mir übertragen wollte. Hechelmann dirigierte mich zum Königl.-Paulinischen Gymnasium (Direktor Geheimrat Dr. Frey<sup>57</sup>)), wo ich die volle Vertretung des erkrankten Prof. Haase<sup>58</sup>) für das ganze Sommerhalbjahr übernehmen sollte.

An dieser Schule bin ich sehr gerne gewesen. Es war ein ganz anderer Zug als an dem Realgymnasium. Ich war Ordinarus der Quarta und leitete die Klasse ohne jede Schwierigkeit. Außerdem hatte ich noch Französisch in mehreren Klassen u. a. in der Unterprima.

Seit Herbst 1897 wohnte ich bei Frä. Anna Greve auf der Breitegasse 4 in zwei bescheidenen Zimmern. Frä. Greve war eine herzengute Person; sie sprach fließend französisch und spanisch, weil sie in jüngeren Jahren draußen als Erzieherin tätig gewesen war. Sie ist sehr gut zu mir gewesen. Da ich es mir leisten konnte, saß ich nun wieder jeden Abend im Wirtshaus und führte auch sonst nicht ein gerade eingezogenes Leben. An unserem Tisch im Dortmunder waren recht regelmäßig Dr. Ludwig Schmitz<sup>59</sup>), Oberlehrer Dr. Georg Lügge, Dr. Alb. Wormstatt, der aber im Sommer nach Coesfeld versetzt wurde, und der spätere Facharzt für Kinderkrankheiten, ein Neffe von Prof. Hitze, Dr. Jos. Schulte. Es kamen zuweilen auch andere, wie der Referendar Dr. Walter Schücking<sup>60</sup>), später Professor in Marburg, Pazifist und Mitglied des internationalen Gerichtshofes in Haag.

Durch Finke erhielt ich von dem Altertumsverein den Auftrag, die Werke Hamelmanns<sup>61</sup>) herauszugeben. Mit der Literatur habe ich mich etwas beschäftigt. Sonst ist nichts daraus geworden. Hatte man mir wenigstens einige Anleitung, Hinweisung auf Handschriften usw. gegeben! Wenn ich einmal in die Archivarbeit hineingekommen wäre, würde ich wohl Geschmack daran gefunden haben. Die Ausgabe ist von Clemens Löffler<sup>62</sup>) besorgt worden, dem später viel schreibenden, jung verstorbenen Direktor der Kölner Bibliothek.

Inzwischen fand meine Doktorarbeit bei der Kritik eine von mir nicht erwartete günstige Aufnahme. Selbst P. Wernz<sup>63</sup>), Kanonist und später Jesuitengeneral, äußerte sich in Rom meinem Onkel P. Ganderath gegenüber anerkennend. Es muß wieder



gesagt sein, daß P. Granderath trotz der Enttäuschung, die ich ihm bereitet hatte, nunmehr auch wieder eine Anregung gab, die meinem Lebensweg wieder eine andere Richtung wies. Meine Arbeit war in der Römischen Quartalschrift erschienen und so natürlich auch in Rom beachtet worden. Mein Onkel war Professor der Dogmatik an der Gregoriana und zugleich Spiritual im Collegium Germanicum, wo er auch wohnte. Er kannte Msgr. Ehses<sup>61</sup>), den Leiter des Historischen Instituts der Görres-Gesell-

damaligen Stimmung, man nähme besser einen Geistlichen als Stipendiaten. Er hatte mir kurze Zeit vorher angeboten, mit hundert Mark monatlich mich an der Inventarisierung kleiner Archive zu beteiligen, wozu ich wenig Lust bezeugte. Finke hatte damals seine liberale Periode. Auch war ein katholisches Ordinariat für Geschichte in Freiburg zu besetzen. Ferner stand die Versammlung der deutschen Altertumsvereine in diesem Jahr in Münster an. So hielt er sich von der Görres-Gesellschaft ganz zu-

Noch während des Sommer-Tertials erhielt ich für die Vertretung am Paulin. Gymnasium mehr als fünfhundert Mark, soviel Geld hatte ich noch nie mein eigen genannt. Auch wurde die Aussicht, nach Italien beurlaubt zu werden, Wirklichkeit, nachdem mir vom Herrn Minister die Hälfte des Probejahres erlassen worden war. Damit erhielt ich ein jährliches Stipendium von 2000 Mark, was mir eine Daseinsmöglichkeit zu verbürgen schien, wie ich sie bis dahin nie besessen hatte.



Abb. 5. Josef Patheger (1873—1934)



Abb. 6. P. Franz Xaver Wernz (1842—1914)



Abb. 7. Georg Freiherr v. Hertling (1843—1919)

schaft in Rom, dessen Stipendiat früher auch Dr. Ludwig Schmitz gewesen war. Es wurde dort Herbst 1898 durch den Weggang von Domarus<sup>62</sup>) eine Stelle frei. Domarus wurde Archivar in Wiesbaden, später dessen Direktor. Genug, es kam zu einem Briefwechsel mit Ehses und einem Schreiben an den Präsidenten der Görres-Gesellschaft, dem Freiherrn von Hertling<sup>63</sup>), in dem ich mich für Herbst 1898 zur Verfügung stellte. Ich will nicht verschweigen, daß ich später dem sehr auf Form sehenden Baron Hertling noch einmal schrieb, und er es mir sehr übel vermerkte, daß ich mich dazu einer Besuchskarte bedient hatte. Die Generalversammlung der Görres-Gesellschaft fand Ende Juli in Münster statt; die Angelegenheit wurde zu meinen Gunsten entschieden. Finke allerdings wußte wohl zu bekunden, daß ich für die Arbeit hervorragend geeignet sei, meinte aber in seiner

rück. Bald darauf hielt er die Bismarckrede, und Ehses redete offen von seinem Frontwechsel. Im Seminar hatte er schon früher gesagt, er weise es zurück, sich ultramontan nennen zu lassen, lehnte also die Gleichsetzung von katholisch und ultramontan ab; das scharfe Zentrum war ja bemüht, diese beiden Begriffe gleich zu setzen. In meinem Falle fürchtete er wohl auch, später durch meine event. Habilitation behelligt zu werden. Als er tatsächlich später nach Freiburg berufen wurde, schlug er als Nachfolger für Münster den erzlberalen Josef Hansen<sup>67</sup>), Archivdirektor von Köln, vor und den Grazer, ebenfalls liberalen Chroust<sup>68</sup>), bis dahin Priv. Dozent in Bonn, später Würzburg. Nach Münster kam aber, zunächst als außerordentlicher Professor, Alois Meister<sup>69</sup>), bis dahin Privatdozent in Bonn, er wurde dann später Ordinarius in Münster.

Während meiner Tätigkeit in Düsseldorf war ich sehr sparsam gewesen und hatte über meine Ausgaben genau bis auf Heller und Pfennig Buch geführt. Das hatte ich auch noch im Sommer 1897 in Münster fortgesetzt, war dann aber darin recht gleichgültig geworden. So kam es denn, daß ich, nach Mitte September meine Reise antretend, von München nach Rom in der 2. Klasse fuhr und meinen Koffer aufgab, was zusammen allein über 100 M. kostete. Nach München war ich von Köln im D-Zug freilich 3. Klasse gefahren, hatte aber in Köln übernachtet und in München im Deutschen Kaiser gewohnt. Es war Oktober-Fest, das ich im strömendem Regen besuchte, doch ohne viel Geschmack am Treiben finden zu können. Besuche machte ich bei Freiherrn v. Hertling und bei Prof. Hermann (später von Granert<sup>70</sup>) . . ."



1) Wilhelm Wattenbach, geb. 22.9.1819 in Rantzau/Holstein, gest. 20.9.1897 in Frankfurt/Main; 1843 unter Pertz Mitarbeiter der *Monumenta Germaniae*, 1851 Dozent in Berlin, 1855 Archivar in Breslau, 1852 Professor der Geschichte in Heidelberg, 1873 in Berlin; W. war einer der besten Herausgeber mittelalterlicher Geschichtsquellen; seine vielfach aufgelegten „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts“ (1858, Neuausgabe v. R. Holtzmann u. a. 1838 ff.) geben die erste Darstellung der mittelalterlichen Historiographie. — (Biographisches Wörterbuch zur Deutschen Geschichte, III. Bd., Sp. 3046).

2) Paul Scheffer-Boichorst, geb. 25.5.1843 in Eiberfeld; studierte in Innsbruck, Göttingen und Berlin; Neubearbeitung von Böhmers „*Regesta imperii ab 1125 usque ad 1196*“; 1871 Mitarbeiter der „*Monumenta Germaniae*“ in Berlin, 1875 a. o. Professor der Geschichte in Gießen, 1876 o. Professor in Straßburg, 1890 nach Berlin berufen; Hauptwerke: „*Kaiser Friedrich I. letzter Streit mit der Kurie*“ (Berlin 1866), „*Die Neuordnung der Papstwahl durch Nikolaus II.*“ (Straßburg 1879). — (Brockhaus Konversationslexikon 1896, Bd. 14, S. 400).

3) Heinrich von Treitschke, geb. 15.9.1834 in Dresden, gest. 28.4.1896 in Berlin; studierte seit 1851 in Bonn, wo er Ernst Moritz Arndt hörte; habilitierte sich 1858 in Leipzig für Staatswissenschaft, 1863 Professor der Staatswissenschaft in Freiburg, 1866 bis 1889 Herausgeber der *Preußischen Jahrbücher*, 1866 Professor in Kiel, 1867 in Heidelberg, 1874 in Berlin als Nachfolger Ranke's, 1871 Mitglied des Reichstages; lehnte das allgemeine Wahlrecht und den wachsenden Einfluß der Parteien ab. In „*Ein Wort über unser Judentum*“ wandte er sich gegen den wachsenden Einfluß des Judentums, nicht aus rassistischen oder religiösen, sondern aus kulturellen Gründen. — (Biographisches Wörterbuch zur Deutschen Geschichte, III. B., Sp. 2927–2930).

4) Erich Schmidt, geb. 20.6.1853 in Jena; studierte klassische und deutsche Philologie in Graz, Jena und Straßburg; 1875 Privatdozent in Würzburg, 1877 Professor in Straßburg, 1880 in Wien, 1887 in Berlin; hat sich fast ausschließlich der Erforschung und Darstellung der neuen Literaturgeschichte, besonders der Klassischen Periode gewidmet; „*Lessing, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften*“ (2 Bd., 1884–1891), „*Goethes Streitschrift gegen Lessing*“ (1893). — (Brockhaus Konversationslexikon 1896, Bd. 14, S. 539).

5) Friedrich Paulsen, geb. 16.7.1846 in Langenhorn, Nordfriesland, gest. 14.8.1908 in Berlin; ab 1868 Professor für Philosophie und Pädagogik in Berlin; an Kant's Idealismus orientiert wandte er sich ethischen, anthropologischen und sozialen Fragen zu; seine „*Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart*“ (1885) hat die historische und systematische Pädagogik bis heute beeinflusst. — (Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Bd. 18, S. 312).

6) Adolf Tobler, geb. 23.5.1835 in Hirzel, Kanton Zürich, gest. 18.3.1910 in Berlin; ab 1867 Professor in Berlin, einer der Pioniere der romanischen Philologie in der Zeit des Positivismus; Herausgeber altfranzösischer Texte; er sam-

melte Materialien zu einem altfranzösischen Wörterbuch, das von E. Lommatzsch 1925 ff. herausgegeben wurde. — (Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Bd. 23, S. 538).

7) Heinrich von Sybel, geb. 2.12.1817 in Düsseldorf; studierte 1834 bis 1838 in Berlin; 1841 „*Geschichte des 1. Kreuzzuges*“, 1844 a. o. Professor in Bonn, 1844 „*Entstehung des deutschen Königtums*“, 1845 „*Die Unechtheit des hl. Rockes zu Trier*“, 1856 in München, 1875 Direktor des preußischen Staatsarchivs und Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. — (Brockhaus Konversationslexikon 1896, Bd. 15, S. 534 u. 535).

Theodor Sickel, geb. 18.12.1826 in Aken; studierte Theologie und Geschichte in Halle, Berlin und Paris; durchforschte 1852 bis 1855 die Bibliotheken und Archive Deutschlands, Frankreichs, der Schweiz und Oberitaliens (Mailand, Venedig); in Wien Dozent für historische Hilfswissenschaften; „*Zur Geschichte des Konzils von Trient*“, — (Brockhaus Konversationslexikon 1896, Bd. 14, S. 939).

8) Erzbischof Clemens August, geb. 21.1.1773 in Münster, gest. 19.10.1845 in Münster; 1791 Domherr, 1798 Priester, Mitglied des Kreises um die Fürstin Amalie von Gallitzin, 1807 bis 1821 Bistumsverweser, 1827 Weihbischof von Münster, 1835 Erzbischof von Köln; seit 1836 wegen Ablehnung des Hermesianismus und der Mischehenkonvention von der preußischen Regierung bedrängt, am 20.11.1837 verhaftet und zur Festung Minden gebracht; 1839 aus der Haft entlassen; als Erzbischof von Köln durch den Koadjutor-Bischof J. von Geißel abgelöst; verbrachte seinen Lebensabend in Darfeld und Münster. — (Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 3, Sp. 577 — F. Flakamp. — s. auch: Heinrich Schrörs: *Die Kölner Wimen 1837*, (1927)).

9) Alban Stolz, geb. 3.2.1808 in Bühl i. B., gest. 16.10.1883 in Freiburg i. B.; Theologe und bedeutender Volkschriftsteller; nach juristischen, theologischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien 1833 Priester; durch J. B. Hirscher gefördert, 1847 bis 1883 Professor der Pastoraltheologie und Pädagogik in Freiburg. — (Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 9, Sp. 1094/95 — H. Vorgrimmer).

10) Hebbels Werke, 1. Teil, herausgegeben von Theodor Hoppe, Berlin (o.J.), S. 40: „*Der Heideknabe*“.

11) Adolf Harnack, geb. 7.5.1851 in Dorpat, gest. 10.6.1930 in Heidelberg; Professor der Kirchengeschichte in Leipzig, Gießen, Marburg und in Berlin von 1888 bis 1921; Harnack galt nach Schleiermacher als der bedeutendste protestantische Theologe des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts; Führer der liberalen Schule; er war ein ungemein fruchtbarer theologischer Schriftsteller. Im Werk Harnack's ist zu unterscheiden zwischen den historischen Forschungen und dem theologischen Grundsatz. Das Evangelium ist nach Harnack ethisch bestimmt, die Botschaft Jesu vom gültigen Vater-Gott. Das Dogma ist in seiner Konzeption ein Werk des griechischen Geistes auf dem Boden des Evangeliums. Dogmenentwicklung ist ein Abfallprozeß; gibt wesentliche und unauflösbare Bestandteile der christlichen Botschaft preis. — (Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 5, Sp. 16/17 — A. Brandenburg).

12) Eduard Zeller, geb. 22.1.1814 in Kleinbothwar/Württemberg, gest. 19.3.1908 in Stuttgart; studierte am theo-

logischen Seminar Maulbronn, an der Universität Tübingen (Schüler von F. Ch. Baur) und in Berlin; 1840 Privatdozent in Tübingen, gründete 1842 die „*Theologischen Jahrbücher*“ (bis zum Ende des Erscheinens 1857 Organ der evangelischen Tübinger Schule), 1847 Professor in Bern, 1849 in Marburg; auf Verlangen seiner Gegner in die philosophische Fakultät umgewechselt; 1862 Professor an der Universität Heidelberg, 1872 Professor in Berlin; seit 1895 in Stuttgart; einer der ersten Vertreter des Neukantianismus. — (Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 10, Sp. 1342 — W. Eckert).

13) Julius Kaftan, geb. 30.9.1846 in Loit bei Apenrade (Nordschleswig), gest. 27.8.1926 in Berlin-Steglitz; August 1873 Privatdozent in Leipzig, Oktober 1873 Privatdozent in Basel, 1874 a. o. Professor, 1881 o. Professor in Basel für Dogmatik und Ethik; in Basel lernte er Nietzsche kennen; 1883 Lehrstuhl Schleiermachers in Berlin; er trat für die Einführung des Bischofsamtes und die Freiheit der theologischen Wissenschaft ein; 1881 „*Das Wesen der christlichen Religion*“, 1917 „*Philosophie des Protestantismus*“, 1897 „*Dogmatik*“; will das „*neue Dogma*“ der neuen Kirche darstellen; sah — wie Paulsen — in Kant den Philosophen des Protestantismus. — (Neue Deutsche Biographie, 11. Bd., S. 16).

14) P. Theodor Granderath: „*Kaftans neues Dogma*“. — In: *Stimmen aus Maria Laach*, 41 (1891), S. 163–176 und 266–280.

15) Eine simple Wiedergabe eines tiefgründigen Sachverhaltes. In „*Mysterium salutis*“, Bd. III, 2, „*Das Christusereignis*“ äußert sich dazu Alois Grillmeier: In der traditionellen Soteriologie gibt es Begriffe, die zum wenigsten einer Neuinterpretation bedürfen. Das zeigen in diesem Zusammenhang die häufigen Anthropomorphismen der Bibel. „*Sie spricht vom Zorn Gottes, von dessen Berührung durch Opfer und Blut, durch Bestrafung und Sühne, bis dieser Gott wieder ‚versöhnt‘ ist. Am wenigsten entsprechen unserem Gottesbild die juristischen Aussagen. Darum hat die Satisfaktionslehre Anselms von Canterbury — zusammen mit den biblischen Vorstellungen von Versöhnung — soviel Widerspruch erfahren“ (S. 328). — Schon im Mittelalter ist die Satisfaktionslehre Anselms nicht ohne Kritik geblieben. Hier sind Albert der Große und Thomas von Aquin zu nennen (S. 383). — Der bleibende Grundgedanke der scholastischen Satisfaktionslehre ist: „*durch die Selbsthingabe Christi im Gehorsam bis zum Tod am Kreuz wird Gott zum Gott über den Menschen gemacht und so die Gottes Herrschaft über die Welt wieder hergestellt (S. 386). ... Das Vatikanum II hatte unter den vorbereitenden, aber nicht verabschiedeten Texten einen eigenen Abschnitt über die ‚Satisfactio‘. In der so stark angefeindeten Satisfaktionslehre Anselms von Canterbury ist gewiß die juristische und quantitative Argumentation (Genugtuung als Wiederherstellung der Ehre Gottes) heute nicht nachvollziehbar. Doch stecken in ihr ganz moderne Elemente: Betonung des Ethischen und der Beziehung der Tat Christi zur Gesamtmenschheit ... Vor allem aber sind einige Sätze zu beachten, die den modernen Personalismus und die Theologie des Todes (Karl Rahner) vorausnehmen. Sünde ist verantwortliche, radikale Absetzung Gottes; Genugtuung — eine unglückliche sprachliche Formulierung — muß wieder Gott zu**



Gott machen durch vollen Verzicht auf die eigene Existenz durch die Hingabe in den Tod" (S. 386, Anm. 36).

16) Paul Deußen, geb. 7.1.1845 in Oberdreis (Westerwald), gest. 6.7.1919 in Kiel, evangelischer Pfarrerssohn und Jugendfreund Nietzsches; seit 1889 Professor der Philosophie in Kiel; gründete 1921 die Schopenhauer-Gesellschaft; mit seinen Übersetzungen und Interpretationen altindischer Weistümer förderte er Kenntnis und Verständnis des fernöstlichen Denkens. — (Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 3, Sp. 261 — J. Hansmeier).

17) Aus einem Brief seiner Tochter Frau Helga Reinhold aus Saarburg vom 8.4.1981 entnehme ich folgendes: Josef Patheger, geb. 23.3.1873 in Trier, studierte Jura in Bonn, Heidelberg, Freiburg und Berlin. Er war Referendar in Bernkastel und Assessor in Wadern. Seine erste Stelle als Amtsrichter war in St. Vith (Eupen-Malmedy). Nach 1918 wurde er auf eigenen Wunsch nach Wadern versetzt. 1933 entfernten ihn die Nazis aus dem Amt. Er starb am 24.2.1934 kurz nach der Pensionierung. „Mein Vater, soweit ich ihn schon als Kind erlebt habe, ich war neun Jahre alt als er starb, war ein kritischer Geist, hatte viel Humor, war sehr belesen und allen Künsten aufgeschlossen“.

18) Adolf Stöcker, geb. 11.2.1834 in Halberstadt, gest. 8.2.1909 in Gries bei Bozen. 1874 bis 1889 Hof- und Domprediger.

19) Dr. phil. Eduard Marcour, geb. 24.10.1848 in Kalkar, gest. 1.8.1924 in Koblenz; Mitglied des Reichstages von Juni 1893 bis November 1918.

20) Eugen Richter, geb. 30.7.1838 in Düsseldorf, gest. 10.3.1906 in Berlin; studierte Jura und Nationalökonomie; 1859 Staatsdienst; machte sich unbeliebt durch mannigfache Opposition und schied aus dem Staatsdienst aus, als 1864 seine Wahl zum Bürgermeister von Neuwied nicht bestätigt wurde; seitdem lebte er als einer der ersten Berufspolitiker in Berlin, hatte eine führende Stellung in der Fortschrittspartei und bestimmte sie in der oppositionellen Haltung gegen die Politik Bismarcks; die Opposition gegen Bismarck hat Buschbell wohl erwarten lassen, daß R. für die Aufhebung des Jesuitenparagraphen stimmen würde. — (Biographisches Wörterbuch zur Deutschen Geschichte, Bd. II, Sp. 2319/20).

21) „Hundekehle“ ist ein Bierlokal, heute in Westberlin. Es machte 1980 von sich reden, als der 1. Senat des Oberverwaltungsgerichtes einen von der untergeordneten Instanz gefällten Beschluß aufhob, mit dem die Sperrstunde für das Lokal auf 22 Uhr festgesetzt worden war. Aus Protest gegen diesen Spruch hatten zahlreiche Berliner Wirte Anfang Oktober 1980 zum ersten Kneipenstreik in der Stadt aufgerufen und an einem Abend um 22 Uhr „dichtgemacht“. (Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6.11.1980, S. 10).

22) Heinrich Finke, geb. 13.6.1855 in Krecthin i. W., gest. 19.12.1938 in Freiburg i. B.; seit 1891 Professor in Münster, seit 1898 in Freiburg, 1924 Präsident der Görresgesellschaft; die neueste Würdigung Finkes als Historiker: „Heinrich Finke — ein Gedenkblatt zu seinem 125. Geburtstag“ — In: Christ in der Gegenwart, 32. Jg., Blatt 24, vom 15.6.1980.

23) Wilhelm Storck, geb. 5.7.1829 in Lethmate, gest. 16.7.1905 in Münster; Studium in München und Bonn; 1855/56 Probekandidat am Gymnasium in Paderborn, 1856 bis 1859 auf Aufforderung des Ministeriums Fortsetzung der sprachlichen Studien in Berlin (Stipendium), um als Professor für Deutsche Sprache und Literatur an die Akademie in Münster zu gehen. 1858 Dr. phil. in Berlin, 1859 a. o. Professor für Deutsche Sprache und Literatur an der Akademie, 1868 Ordinarius, 1874/75 und 1889/90 Rektor; Übersetzung u. a. sämtlicher Werke des Luis Camões (6 Bände, Paderborn, abgeschlossen 1884); Ehrenmitglied in portugiesischen und brasilianischen wissenschaftlichen Gesellschaften. — (Freundliche Mitteilung des Universitätsarchivs Münster).

24) Karl Buschbell, geb. 10.12.1867 in Giesenkirchen, war zu dieser Zeit Leiter einer Textilfabrik in Moerscroen im Liller Industriegebiet.

25) Georg von Below, geb. 19.1.1858 in Königsberg, gest. 21.10.1927 in Badenweiler; studierte in Königsberg, Bonn und Berlin; 1883 Dr. phil. bei Moritz Rittler in Bonn, 1886 Habilitation in Marburg, 1889 a. o. Professor in Königsberg, 1891 Professor in Münster, 1897 in Marburg, 1901 in Tübingen, 1905 bis 1924 in Freiburg i. B.; er war grundsätzlich allgemeiner Historiker, Schwergewicht bei der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte; strenger Anwalt der historischen Methode; sein Hauptwerk: „Der deutsche Staat des Mittelalters“, Bd. 1, 1914, ist Torso geblieben. — (Neue Deutsche Biographie, 2. Bd., S. 32/33 — Hermann Aubin).

26) Georg Hagemann, geb. 17.11.1832 im Kirchspiel Beckum, gest. 6.12.1903 in Münster; 1852 bis 1855 Studium der Philosophie und Theologie in Münster, 1856 Priesterweihe, Hauslehrer bei Erbkrämmerer Graf von Galen, Fortsetzung der Studien, 1860 Präses des von Galenschen Gymnasialkonviktes, 1861 Dr. phil. in Münster, 1862 Habilitation und Privatdozent für Philosophie, 1881 a. o. Professor, Ausscheiden aus dem Gymnasialkonvikt, 1884 Ordinarius, 1900 Vorlesungen aus Gesundheitsgründen eingestellt. — Freundliche Mitteilung des Universitätsarchivs Münster).

27) Peter Langen, geb. 6.6.1835 in Köln, gest. 25.5.1897 in Münster. 1853 Reifeprüfung am Marzellengymnasium in Köln, 1853 bis 1857 Studium der klassischen Philologie in Bonn (Schüler von Friedrich Wilhelm Ritschl), 1857 Dr. phil. in Bonn, 1857 bis 1865 Oberlehrer in Köln, Koblenz, Trier und Düren. 1868 o. Professor der lateinischen Sprache und Literatur an der Akademie Münster, 1876/77 und 1891/92 Rektor; Bruder des 1837 in Köln geborenen Professors der Theologie in Bonn Josef Langen; mit ihm schloß er sich der altkatholischen Bewegung an; im „Biographischen Jahrbuch der Altertumskunde“ (1898) veröffentlichte J. M. Stahl eine Würdigung seines Lebens. — (Freundliche Mitteilung des Universitätsarchivs Münster).

28) Richard Lehmann, geb. 17.5.1845 in Neuzelle (Niederlausitz), gest. 6.6.1942 in Marburg/Lahn; 1864 Reifeprüfung in Berlin, anschließen Studium der klassischen Philologie und Geschichte in Halle und Göttingen, 1869 Dr. phil. in Göttingen, 1870 bis 1885 Lehrer an verschiedenen Schulen in Halle, insbesondere an den Franckeschen Stiftungen; währenddessen ein zweites Studium in Geographie durch den Einfluß von H. Kirchhoff; Skandinavienreisen; 1881 Habilitation in Halle, Privatdozent, 1885 a. o. Professor an der Akademie in Münster, Vorsteher des „Geographischen Apparates“, 1897 o. Professor, 1900/01 Rektor, Mitbegründer der 1902 wiedereröffneten Universität, 1906 emeritiert, 1914 bis 1918 erneut Vorlesungstätigkeit, 1919 Dr. jur. h. c., 1925 Dr. med. h. c.; Würdigung seiner Lehrtätigkeit in Münster in: „Die Universität Münster 1780 bis 1980“, herausgegeben von Heinz Dollinger, Münster 1980 durch W. Müller-Silke und Elisabeth Bertelsmeier, S. 481. Er wird hier als Pionier der geographischen Wissenschaft bezeichnet.

29) Hubert Underberg, geb. 20.1.1861 in Rheinberg, gest. 20.1.1935 in Hamburg; Heirat mit Katharina Granderath am 5.7.1887, einer Verwandten Buschbells; aus dieser Ehe gingen 12 Kinder hervor.

30) „Die professiones fidei der Päpste“. — In: Römische Quartalschrift, 10. Jg., Rom 1896, S. 251—297 und S. 421—450. — „Die römische Überlieferung der professiones fidei der Päpste“. — In: Römische Quartalschrift, 14. Jg., Rom 1900, S. 131—136.

31) Joseph Mettlich, geb. 2.6.1859 in Trier, gest. 30.10.1932 in Münster; 1879/80 Sprachlehrer an der Institution libre in Quimperle, Bretagne, 1886 Probekandidat und kommissarischer Hilfslehrer am Gymnasium in Münster, 1888 nebenamtlicher Lektor der französischen Sprache an der Akademie (unbesoldet), 1892 Gymnasialoberlehrer, 1894 Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission, 1895 Dr. phil. in Kiel, 1904 besoldete Lektorstelle, 1906 Gymnasialprofessor, 1924 als Studienrat pensioniert, 1927 aus dem Universitätsdienst ausgeschieden. — (Freundliche Mitteilung des Universitätsarchivs Münster).

32) Karl Stracke, geb. 14.5.1858 in Wildungen; in den Düsseldorfer Adreßbüchern finden sich folgende Angaben: 1889 bis 1890 Kandidat des höheren Lehramtes, 1891 Schulkamtskandidat, 1892 bis 1899 Hauslehrer; nach den Meldeunterlagen der Polizei meldete er sich am 23.12.1898 „auf Reisen“ ab. Damit verliert sich seine Spur in Düsseldorf. — (Freundliche Mitteilung des Stadtarchivs Düsseldorf vom 12.12.1980).

33) Gottfried Buschbell: Der Traditionalismus Bonalds. — In: Philosophisches Jahrbuch der Görresgesellschaft, 12 (1899), S. 32—49. — Louis Gabriel Ambroise Vicomte de Bonald, geb. 2.10.1754 in Le Monna bei Millau (Aveyron), gest. 23.11.1840 ebenda; entschlossener Royalist und Gegner der französischen Revolutionsideen; emigrierte nach Heidelberg (1791), wo er seine „Théorie du pouvoir politique et religieux“ schrieb; seit 1797 wieder in Paris, wo er gemeinsam mit Chateaubriand und J. Fiévée den Mercur de France herausgab; mit der Restauration begann Bonalds Aufstieg; nach der Julirevolution lebte Bonald zurückgezogen in Le Monna; mit de Maistre führender Vertreter der Restaurationsidee und des Traditionalismus. Seine philosophische Bedeutung liegt in der Begründung der restaurativen Staats- und Gesellschaftslehre durch

eine eigentümliche Theorie über den Ursprung der menschlichen Sprache. Danach sind dem Menschen in einer Uroffenbarung von Gott die Sprache und zugleich mit ihr alle Wahrheiten der religiösen, moralischen und sozialen Sphäre übermittelt worden. Diese Uroffenbarung gelte es in ihrer Reinheit wiederzugewinnen. Mit diesen Ideen zeigt Bonald Verwandtschaft mit der deutschen Spätromantik. — (Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 2, Sp. 561/82—E. Beheler).

34) Wilhelm von Toulouse war ein Ritter, dessen Lob in Heldenliedern und Ritterepen gesungen wurde. Wolfram von Eschenbach widmete ihm ein unvollendet gebliebenes Heldenlied „Willeham“. Nach Jahren kriegerischen Lebens, vor allem in Kämpfen gegen die Sarazenen in Spanien, zog er sich in die Stille eines Tales zurück und gründete dort das nach ihm benannte Kloster St. Guilhem-la-desert. Dort starb er 812.

35) Anna Greve, Münster, Breitengasse 4, ist nach dem Münsterschen Adreßbuch als Privatlehrerin ausgewiesen. 36) Carl Deiters, geb. 5.3.1839 in Münster, gest. 26.6.1904 in Münster; Besuch des Gymnasiums in Münster, wegen häufiger Krankheit nur bis Obersekunda, dann private Sprachstudien; 1863 bis 1865 Privatlehrer der englischen, französischen und spanischen Sprache, auch Deutsch für Ausländer; 1865/66 Lehrer der Oberstufe der Privatschule Herchenbach, Düsseldorf, 1866 bis 1879 Sprachlehrer in Münster, 1879 Examen pro facultate docendi in Münster, 1879 Lektor der neueren Sprachen an der Akademie, 1885 bis 1894 dienstunfähig wegen Geisteskrankheit, Unterbringung in verschiedenen Anstalten, 1889 bis 1894 unter Vormundschaft seines Bruders, 1894 Wiederaufnahme seines Dienstes, Prüfer für italienische und spanische Sprache, Lektor auch hierfür.

37) Oberpedell Silke, geb. 25.12.1843 in Münster; er kam nach einer Tätigkeit in Stade und Mölin 1880 wieder nach Münster.

38) Hugo Andresen, geb. 4.10.1844 in Altona, gest. 17.8.1918 in Münster; Studium der romanischen Philologie; Dr. phil. in Bonn 1874, a. o. Professor in Göttingen 1892, o. Professor in Münster 1892; Leiter des Romanischen Seminars der Universität Münster 1892 bis 1911, Rektor 1889/90. — (Freundliche Mitteilung des Universitätsarchivs Münster).

39) Dr. phil. J. Rothfuchs, geb. 1838; 1859 wissenschaftliche Prüfung, 1860 theologische Prüfung, 1861 Gymnasiallehrer in Schwerin, 1863 in Marburg, 1875 Oberlehrer in Hanau, 1876 Gymnasialdirektor des Stiftsgymnasiums in Gütersloh, seit 1886 beim Provinzialschulkollegium in Münster, 1904 im Ruhestand. — (Freundliche Mitteilung des Stadtarchivs Münster vom 24.12.1980).

40) „Athalie“ (1891), neben „Esther“ ist es das zweite Drama Racines (1639 bis 1691); im Mittelpunkt steht der Kampf zwischen Priesterherrschaft und weltlicher Macht, die Auseinandersetzung zwischen Monotheismus und Götzendienste. Die handelnden Personen sind der Hohepriester Joad, die Jehova feindlich gesinnte Königin Athalie und Joas aus dem Hause David. Der Kampf entscheidet sich zu Joas Gunsten. Athalie erkennt den Sieg Jehovas an und findet den Tod. Joad sieht mit prophetischem Blick voraus: nicht aus eigener Kraft wird der Stamm Davids zur Ruhe kommen, sondern erst dann, wenn ein Stärkerer aus ihm hervorgeht, der nicht Mensch, sondern Gott ist. — Racine fühlte sich dem Jansenismus verbunden. — (Eduard von Jan: Französische Literaturgeschichte, 1962. — Freundliche Mitteilung von Oberstudienrat Wolfgang Pitsch, Krefeld).

41) Louise Labée (1524 bis 1584); Dichterin und Vorkämpferin für die Gleichberechtigung der Frau. Sie nahm das Recht in Anspruch, dem Erlebnis einer großen, unerwiderten Liebe dichterischen Ausdruck zu verleihen. Sie ist die Verfasserin von 24 Sonetten, die Rainer Maria Rilke meisterhaft verdeutscht hat. Sie gehört zur Lyoner Dichterschule. — (Eduard von Jan: Französische Literaturgeschichte, 1962. — Freundliche Mitteilung von Oberstudienrat Wolfgang Pitsch, Krefeld).

42) Christine des Pisan (1365 bis 1430); Verfasserin lyrischer Gedichte. Sie orientierte sich an der Antike und den Kirchenvätern sowie dem höfischen Schrifttum Frankreichs. Sie verfaßte Debats, Dits, Epistres lehrhaften, philosophischen und religiösen Inhaltes. Sie entwickelte die Idee der Gründung eines Ritterordens, der der Verteidigung der Frauenehre dienen sollte. Sie begeisterte sich für die Taten der Jeanne d'Arc. (Eduard von Jan: Französische Literaturgeschichte, 1962. — Freundliche Mitteilung von Oberstudienrat Wolfgang Pitsch, Krefeld).

43) Winand Fell, geb. 13.12.1837 in Aachen, gest. 5.7.1906 in Münster; 1857 bis 1860 Studium in Münster und Bonn,



1861 Priesterweihe in Köln, 1869 bis 1871 Studium der orientalischen Sprachen in Berlin und Leipzig, 1871 Dr. phil. in Leipzig, 1871 bis 1873 Kaplan an St. Ursula in Köln, 1873 bis 1886 Religions- und Oberlehrer am Marzellen-gymnasium in Köln, 1886 o. Professor für alttestamentliche Exegese in Münster, 1.9.1886 Dr. theol. h. c., 1893/94 Rektor der Akademie, 1898 Gutachten in einem Zivilpro-zess, in welchem es darum ging, ob bestimmte Artikel in Meyers Konversationslexikon für Katholiken anstößig seien. — (Eduard Hegel: Geschichte der katholisch-theo-logischen Fakultät Münster 1773 bis 1964, 2. Teil, Münster 1971, S. 19 f.)

44) Fremde Sünden: Mitschuld an den Sünden anderer. Die alte Schule hat die Möglichkeit solcher Mitschuld zusammengefaßt in die neun fremden Sünden: iussio (Be-fehl), consilium (Rat), consensus (Zustimmung), palpo (Überredung), recursus (Verteidigung), participans (Bei-hilfe), mutus (Schweigen), non obstands (Nichtbehindern), non manifestans (Nichtoffenbaren), Andeutungen der Hl. Schrift sind hier spekulativ ausgeweitet (1 Tim 5, 22: pec-cata aliena). — (Lexikon für Theologie und Kirche, 1. Aufl., Bd. 9, Sp. 900 — M. Waldmann).

45) P. Theodor Granderath S. J., geb. 19.8.1839 in Giesen-kirchen, gest. 19.3.1902 in Valkenburg; Professor für Dogmatik an der Gregoriana in Rom, Verfasser der: Ge-schichte des Vatikanischen Konzils, 3 Bd., 1903—1906.

46) Dr. Josef Buschmann, geb. 12.1.1849 in Münster, gest. 7.11.1922 in Koblenz; 1866 wissenschaftliche Prüfung in Münster, Probejahr in Münster beziehungsweise in Köln, 1869 Dr. phil. in Rostock, 1870 ordentlicher Lehrer an der Realschule I. Ordnung in Köln, 1874 Oberlehrer am Fried- rich-Wilhelm-Gymnasium in Trier, 1882 nebenamtlicher Stadtbibliothekar daselbst, 1883 Direktor des Gymna-siums in Hechingen, 1886 Direktor des Gymnasiums in Bonn (jetzt Beethoven-Gymnasium), 1890/91 Vertreter des erkrankten Provinzialschulrates Deiters in Koblenz, 1894 Provinzialschulrat, 1910 Direktor, später Vizepräsi-dent des Provinzialschulkollegiums, Geheimer Oberre-gierungsrat, 1919 im Ruhestand; anerkannter und allge-mein hoch angesehener Schulerwaltungsmann. — „Leit-faden für den Unterricht in der deutschen Sprachlehre“, 1881 — „Zur Geschichte des Bonner Gymnasiums“, 1894 — „Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen der Gym-nasien, Prosaaband und Gedichtband“. — (aus: Landes-kundliche Kurzbiographien von Mittelrhein und Mosel. — In: Landeskundliche Vierteljahrshefte, S. 105).

47) Dr. Adolf Hechelmann, geb. 1837, gest. 1924; 1861 wissenschaftliche Prüfung in Münster, 1866 ordentlicher Lehrer am Gymnasium in Münster, 1870 bis 1874 Archivar der Stadt Münster, 1874 Direktor des Gymnasiums in Warburg, 1885 Direktor des Gymnasiums in Paderborn, 1893 Provinzialschulrat in Münster, 1912 im Ruhestand. — (Freundliche Mitteilung des Stadtarchivs Münster).

48) Dr. Karl Jansen, geb. 10.2.1844 in Düsseldorf, gest. 17.3.1910; Direktor des Städtischen Realgymnasiums in Münster von 1893 bis 1904. — (L. Humborg: Das Rats-gymnasium zu Münster, Münster 1951, S. 212, Nr. 43).

49) Dr. Franz Hartmann, geb. 14.2.1866 in Amelsbüren, gest. 15.5.1916 in Gaesdonk; Priesterweihe 28.10.1892, geistlicher Oberlehrer in Gaesdonk Ostern 1898 bis Ostern 1909, Direktor in Gaesdonk 1909 bis 1916; Fächer: Religion, Deutsch, Geschichte, Latein, Griechisch, Hebrä-isch, Mathematik. — (Freundliche Mitteilung von Stu-dierendirektor Franz Hermes, Gaesdonk).

50) Dr. Bernhard Rehling, geb. 24.9.1868 in Lüsche (Olden-burg), gest. 28.10.1951 in Aachen; Priesterweihe 18.3.1893, geistlicher Oberlehrer in Gaesdonk Ostern 1899 bis August 1905, danach Oberlehrer und Professor am Kaiser-Karl-Gymnasium in Aachen; Fächer: Religion, Deutsch, Geschichte, Latein, Französisch; nach vorzei-ger Pensionierung war er Rektor des Aloisiusheimes in Aachen. — (Freundliche Mitteilung von Studiendirektor Franz Hermes, Gaesdonk).

51) Johann Winterhoff, geb. 17.10.1863 in Soest, gest. 29.10.1943; Amtsdauer am Realgymnasium 1894 bis 1924. — (L. Humborg: Das Ratsgymnasium zu Münster, 1951, S. 212, Nr. 44).

52) Dr. Josef Schulte, geb. 1872 in Eslohe (Sauerland); studierte in Marburg, Freiburg und Greifswald Medizin. Sein Onkel, Professor Dr. Franz Hitze, holte ihn nach Münster, wo er sich 1903 als erster Kinderarzt in ganz Westfalen niederließ. Über 30 Jahre wirkte Dr. Schulte als leitender Arzt das von der katholischen Fürsorgeheim-GmbH erbauten Säuglingsheimes an der Sentruper Strä-ße des Waisenhauses in Handorf. Ihm verdankt Münster die Gründung der Säuglingspflegeschule. Das selbstlose und erfolgreiche Wirken dieses Arztes machte ihn weit

über Münster hinaus bekannt. Seine besondere Sorge galt bedürftigen und kinderreichen Familien. — (Münstersche Zeitung vom 1.3.1972).

53) Professor Dr. Franz Hitze, geb. 16.3.1851 in Hane-micke (Kreis Olpe), gest. 20.7.1921 in Bad Nauheim; Prie-sterweihe 1878, 1880 Generalsekretär des Verbandes „Ar-beiterwohl“ in Mönchengladbach, 1882 bis 1893 und 1898 bis 1912 Zentrumsabgeordneter im Preußischen Abge-ordnetenhaus, 1884 bis 1921 Mitglied des Reichstages, 1890 Mitbegründer des „Volksvereins für das katholische Deutschland“, entscheidend an der Gründung des Caris-tasverbandes beteiligt, 1893 bis 1920 Professor für christ-liche Gesellschaftslehre in Münster; ursprünglich Vertre-ter einer ständisch gegliederten Gesellschaft, bekannte er sich später immer stärker zur bestehenden Gesellschafts-ordnung, in der er durch umfassende sozialpolitische Maßnahmen eine echte Entproletarisierung der Arbeiter-schaft zu erreichen hoffte (Eintreten für gesellschaftlichen Arbeiterschutz, Arbeitsversicherung, Koalitionsrecht, Verkürzung der Arbeitszeit usw.); entschiedener Vor-kämpfer für christliche Gewerkschaften. — (Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 5, Sp. 395 — G. Böing).

54) Dr. Karl Heilage, geb. 20.3.1874 in Paderborn, gest. 1.6.1935 in Münster; trat als Gerichtsreferendar am 27.6.1896 in den Staatsdienst ein, von 1901 bis 1906 Rechtsan-walt in Essen, 2.10.1906 Bürgermeister in Papenburg, 26.4.1911 Bürgermeister in Eschweiler, 1.9.1921 Oberre-gierungsrat in Münster, 16.5.1922 ständiger Vertreter des Regierungspräsidenten, am 10.8.1933 in den Ruhestand versetzt. — (Freundliche Mitteilung des Staatsarchivs Münster vom 6.2.1981).

55) Theodor Schülling, geb. 16.5.1848 in Beckum, gest. 23.3.1923; Amtsdauer am Realgymnasium von 1873 bis 1917. — (L. Humborg: Das Ratsgymnasium zu Münster, 1951, S. 211, Nr. 30).

56) Professor Vaders, geb. 27.6.1860 in Krefeld-Bockum, gest. 4.11.1939; Amtsdauer am Realgymnasium von 1887 bis 1924. — (L. Humborg: Das Ratsgymnasium zu Mün-ster, 1951, S. 212, Nr. 40).

57) Dr. Josef Frey, geb. 1834, gest. 16.2.1910; 1.1.1867 Gymnasialdirektor in Roessel (Ostpreußen), 1.4.1883 Direktor des Gymnasiums Paulinum. „Als Direktor war er voll würdevoller Hoheit, und seine stattliche Gestalt gab ihm allein schon das Ansehen“ (Rudolf Schulte: 797 bis 1947. Das Gymnasium Paulinum zu Münster, Münster 1948, S. 116); Verfasser eines lateinisch-deutschen Wör-terbuches.

58) Dr. h.c. Felix Haase, geb. 12.5.1858 in Herbern, gest. 8.12.1947 in Hembergen (Rudolf Schulte: 797 bis 1947. Das Gymnasium Paulinum zu Münster, Münster 1948).

59) Ludwig Schmitz (seit seiner Eheschließung 1903 Schmitz-Kallenberg), geb. 10.6.1867 in Rheydt, gest. 22.4.1937 in Münster; Dr. phil. 1891 in Leipzig, Habilitation 1899 bei Finke in Münster, nach längerer Tätigkeit als Privatdo-zent 1918 o. Professor für Geschichte, am 1.7.1921 zum Direktor des Staatsarchivs Münster ernannt. — (Freund-liche Mitteilung des Staatsarchivs Münster).

60) Walter Schücking, geb. 6.1.1875 in Münster, gest. 25.8.1935 in Den Haag; Professor in Breslau, Marburg und Berlin; 1928 wurde er Direktor des Instituts für internatio-nales Recht an der Universität Kiel; er war als Abgeord-nete der Deutschen Demokratischen Partei Mitglied der Nationalversammlung von Weimar und Mitglied des Reichstages von 1920 bis 1928; 1930 wurde er zum Richter am Ständigen Internationalen Gerichtshof in den Haag gewählt. Dieses Amt hatte er bis zu seinem Tode inne, während er in Deutschland 1933 zwangspensioniert wurde. Er stand im Gegensatz zum herrschenden Rechtsposi-tivismus seiner Zeit innerhalb einer stark naturrechtlichen Gedankenwelt. Er hatte maßgeblichen Anteil an der organi-sierten Friedensbewegung. — (Meyers Enzyklopädi-sches Lexikon, Bd. 21, S. 292).

61) Hermann Hamelmann, geb. 1526 in Osnabrück, gest. 26.6.1595 in Oldenburg; Priesterweihe 1550, wurde 1553 lutherisch, 1554 Prediger an der Stiftskirche zu Bielefeld, 1555 abgesetzt, fand aber schon im gleichen Jahr in Lem-go einen neuen Wirkungskreis, 1568 bis 1571 Generalsu-perintendent in Gandersheim; seine historischen Werke sind eine beachtliche Quelle für die Gelehrten- und Re-formationsgeschichte; seine zahlreichen theologischen Werke haben stark polemischen Charakter; Hauptwerke: De quibusdam Westphaliae viris scientia claris (Lemgo 1563). — Illustrium Westphaliae virorum libri VI (Lemgo 1584). — De traditionibus apostolicis (Basel 1568). — His-toria ecclesiastica, 2 Teile (o. O., 1586 bis 1587). — Lexi-con für Theologie und Kirche, Bd. 4, Sp. 1338 — R. Bäumer).

62) Dr. Klemens Löffler, geb. 30.1.1881 in Steinbach, gest. 17.3.1933 in Köln; seit dem 1.7.1918 Direktor der Uni-versitäts- und Stadtbibliothek Köln, am 10.9.1918 zum Professor ernannt. — freundliche Mitteilung der Uni-versitäts- und Stadtbibliothek Köln).

63) P. Franz Xaver Wenz S. J., geb. 4.12.1842 in Rottweil, gest. 19.8.1914 in Rom; 1857 Eintritt in den Jesuitenorden, 1875 bis 1882 Professor für Kirchenrecht in Dittion Hall und St. Benno (England), 1882 bis 1906 Professor an der Gregoriana in Rom, 1906 bis 1914 Ordensgeneral; Mit-glied der Kodifikationskommission des CIC; als General um die äußere Ausdehnung und die innere Festigung seines Ordens bemüht; hielt Maß gegenüber Modernis-mus und Gewerkschaftsproblem. — (Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 10, Sp. 1057 — U. Mosiek).

64) Stephan Ehses, geb. 9.12.1855 in Zeilingen/Mosel, gest. 19.1.1926 in Rom; studierte in Würzburg Philoso-ophie, Geschichte sowie Theologie und erwarb 1880 den Dr. phil.; wegen des Kulturkampfes vollendete er seine theologischen Studien in Eichstätt, wo er 1883 zum Prie-ster geweiht wurde; mehrfach Studienaufenthalt in Rom, in verschiedenen Seelsorgstellen im Bistum Trier tätig, 1895 Leitung der Görresgesellschaft in Rom; Verfasser des Werkes „Römische Dokumente zur Geschichte der Ehescheidung Heinrichs VIII“; sein Lebenswerk ist die Herausgabe der Quellen zum Konzil von Trient, die er zusammen mit Sebastian Merkle im Auftrag der Görres-gesellschaft übernahm; Mitherausgeber der „Römischen Quartalschrift“ von 1897 bis 1906. — (Neue Deutsche Biographie, Bd. IV, S. 366 — Robert Haaf).

65) Max Domarus, geb. 12.6.1886 in Schlochau, gest. 4.3.1946 in Wiesbaden; studierte in Münster, Berlin und Halle; als Stipendiat der Görresgesellschaft von 1893 bis 1897 in Italien, besonders in Rom; Mitarbeiter an größeren wissenschaftlichen Aufgaben; 1897 Archivhilfsarbeiter am Staatsarchiv in Hannover, 1900 bis 1931 Archivar beziehungsweise Archivdirektor am Staatsarchiv in Wies-baden, promovierte bei Theodor Lindner 1891 mit einer Arbeit über die Beziehungen der deutschen Könige von Rudolf von Habsburg bis Ludwig dem Bayern zu Däne-mark zum Dr. phil. — („Nassauische Annalen“, 1950, S. 246 ff.)

66) Georg Freiherr von Hertling, geb. 31.8.1843 in Darm-stadt, gest. 4.1.1919 in Ruhpolding; 1867 Privatdozent in Bonn, seit 1882 Professor in München; 1875 bis 1890 und 1896 bis 1912 Mitglied des Reichstages, 1912 bayerischer Ministerpräsident, 1917 bis 1918 Reichskanzler. Dem Be-streben, die gebildeten Katholiken zu sammeln, ihr Selbstbewußtsein zu stärken und ihre Gleichberechtigung zu erringen, diente unter anderem seine Rede über die katholischen Studentenkorporationen auf dem Katho-likentag zu Frankfurt 1893 und besonders die Gründung der Görresgesellschaft 1876. Als Zentrumsabgeordneter hatte er entschieden Anteil am Aufbau der Sozialge-setzgebung. — (Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 5, Sp. 282 — J.M. Hausladen).

67) Josef Hansen, geb. 26.4.1862 in Aachen, gest. 29.6.1943 in Köln; Direktor des historischen Archivs der Stadt Köln von 1891 bis 1927. — (Freundliche Mitteilung des Historischen Archivs der Stadt Köln).

68) Anton Julius Chroust, geb. 10.3.1864 in Graz, gest. 22.5.1945 in Theilheim; wurde 1898 als Professor für neue-re Geschichte und historische Hilfswissenschaften nach Würzburg berufen; gründete 1904 die Gesellschaft für fränkische Geschichte; war unter anderem Herausgeber der „Monumenta Palaeographica“, 9 Bd., 1902 bis 1940. — (Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Bd. 5, S. 716).

69) Alois Meister, geb. 7.12.1866 in Frankfurt/M., gest. 26.1.1925 in Münster; Studien in Münster, Straßburg und München; längerer Studienaufenthalt in Italien; 1890 Dr. phil. in Straßburg, 1894 Habilitation in Bonn, 1899 a. o. Professor in Münster, 1903 o. Professor in Münster, 1910/11 Dekan, 1911/12 Rektor, 1918 Geheimer Regie-rungsrat. — „Die Hohenstaufen im Elsaß“ (1890). — mit Stephan Ehses: „Die Kölner Nuntiatur (1895). — „Die Anfänge der modernen diplomatischen Geheimschrift“ (1902). — (Mitteilung des Universitätsarchivs Münster).

70) Hermann Granert, geb. 7.9.1850 in Pritzwald, gest. 12.3.1924 in München; nach 1882 arbeitete er im Auftrag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in den vatikanischen Archiven, 1883 Habilitation, 1884 Professor in München, 1900 leitete er die Ausgrabung der Kaiser-gräber im Dom zu Speyer; er war ein Meister der Urkun-den- und Quellenkritik mit stark rechtshistorischer Aus-richtung; 1920 bis 1924 Präsident der Görresgesellschaft. — (Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 4, Sp. 1173 — J. Spörl).



# Als Moers und Krefeld preußisch wurden

von Günter Janß

## 1. Im Gewissenskonflikt wegen des Kirchengebotes

Noch im 19. Jahrhundert schien es absolutistisch gesinnten Fürsten und Königen in Europa ganz selbstverständlich, daß sie ganze Landschaften und Städte ihrer Territorien mit den dort wohnenden Menschen anderen Herren schenkten, verkauften oder vererbten. In welcher schwierigen Situation die Leute dadurch geraten konnten, soll hier am Beispiel der Pastoren, die ja wie Richter, Bürgermeister und Amtsleute ebenfalls Träger eines öffentlichen Amtes waren, dargestellt werden.

Von 1600 bis 1702 hatten Krefeld und Moers bekanntlich den Oranieren gehört, die sowohl die Statthalter der Niederlande als auch — seit 1688 — die Könige von England stellten. Die Niederlande und England waren damals in einer Personalunion vereint. Moers und Krefeld bildeten für dieses nordwesteuropäische Großreich sozusagen die östlichste Verteidigungsbastion.

Als nun der letzte Oranier, Wilhelm III., im Frühjahr 1702 starb und seine Besitzungen aufgeteilt wurden, beanspruchte der Hohenzoller Friedrich I. — seit 1701 König von Preußen — die vorgenannten nieder-rheinischen Gebiete Moers und Krefeld für sich, weil seine Mutter, Luise Henriette, die Frau des Großen Kurfürsten, eine geborene Oranierin gewesen sei. In Wirklichkeit aber schätzte er diese Länderereien am Rhein wegen ihres hohen wirtschaftlichen Wertes. Auch hoffte er, durch den Herrschaftswechsel in diesem Bereich die Grenze Preußens erheblich nach Westen verschieben und seinen jungen, aufstrebenden Staat auf diese Weise besser absichern zu können. Darum erschien am Morgen des 25. März 1702 der Geheimrat Hymen aus dem nahegelegenen preußischen Kleve in Moers im Auftrag des Königs und brachte



Abb 1. Luise Henriette von Oranien (Denkmal in Moers); wegen ihrer Ehe mit Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten von Brandenburg, beanspruchten die Hohenzollern ab 1702/1712 die Grafschaft Moers für Preußen

zum Zeichen dessen, daß man hinfort einem neuen Herrscherhause Respekt und Gehorsam schuldig sei, am Rathaus und an anderen öffentlichen Gebäuden das Wappen mit dem schwarzen Adler an<sup>1)</sup>. Wie groß aber war das Erstaunen der Bevölkerung am 26. März, als diese Adlerwappen wieder verschwunden waren und an ihrer Stelle die Hoheitszeichen der Fürsten von Nassau-Saarbrücken prangten, denn sie beanspruchten diese Länderereien ebenfalls. Die Situation war um so verwirrender, als schon wenig später — am 8. April 1702 —

alle Bürgermeister, Ratsherren, Richter und Beamte zum öffentlichen Treuegelöbnis für Preußen und die Pastoren zum sonn-täglichen Kirchengebet für das Berliner Königshaus aufgefordert wurden — am 23. Mai 1702 aber derselbe Aufruf an alle diese Personen erging, sich dem Hause Nassau-Saarbrücken zu verpflichten. Wie sollte man sich verhalten, wie sich entscheiden? Nun, die Landstände — wir würden heute vielleicht sagen: der Kreistag — und die Stadt Krefeld unterwarfen sich am 4. Mai 1702 durch Handschlag den Preußen; die Mehrzahl der Pastoren aber in der Grafschaft und die Stadt Moers im engeren Sinne schlugen sich auf die Seite von Nassau-Saarbrücken. Vielleicht haben sie sich gesagt: „Berlin ist weit, die Oranischen Lande aber sind nah! Wer weiß, ob wir deren Hilfe nicht noch eines Tages benötigen? Im übrigen wissen wir, was wir bei den Niederländern Gutes gehabt haben — das läßt uns Schlimmes fürchten!“

Zur Begründung dieser Überlegung sei hier ein Bericht vom Auftreten der preußischen Soldaten in Vluyn — etwa 12 km nördlich von Krefeld — eingeschoben. „26. Februar 1703. H. Pannenbecker führt darüber Klage, daß das preußische Militär ins Dorf eingefallen sei, 'miserabel en gruwelyck als tyrannen aldaar medt de onderdaenen omspringen, slaan, stooten, hauen, haare levensmiddelen entnemen en geldt afdwingen en syne vrouw, soo tegenwoordigh war sess dagen van haar craambett, uyt't huys gestooten, verscheyde onderdanen gevangen genoomen, waeronder eenen Gerhardt Vreesen syn vrouw gisteren in den craam gekomen, en is dysdaenigh gealtireert, dat tuschen haar leeven en de doot weenigh onderscheydt is“<sup>2)</sup>.

Mit der Entscheidung gegen die Preußen hatten sich die Stadt Moers und die Pastoren im Lande in eine äußerst prekäre Lage



gebracht. Friedrich I. — fest davon überzeugt, daß die Ländereien ihm zustünden — setzte die Stadt unter Druck und drohte den Pastoren, daß er sie in ihren Ämtern nicht bestätigen würde, wenn sie seinen Weisungen nicht endlich nachkämen. Während ein großer Teil der Pastoren nun nachgab, ließen sich die Prediger in Budberg, Repelen, Vluyn und Neukirchen selbst durch die Androhung einer namhaften Geldstrafe nicht davon abhalten, am Buß- und Betttag 1703 einen Extragottesdienst mit Gebet für das Haus Nassau-Saarbrücken zu halten. Der Hohenzollernkönig beurlaubte daraufhin diese widerpenstigen Prediger vom Dienst und ließ die Gemeinde durch Vertreter versorgen. Dieser Zustand blieb wohl bis zum Jahre 1707. Da heißt es dann im Anhang einer Regierungsverfügung Friedrichs I.: „Im übrigen ist uns über die Pastoren in Repelen und Budberg berichtet worden.“ — die beiden in Neukirchen und Vluyn hatten sich inzwischen wohl auch gebeugt — „Es wären zwar Ursachen genug vorhanden, diese Leuthe unerachtet ihrer nunmehr gleichsahm post festum thueden Submission [Unterwerfung] gar abzuweisen. Wir wollen aber aus angebohrer Clementz [Milde] dennoch Gnade vor recht ergehen lassen und wann Sie, die beyde Prediger angeloben, dass sie uns vor den rechtmässig possedirenden Landes Herrn in dem Fürstenthum Meurs erkennen, in solcher qualität vor Uns und Unser Haus das öffentliche Kirchen Gebeth verrichten, auch sonst sich als gehorsame Unterthanen erweisen wollen, geschehen lassen, dass sie wieder in ihre Pfarren eingesetzt werden; es sollen alsdann wegen ihres bisherigen Ungehorsahms keine Brüchten [gesetzliche Zahlungen, Stelleneinkünfte] von ihnen gefordert, die Kosten auch, so auf den wieder Sie angestregten Fiscalischen Proceß gegangen, der Billigkeit nach moderirt [umgewandelt] und ihnen zu dessen abführung leidliche termini gesetzt werden. Was aber die Kosten anbelanget, so auf die proponenten [Stellvertreter], welche während ihrer suspension [Verweisung aus dem Amt] das amt versehen, verwant worden, dieselben müssen aus dem ihnen verordneten Gehalt erstattet werden.“

Liest man heute — 275 Jahre später — die Urkunden über diese Vorgänge<sup>3)</sup>, so gewinnt man doch den Eindruck, daß der Preußenkönig in der Tat sehr milde mit diesen Pastoren umgegangen war, die ihm nun schon im vierten Jahr die Anerkennung als dem neuen Landesherren verweigerten, obwohl er — und das wußten die Prediger ja auch — inzwischen den Rechtsstreit über den Besitz der Grafschaft Moers mit Krefeld gewonnen hatte. Nun — der Budberger hatte dieses Angebot des Königs von 1707 angenommen, der Repelner Prediger Pauw aber nicht, und da er sich noch weigerte, im Gottesdienst die holländische Sprache durch die deutsche zu er-



Abb. 2. Friedrich I., König von Preußen (1701—1713) — Denkmal in Moers

Abb. 3. Preußischer Adler — 1739 zur Erinnerung an die dritte Stadterweiterung am früheren Brandenburger Tor angebracht; heute sieht man diesen Adler und die Widmung: „Unter der Regierung Friedrich Wilhelm I., des großmächtigsten Königs von Preußen, wurde die Erweiterung der Stadt um diesen Teil der ‚Herrlichkeit‘ im Jahre 1738 begonnen und unter Friedrich II. vollendet“ in der Carl-Wilhelm-Straße



setzen, wie es der König wünschte, wurde er schließlich des Landes verwiesen.

Auf der anderen Seite muß man natürlich auch erkennen, daß die mangelnde Bereitwilligkeit der Pastoren im Raume Krefeld — Moers, dem neuen Landesherren zu huldigen und sonntäglich die Fürbitte für das neue Königshaus in das große Kirchengebäude aufzunehmen, in einer unterschiedlichen Auffassung der streitenden Parteien über das Recht des Königs in den Fragen des Kirchenregimentes und der liturgischen Gestaltung der Gottesdienste ihre Wurzeln hatte. Friedrich I. — obwohl selbst reformierten Glaubens — war aufgrund der in seinem Lande vorherrschenden lutherischen Überzeugung vom landesherrlichen Kirchenregiment mit Konsistorialverfassung auch oberster Bischof in seinen Territorien und damit berechtigt, in der Kirche Weisungen zu erteilen und Gehorsam zu fordern. Die Gemeinden in der Grafschaft Moers und in Krefeld aber waren seit etwa 1580 calvinistisch gesonnen und hingen somit dem Prinzip der presbyterial-synodalen Selbstverwaltung in der Kirche an, so daß ihnen die Auflagen, die der König in Berlin als durchaus rechtens ansah, wie eine Einmischung in innere Angelegenheiten ihrer Gemeinden und Kürzung ihrer kirchlichen Rechte erscheinen mußten.

So waren die Pastoren nicht nur zwischen zwei Großmächte geraten, sondern auch in einen Gewissenskonflikt hinsichtlich ihrer Anschauung über das Leitungsamt in der Kirche. Wenn sich auch die meisten Prediger — wie dargestellt — im Laufe der Zeit dem Willen des Königs untergeordnet hatten, erwies sich das nicht bis ins letzte durchdiskutierte Problem 'Konsistorial/Synodal-Verfassung' bis in unsere Zeit hinein als Konfliktstoff zwischen Kirche und Staat in Preußen; es sei nur an die Einführung der Unions-Agende von 1817/34 unter Friedrich Wilhelm III. und — natürlich in der Fragestellung wieder völlig anders — an den Kampf der Bekennenden Kirche — Bekenntnissynode von Barmen im Mai 1934 — gegen die Bildung einer zentralgeleiteten, allen bis dahin selbständigen evangelischen Landeskirchen übergeordneten Deutschen Evangelischen Kirche, der sogenannten 'Reichskirche' oder 'altpreußischen Landeskirche' erinnert.

## 2. Mutige Beschwerden schufen Abhilfe

„Der König braucht Soldaten!“ — das war eine der ersten Erfahrungen, die die Menschen in Krefeld, Moers und den umliegenden Ortschaften machten, nachdem sie nun preußische Staatsbürger geworden waren und nachdem sich ihr neuer Landesherren, auf König Friedrich I. folgte ab 1713 dessen Sohn Friedrich Wilhelm I., mit sei-



ner Art zu regieren in der Grafschaft auch wirklich durchgesetzt hatte.

Bei seinem Regierungsantritt hatte Friedrich Wilhelm I. vor seinen Ministern in Berlin gesagt: „Mein Vater fand Freude an prächtigen Gebäuden, großen Mengen von Juwelen, Silber, Gold und Möbeln und äußerlicher Magnifizenz — erlauben Sie, daß ich mein Vergnügen habe, das hauptsächlich in einer Menge guter Truppen besteht!“<sup>4)</sup>. So steigerte er sein Heer zwischen 1713 und 1740 von einem ursprünglichen Bestand von 38000 auf schließlich 80000 Mann. Damit hatte Preußen die viertgrößte Armee in Europa, obwohl es hinsichtlich seiner Bevölkerungszahl erst auf Platz 12 rangierte.

Um diese ungeheure Zahl von Soldaten zusammenzubringen, waren ständig Soldaten-Werber im Land unterwegs und versuchten, die letzten Reserven zu mobilisieren. Denn freiwillig wollte schon lange niemand mehr den Rock des Königs anziehen. Es hatte sich nämlich herumgesprochen, daß der Dienst unter den Fahnen keine Freude war. Der Sold, von dem die Soldaten sich selbst unterhalten mußten, war gering, die Garnisonsstädte, in denen sie wohnten, waren trostlose Orte, und die Zucht, der sie unterworfen waren, war die strengste, die es je in einer Armee der Welt gegeben hatte. Die Korporale prügeln ihre Untergebenen bei jeder Gelegenheit, sei es, um ihnen die Gewehrgriffe einzubleuen, sei es, weil die Perücke nicht genügend gepudert oder die Uniformknöpfe nicht genügend geputzt waren. Aus Verzweiflung sind Tausende in das wegen der Kleinstaaterei in Deutschland überall nahe Ausland geflohen, so daß der König sich genötigt sah, immer neue Edikte gegen das Desertieren zu erlassen. Sonntäglich mußten dann diese Edikte zusammen mit denen gegen die „Ehr- und Gewissens-Vergessenen Landflüchtigen“ — so wurden die vor den Werbem Geflohenen bezeichnet — nebst vielen anderen Verordnungen von allen Kanzeln im Königreich verlesen werden. Als den Gottesdienstbesuchern daraufhin die Kirchzeit am Sonntag zu lang wurde, ordnete König Friedrich Wilhelm I. an, daß „die predigt außer dem gesang oder gebet niemahlen länger als aufs höchste eine stunde dauern soll“<sup>5)</sup>, oder daß der Küster die Bekanntmachungen draußen vor der Kirchtür auf dem Friedhof verlesen sollte.

Das Desertieren war natürlich nicht nur ein Problem der preußischen Armee, denn die Strafen zur Erhaltung der Zucht in der Truppe waren auch in den anderen Armeen schrecklich. Abraham ter Meer erzählt in seinem Tagebuch über Vorkommnisse in Krefeld aus dem Jahr 1761, die das französische Heer betrafen: Am 14. Mai: Man hat einen Soldaten vom Regiment Königin Spießruten laufen lassen; er hatte gestoh-

len“. — „Am 25. Mai: Ein Kornett ist sehr verspottet und von Offizieren schimpflich behandelt worden. Sie haben ihn im bloßen Hemd in einen Sack gesteckt, auf eine Schubkarre gebunden und von 5 Uhr morgens bis 10 Uhr durch die ganze Stadt gefahren und haben ihn dabei jämmerlich insultiert. Man behauptet, es sei geschehen, weil er schlecht über sein Regiment gesprochen habe.“ — Und schließlich am 1. Mai 1762: „Diesen Morgen hat man Kriegsgericht über Fahnenflüchtige gehalten. Vier sind verurteilt, das Los zu ziehen, wer sterben soll. Er wird enthauptet oder erschossen und die anderen für ihr ganzes Leben zu den Galeeren verurteilt. Das Los



Abb. 4. Friedrich Wilhelm I., der ‚Soldatenkönig‘ (1717—1740) — Gemälde von A. Pesne

ist auf einen jungen Menschen von 19 Jahren aus guter Familie gefallen“<sup>6)</sup>.

Wie schlimm die Verhältnisse im preußischen Heer gewesen sein müssen, kann man nur dem Bericht des Pfarrers Bruns aus Halberstadt über die hohe Zahl der Selbstmörder unter denen, denen es nicht gelang, ins Ausland zu entkommen, erschließen: „Viele stürzten sich ins Wasser, andere verstümmelten sich, hingen sich auf, noch andere, ihres Lebens überdrüssig, mordeten, um wieder gemordet zu werden“<sup>7)</sup>.

Doch zurück zu den Werbem. Weil sie eben Freiwillige für das Heer nicht gewinnen konnten, wandten sie oftmals Gewalt an, obwohl der König ihnen eingeschärft hatte,

daß sie beim Werben mit „möglicher Listigkeit“ vorgehen sollten, damit es keinen Skandal im Lande gäbe. So entführten sie in Naugard einmal einfach den Torschreiber, in Stettin fingen sie einige Matrosen, die Landurlaub hatten, ein anderes Mal rissen sie Reisende aus der Postkutsche und wieder ein anderes Mal nahmen sie sogar den Postillion — selbst im königlichen Dienst — mit<sup>8)</sup>.

In Krefeld warben sie in den ersten Jahren nicht, weil sich die Stadt 1702 gleich auf die Seite des Königs gestellt hatte und darum zunächst von der Gestellung von Soldaten befreit worden war. Aber aus der Zeit Friedrichs des Großen (1768) kennen wir einen Bericht, wie Werber auch in unserer Stadt aufgetreten waren, obwohl die Werbung schon lange abgeschafft worden war. Seit 1739 hatten die Städte und Kreise jeweils ein festes Kontingent an Soldaten zu stellen. Sie wählten nun die Männer selbst aus und präsentierten sie anschließend dem Heer, wobei es natürlich geschehen konnte, daß den Regimentern die zur Verfügung gestellten Leute nicht paßten. Zum Beispiel waren die von der Stadt Krefeld Gestellten im Jahre 1764 ohne die „gehörige Länge“<sup>9)</sup>.

Also 1768 berichtet Abraham ter Meer in seinem Tagebuch den folgenden Vorfall: „Den 14. (März) es kamen heute 2 preußische Lieutenants mit etliche 6 Soldaten von Gelder(n) in die Stadt, welche willens waren, diejenigen, die von der fabrique außer Arbeit gesetzt sind, anzuwerben. Da sie aber den Endzweck nicht erreichen konnten, nahmen sie einen Mann von Bruil (Brühl) ohnweit Bonn, welcher einen Kaufmann begleitet hatte, mit Gewalt aus der Herberge weg und wollten ihn zwingen zu dienen und ihn nach Gelder führen. — Die hiesigen preußischen Soldaten, welche unterm Garnison von wesel gehören, widersetzten sich dieser gewalt, so daß der Mann aufm Rathaus in Verwahrung gebracht wurde. Am abend wolten die Gelderschen ihn nochmals mit Gewalt weg führen. Man machte aber das Stadthor zu, und einige Bürger würden sich ihnen (sogar handgreiflich) widersetzt haben, wen sie (die Gelderschen) die Bosheit weiter getrieben hätten, so daß sie entlich abliesen und den Mann aufm Rathaus gehen liesen. Sie haben ihn elendig mißhandelt.

Den 15. Man hat die gestrige, gegen das Völkerrecht und des Königs willen gehende Sache nach Gelder, wesel und Bonn berichtet. Die Soldaten sind abmarschirt ohne den Mann, welchen die Bürger bewachen bis auf ausgang der Sache.

Den 16. kamen Captain, Lieutenant mit einem Commando von ohngefahr 30 Soldaten hier an, welche auf ein unrichtig bericht von den gewaltthätigen Lieutenants (daß nämlich der Mann freywillig dienste genommen hätte, ihnen aber von den Bürgern





Abb. 5. Soldatenwerbung Anfang des 18. Jahrhunderts (aus: Fleming [1726]: Der vollkommene teutsche Soldat; Leipzig.)

und hiesigen Soldaten wieder abgenommen worden sei) vom Commandanten aus Gelder geschickt waren, den Mann abzuholen. Die officier ließen sich aber von unsere Magistrat die Sache anders bedeuten; worauf sie solange inne hielten, bis der Bothe, der von hier mit dem Protocoll vom Vorgefallenen nach Gelder gesandt, zurückkam. Die Lieutenant waren (inzwischen) in haft genommen. Darauf ist das Commando wieder weggezogen, und der Mann in Begleitung unseres Bourgermeisters Althof und einige Kaufleute nach Gelder gefolgt.

Den 17. heut abend sind sie wieder zurückgekommen und (haben) den Mann in freyheit gesetzt."

Also — wenn Krefeld in den ersten Jahren auch von der Werbung verschont wurde — in den umliegenden Ortschaften ging es um so schlimmer zu. Davon zeugt ein Beschwerdebrief der Prediger der Grafschaft Moers vom Januar 1718 an das Generalkonsistorium in Berlin. Sie melden, „daß am 12. Dezember 1717 jüngsthin während des Gottesdienstes in Moers, Capellen, Vluyn, Repelen und Neukirchen an den



Abb. 6. Strafen im Heer

Kirchtüren unversehens und gewaltsam und nicht ohne Gefahr und Verwundung und Totschlag Werbung geschehen" sei. Aus Hagen gibt es einen ähnlichen Bericht, in dem es heißt, daß „die Kirche während des Gottesdienstes umzingelt worden sei. Als nun diejenigen, die die Kirche nach dem Gottesdienst verließen, gepackt werden sollten, wehrten sich die Gottesdienstbesucher; mit den Glocken wurde Sturm geläutet, Steine flogen, Schüsse krachten und Tote und Verletzte lagen hernach auf dem Platz vor der Kirche und in den Straßen". Im hiesigen Bezirk ist es wohl nicht so hart hergegangen. Der Moerser Bericht fährt fort: wegen dieser Vorfälle „wurde ein jämmerlich Seufzen zu Gott und Heulen der Weiber über ihre Männer, der Eltern über ihre Kinder und dieser über ihren Vater anstatt eines heiligen Gesanges gehört, und die gottliebenden Seelen sind wegen Zerstörung und Entheiligung des ruhigen und teuern Gottesdienstes betrübt und geärgert worden"<sup>10</sup>).

Man muß den Mut der Pastoren, die sich mit dieser Eingabe wie Hirten vor ihre Herde stellten, bewundern, denn sie wußten nur



zu genau, daß die Werber im Auftrag des Königs handelten, vielleicht vermuteten sie sogar eine Strafaktion wegen ihres aufsässigen Verhaltens. Aber die Pastoren hatten auch einen starken Trumpf gegen den König in der Hand. Das zeigt der letzte Satz der Beschwerde: „Etliche Männer sind entkommen und in Gefahr, papistisch zu werden.“

Die Gefahr war in der Tat groß, denn die katholischen Länder und Herrschaften wie Rheinberg im Norden oder das kurkölnische Linn im Süden waren für jedermann hierzulande leicht zu erreichen. Gewiß — es war nicht nur diese Beschwerde über die gewaltsame Werbung vor den König gekommen. Die Stadt Moers zum Beispiel hatte auf den Verlust der wertvollen Arbeitskräfte verwiesen und die Geldernschen Stände berichteten, daß „Kinder bei Tag und Nacht aus den Häusern und aus der Gewalt ihrer Eltern und die Männer ohne die geringste Sicherheit von ihren Frauen und Kindern entfernt würden, daß Leute, welche am Tage von der Arbeit ermüdet

seien, statt nächtliche Ruhe zu genießen, vor den Soldaten flüchten und ihre Zufluchtsstätten zwischen Büschen und Sträuchern suchen müßten“<sup>11)</sup>. Aber diese Argumente der Pastoren mußten den König tief treffen, nahm er doch Tausende in seine Lande auf — Hugenotten, Wallonen und Waldenser —, die alle um ihres evangelischen Glaubens willen ihre katholischen Stammländer verlassen hatten. Und nun sollten evangelische Bürger wegen dieser Werbungen seinen Herrschaftsgebieten entfliehen und in katholischen Landen Zuflucht suchen?! Das konnte er ja wohl nicht zulassen. Jedenfalls wurde am 8. September 1728 endlich die gewaltsame Werbung durch königliche Verordnung verboten. Die mutigen Proteste der Pastoren hatten sich als richtig bestätigt, und niemand brauchte hinfort mehr Angst zu haben, daß Väter, Männer oder Söhne von einem Kirchgang deshalb nicht gesund heimkehrten, weil sie von den Werbern gepackt worden waren.

Anmerkungen

1) Urkundenbuch der Stadt und Herrlichkeit Krefeld

und der Grafschaft Moers, Bd. 5, S. 213. — Verlag A. Fürst Nachf., C. Uhrig; Krefeld 1940.

In Krefeld vollzog der preußische Amtskammerregistrator Moritz Wever diesen Akt. Vgl. G. Buschbell: Geschichte der Stadt Krefeld, Staufens Verlag 1954, Bd. I, S. 149.

2) „miserabel und grausam wie Tyrannen hier mit den Untertanen umspringen, schlagen, stoßen, hauen, ihre Lebensmittel wegnehmen und Geld herauspressen, und seine Frau, die im Augenblick gerade erst sechs Tage vom Wochenbett (aufgestanden) war, hätten sie aus dem Haus herausgestoßen. Verschiedene Untertanen hätten sie gefangen genommen, darunter einen Gerhardt Vreesen, dessen Frau darüber in die Wehen gekommen wäre und sich dermaßen verändert hätte, daß zwischen ihrem Leben und dem Tod wenig Unterschied sei.“

3) zum gesamten Vorgang s. Anmerkung 1, a.a.O., S. 213—239.

4) s. Fischer-Fabian: Preußens Gloria; Droemer-Knaur 1979, S. 100.

5) Protokollbuch des Presbyteriums der Evangelischen Gemeinde Moers vom 18.12.1714.

6) G. Buschbell: Das Tagebuch des Abraham ter Meer (1758 — 1769); Krefeld (Zeit) 1936, S. 141 und 159.

7) Fischer-Fabian, a.a.O., S. 109.

8) s. Fischer-Fabian, a.a.O., S. 112.

9) s. G. Buschbell, a.a.O., S. 247.

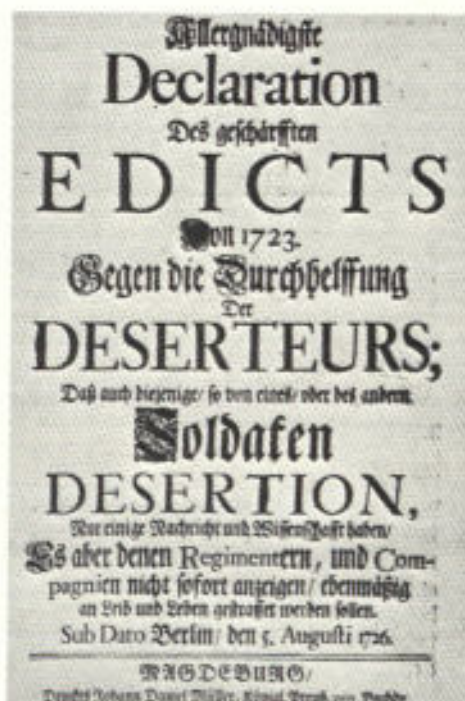
10) P. Mast: Kreissynode Moers; Moers (Pannen) 1955, S. 266.

11) L. Henrichs: Geschichte der Stadt und des Landes Wachtendonk; Hüls 1909, S. 333.

Abb. 7. Grenzstein von 1726 zwischen dem preußischen Crevelt und dem kurkölnischen Kempen — Symbol des für Desertierwillige überall nahen Auslandes. — Die Fotos zeigen die Ostseite mit der Grafenkrone und dem Moerser Wappen, die Nordseite mit der Jahreszahl und die Westseite mit dem Kurhut und dem Kölner Kreuz. Der Stein steht heute — wie früher — am Schicksbaum, auf der St.-Anton-Straße, Nähe Weeserweg.



Abb. 8. Eine der vielen Veröffentlichungen, die gegen das Desertieren erlassen wurden





# Christbräuchliches Begräbnis für einen Katholiken

von Günther Janß

Die Straße zwischen Köln und Nimwegen über Neuss, Krefeld-Uerdingen, Moers und Rheinberg war im 18. Jahrhundert die einzige intakte Nord-Süd-Verbindung auf dem linken Rheinufer. Fernreisende — ob arm oder reich — waren also, sofern sie nicht den bequemerem, wenn auch witterungsabhängigeren Wasserweg wählten, auf diese Verkehrsverbindung angewiesen. Welche erschütternden Schicksale sich hier manchmal abgespielt haben, davon zeugt eine Notiz im Kirchenbuch der Evangelischen Gemeinde von Repelen.

Am Abend des 16. Oktober 1756 näherte sich auf der genannten Straße ein junger Mann dem Orte Bornheim, zu Repelen gehörig. An der Stelle, wo der Weg von Moers nach Orsoy die Fernstraße kreuzte, hatte ein Kleinbauer mit dem Namen Peter Hörnmann eine Gaststube eingerichtet. Der Fremde sprach bei ihm vor und bat um Logis. Das Kirchenbuch erzählt dann weiter: „Er aber sehr krank und mit dem Fieber behaftet befunden. Am anderen Morgen, den 17. hujus nach vergangenem freundlichen Ansuchen an den Wirth, ihm vor die Tür an die freye Luft zu helfen, weil er plötzlich sehr übel und beängstigt war, hat er dort seyend plötzlich und wider Vermuten das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt. Sein Namen, Verwandte und Vaterland sind unbekannt; nur daß er gegen den Wirth gesagt, er müße nach Cöllen reisen. Nach seiner Aussage — wodurch das Holländische zu verstehen — ist er in Zeeland arbeiten gewesen“.

Was hatte der junge Mann in Zeeland (Holland) getan? Vielleicht war er Schifferknecht oder Schiffszimmermann gewesen. Das würde zu der Angabe, daß er nach Köln (zurück) wollte, passen. Er wäre dann wohl schon in sehr jungen Jahren, wie es damals üblich war — zehnjährig oder zwölfjährig — von seinen Eltern in Köln einem Schifferstromab zur Lehre mitgegeben worden, hätte in Zeeland länger gearbeitet und wollte nun, da er schwer krank geworden war, in die Heimat zurück. Da er wegen seiner Krankheit den Weg nicht arbeitenderweise auf dem Strom machen konnte, hatte er wohl den mühseligen Landweg gewählt.

Oder gab es noch einen anderen Grund, weshalb dieser Mann nach Köln wollte? Das Kirchenbuch notiert: „Dieser Mensch muß vermuthlich der Catholischen Religion sein zugethan gewesen, besonders weil bei ihm ein Betregister oder sogenann-

ter Rosenkrantz funden worden, der bei den Römisch-Catholischen gebräuchlich“.

War er ein Pilger, der durch ein Gebet vor dem Dreikönigenschrein in Köln hoffte, wieder gesund zu werden? Wir wissen es nicht. Von dem Mann, der ihn aufgenommen hatte, wissen wir mehr. Der Wirt Hörnmann hieß eigentlich Peter Cramer. Er gehörte zu der untersten Schicht der ländlichen Bevölkerung, den Tagelöhnern; er arbeitete hin und wieder als Maurer und wohnte in einer kleinen Käte. 1746 war es ihm gelungen, sozial aufzusteigen, indem er die Tochter des Kleinbauern Hörnmann, Jenneken, heiratete, weshalb er hinfort Peter Hörnmann, geborener Cramer, heißt. Dieser Namenswechsel war im 18. Jahrhundert üblich, wenn ein Mann in einen Bauernbetrieb einheiratete. Wir kennen diese Bezeichnung der Bauern nach den Höfen und nicht nach ihrem persönlichen Namen ja bis heute. In der Kleinbauernstube richtete Peter Hörnmann die schon erwähnte Gaststube ein, um sein Einkommen und damit sein Leben zu verbessern. Aber sein Leben war nicht von Glück und Erfolg begleitet. Nachdem ihm seine Frau Jenneken fünf Kinder — wovon nur zwei überlebten — geboren hatte, starb auch sie, desgleichen seine zweite, dritte und vierte Frau und mindestens drei seiner später geborenen Kinder, so daß er in den 22 Jahren seines Lebens auf dem Hörnmannschen Anwesen sicher zehnmal am Grab eines Angehörigen seiner Familie gestanden hat.

Wir Heutigen sind manchmal geneigt, unsere Vorfahren dafür zu tadeln, daß sie die Erde als Jammertal angesehen und gern vom besseren Jenseits gesprochen haben. Aber wenn man angesichts solcher Kirchenbucheintragungen einmal darüber nachdenkt, was diese Menschen vor 200 Jahren alles haben ohne jede Hoffnung auf eine Veränderung ihrer Lage ertragen müssen, dann könnte das ein Anlaß sein, daß wir in unserem Urteil milder werden.

## Kirchenrechtliche Probleme

Der unerwartete Tod des katholischen Fremden brachte den Wirt, die Nachbarn und die evangelische Gemeinde in nicht geringe Schwierigkeiten. Was sollte mit dem Toten nun, da die Konfession festgestellt war, geschehen? Sollte man einen katholischen Geistlichen rufen, um den Toten am Sterbeort zu beerdigen? Würden die Evangelischen in Repelen und Bornheim

die Beisetzung eines Katholiken auf ihrem Friedhof zulassen? Müßte der Tote nicht, um katholischen Vorstellungen zu entsprechen, aus dem Lande gebracht werden, damit er in geweihter Erde seine letzte Ruhe fände?

Die Bestimmungen waren eindeutig. In der Grafschaft Moers, zu der ja Bornheim gehörte, waren die Menschen nach dem seit dem Religionsfrieden zu Augsburg geltenden Prinzip „cuius regio, eius religio“ — das heißt, daß in den jeweiligen Territorien die Bürger der gleichen Religion angehören sollten wie das Herrscherhaus — evangelisch. Nur in der Herrlichkeit Krefeld, auch zu Moers gehörig, gab es katholische Christen. Friedrich II., der Große, hatte ihnen am 18. 4. 1743 aufgrund seiner aufklärerischen Ideen, aber auch, weil er die Katholiken um des wirtschaftlichen Aufstiegs der Stadt willen brauchte, eine eigene Schule genehmigt, in der auch „die bei den der Catholischen Religion zugethanen Eingesessenen vorfallenden Taufakte, Copulationes (Trauungen) u. a. durch einen Catholischen Geistlichen zu verrichten erlaubt“ waren. Im Dezember 1743 verfügte Friedrich II., daß „die Catholischen Einwohner Crefeldts in dem Schulhaus auch ein freyes Exercitium ihrer Religion gestattet sei, doch dergestalt, daß sie selbiges Exercitium auf keynerlei Weise weiter extendieren. Weder dürfen Processionen in der Stadt oder auf dem Lande gehalten werden. Und wenn das Sakrament zu einem Kranken gebracht werden muß, soll es ohne Begleitung anderer Leute geschehen, in aller Stille unter dem Mantel getragen, und die Verstorbenen ihrer Religion sollen nicht durch einen öffentlichen Kondukt mit den bei ihnen gebräuchlichen Ceremonien zur Erde gebracht werden.“

Was nun für das weitgehend als tolerant geltende Krefeld nicht gestattet war, eine öffentliche katholische Beerdigung, das war inmitten der evangelischen Grafschaft, in Bornheim, gänzlich unmöglich.

Doch die Not machte erfinderisch. Die konfessionellen Schranken wurden bei dem plötzlichen Tod dieses katholischen Fremden in einer Art ökumenischer Toleranz übersprungen, wie die Chronik berichtet: „Nachdem der Fremde das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt, ist der sterbliche Körper Christbräuchlich beerdigt worden.“ Und wie die praktisch denkenden Menschen am Niederrhein eine Lösung für die schwierigen kirchenrechtlichen Probleme gefunden hatten, genauso lösten sie auch die durch eine Beerdigung anfallenden wirtschaftlichen Fragen, wie der Chronist abschließend notiert: „Die Jura (das sind die Gebühren) ist an den Prediger und den Schulmeister (er mußte den Gesang am Grab leiten) von den bei dem Verstorbenen gefundenen Geldern richtig gezahlt worden.“



# Erinnerungen an Heinrich Nauen

von Walter Schmitt

Von dem erhalten gebliebenen Teil des Lebenswerkes des am 1. Juni 1880 in Krefeld geborenen Malers wird den Lesern dieses Artikels ein Teil bekannt sein. Denn einmal besitzt das Krefelder Kaiser Wilhelm Museum sehr gute Werke von seiner Hand: so ein Hauptwerk, den aus sechs großen Wandbildern bestehenden Drove-Zyklus. Sodann haben in Krefeld in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg drei Nauen gewidmete Einzelausstellungen stattgefunden: 1948 im Kaiser Wilhelm Museum, 1967 in der Commerzbank AG und schließlich 1980 wiederum im Kaiser Wilhelm Museum (anschließend im Städtischen Kunstmuseum Bonn).

Wer sich näher über Leben und Schaffen des bedeutenden „rheinischen Expressionisten“ unterrichten will, sei auf die folgenden Veröffentlichungen aus neuerer Zeit hingewiesen:

Wember: Heinrich Nauen; Düsseldorf 1948  
Marx: Heinrich Nauen; Recklinghausen 1966

Marx: Heinrich Nauen. — In: Rheinische Lebensbilder, Bd. 4; Düsseldorf 1970  
Vorwort von Gisela Fiedler-Bender im Katalog zur letzterwähnten Ausstellung: S. 6—16.

Hier soll demgegenüber nur von dem persönlichen Verkehr des Verfassers mit dem großen Künstler gesprochen werden.

Die Bekanntschaft hatte im Mai 1973 begonnen. Nauen wohnte damals in meiner Heimatstadt Neuss. Dorthin war er 1931 von Dilborn, einem Wasserschloß bei Brügggen, verzogen. Dilborn war zwar für ihn ein schlechthin idealer Wohnsitz gewesen (Marx: Rheinische Lebensbilder, S. 240/241), aber die Fahrten zur Düsseldorfer Kunstakademie, an die er 1921 als Professor berufen wurde, waren von Dilborn aus zu langwierig. In Neuss fand er ein schönes, geräumiges Haus in der Parkstraße. Der Blick ging von der Vorderseite in den Stadtgarten. Hinter dem Haus lag ein schöner Garten. Dort konnte Nauen die von ihm so gern gemalten Blumen ziehen. Laut einer Äußerung seines Vermieters und Nachbarn saß er bei gutem Wetter indes auch häufig in dem Garten mit einem Buch in der Hand und einer Flasche Wein neben sich.

Wie es nun zu meiner Bekanntschaft mit ihm gekommen war, verdient festgehalten zu werden. Den ersten Anstoß dazu hatte



Abb. 1. Heinrich Nauen

unser gemeinsamer Freund Johannes Geller gegeben. Dieser war ein wesentlich älterer Kollege. Er war von scharfem Verstand. Weiter aber war er ein Kenner und Förderer der Musik sowie der bildenden Künste von hohen Graden. Als Pianist war er fast bis zur Konzertsreife ausgebildet und hatte einen A-capella-Chor gegründet sowie geleitet. Ferner war er Geschäftsführer eines Vereins zur Förderung der neuen bildenden Kunst und so mit vielen Künstlern ersten Ranges bekannt geworden oder sogar befreundet. Eine lange Freundschaft bestand insbesondere auch mit Heinrich Nauen. Dieser nannte Geller in seinem Testament „einen der treuesten und fürsorg-

lichsten Freunde“. Ich vermute auch, daß Freund Geller seinem Bruder, dem damaligen Rektor Josef Geller, zur Seite gestanden hat, als dieser Peter Behrens den Auftrag zum Entwurf des Neusser Gesellenhauses und Thorn-Prikker die Aufträge zur malerischen Ausstattung der Kapelle des Gesellenhauses sowie vor allem anschließend für den Entwurf der zehn Chor- und Querschiff-Fenster der Dreikönigen-Kirche in Neuss erteilte.

Prof. Dr. Hoff bezeichnete diese Fenster in seiner Schrift: Thorn-Prikker (Recklinghausen 1958, S. 13) als den „eigentlichen Beginn der modernen Glasmalerei“.



Seit meiner Zulassung als Anwalt kam ich mit Geller beruflich laufend zusammen. So ergaben sich zahlreiche Gespräche gerade auch auf dem Gebiet der Kunst. Nachdem Geller hierbei mein Interesse an der Kunst festgestellt hatte, entwickelte sich ein Verkehr von Haus zu Haus, der immer enger wurde und sich zur Freundschaft verdichtete. — Mit dieser kleinen Abschweifung wollte ich auch meinem inzwischen verstorbenen Freund ein kleines Zeichen des Gedenkens setzen.

Aber nun weiter zur Sache. 1936 hatte sich mein Vater entschlossen, den „Salon“ in seinem Hause mit einer neuzeitlichen Einrichtung auszustatten. Das wurde eine Handwerkerarbeit nach dem Entwurf einer sehr begabten Innenarchitektin. Natürlich kam alsbald auch Geller als Gast zum Besuche und zum Wein. Das Zimmer sprach ihn an. Kurz danach kam er mit zwei Aquarellen von Nauen zurück und eröffnete mir: In das schöne Zimmer gehöre das Werk eines bedeutenden Malers; er habe daher mit Nauen gesprochen; dieser überlasse mir die beiden Bilder völlig unverbindlich zur Ansicht gegebenenfalls zur Auswahl; ich könne sie einige Tage behalten und sei völlig frei in meinem Entschluß. Das war sicher ein geschickter und feiner Weg, mich mit dem Maler in Verbindung zu bringen. Dem folgten für mich erregende Tage — die Qual der Wahl —, bis ich mich für eines der Bilder entschied.

Nun wollte ich es jedoch nicht bei einem rein geschäftlichen Abwickeln des Bilderwerbs belassen. Vielmehr schrieb ich dem Künstler anerkennende Worte über das Aquarell und lud ihn zu uns ein, um das Bild an seinem neuen Platz zu sehen. Ob der große Nauen zusagen würde, war offen; ich war für ihn ein unbeschriebenes Blatt und beruflich wie auch auf dem Gebiet der Kunst ein Anfänger; indes sagte er in einem kurzen Brief vom 4. Mai 1937 in seiner großen und schönen wie eine Graphik wirkenden Schrift zu und erklärte sich erfreut, „daß Sie für dieses Aquarell so viel Einfühlung zeigen, ich habe dieses Blatt auch gerne.“

So folgte also das persönliche Kennenlernen. Das äußere Erscheinungsbild Nauens war nicht mehr das seines letzten Selbstbildnisses. Ich denke an die hervorragenden um 1935 entstandenen Selbstbildnisse mit Zigarette und Weinglas (Marx: Heinrich Nauen, Nr. 60, und Katalog zur letzten Ausstellung, Nr. 40). Vielmehr machte er den Eindruck eines jovialen älteren Herrn entsprechend der Aufnahme S. 4 jenes Kataloges, nur etwas jünger wirkend.

Bei unserem Zusammensein (mit Weingläsern) erwies Nauen sich dann als geselliger, hochgebildeter und belesener Mensch. Man konnte mit ihm jedes Thema

erörtern. Einem heiteren Wort war er nicht abgeneigt. Aber vorwiegend war unser Gespräch ernst. Im Wesen Nauens verbanden sich Heiterkeit und Lebenslust mit tiefem Ernst, ja mit Grübeln und Zweifeln (Marx: Heinrich Nauen, S. 5/6; Wember, S. XV). Indes kamen damals noch die besonderen äußeren Verhältnisse hinzu, die Nauen schwer bedrückten, nämlich die Maßnahmen Hitlers gegen die „entartete“ Kunst und ihre Schöpfer. Das muß wohl für die jüngeren Leser kurz erläutert werden.

Hitler hielt sich für eine künstlerische Persönlichkeit. Aber als er sich in seiner ruhmlosen Wiener Zeit 1907 zum Probezeichnen in der Akademie gemeldet hatte, fiel er durch. 1908 versuchte er, in die Malklasse der Akademie aufgenommen zu werden. Doch jetzt wurde er nicht einmal zur Probe zugelassen. Zu den Sezessionisten in Wien hatte er kein Verhältnis (Fest: Hitler, Frankfurt 1973, S. 49, 53 und 56). In der anschließenden Münchener Zeit glitt die dort so lebhaft künstlerische Aufbruchstimmung völlig an ihm ab; Franz Marc und Wassily Kandinsky bedeuteten ihm nichts. Er blieb der bescheidene Postkartenkopist wie in Wien, wobei er mit „pedantischer Pinseltreue“ arbeitete (Fest, S. 92). An diesem Verhältnis zur Malerei änderte sich nach dem Erlangen der diktatorischen Macht nichts. Im Gegenteil beschimpfte Hitler Künstler, die wie Nauen neue Wege gingen und für die Naturtreue kein Gebot war, unflätig und begeisterte sich unter anderem für Makart und Grützner (Fest, S. 725).

Dann ging er so weit, in krasser Verletzung der Eigentumsrechte die Bildwerke der „entarteten“ Künstler in den öffentlichen Sammlungen beschlagnahmen zu lassen. Nauens Werke waren in zehn Museen vertreten (Marx: Rheinische Lebensbilder, S. 249). Die Zahl seiner beschlagnahmten Bilder bezifferte er nach Erinnerung auf über hundert. Das war der erste große Schlag, der sein Lebenswerk betroffen hat. Von dem, was an „entarteter“ Kunst im ganzen aus den Sammlungen entfernt wurde, ist später ein Teil im Ausland gegen Devisen verkauft oder versteigert, der größere Teil aber in Berlin vernichtet worden.

1937 wurde Nauen selbst rechtswidrig vorzeitig in den Ruhestand versetzt. Im gleichen Jahr veranstaltete Hitler sodann noch die Ausstellung „Entartete Kunst“. Damit konnte man zum letzten Mal in der Endzeit des „Tausendjährigen Reiches“ die große deutsche Kunst sehen. Davon wurde auch bewußt Gebrauch gemacht.

Von selbst versteht sich, daß diese Ereignisse Nauen schwer belasteten und das seinen Niederschlag in seiner Stimmung und in seinen Gesprächen mit gleichdenkenden Freunden und Bekannten fand. Auch wirtschaftlich war er erheblich betroffen. Zwar bezog er weiter sein Gehalt und

später das Ruhegehalt, aber die Gehälter waren im Vergleich mit heute mäßig. Die öffentlichen Aufträge fielen nun gänzlich fort. Weiter hatte Nauen aufgrund eines festen Vertrages mit dem bekannten Kunsthändler Flechtheim viel und zu guten Preisen verkauft. Eine solche Verbindung mit dem Kunsthandel bedeutet für den Künstler eine große Besserstellung und Entlastung. Eigenes Bemühen um Verkauf widerstrebt den meisten Künstlern und ist zudem sehr zeitraubend.

Weiter muß sich die Zahl der Kaufinteressenten unter dem Einfluß der Nazi-propaganda und der Aktionen Hitlers beträchtlich gemindert haben. Die älteren Freunde Nauens standen freilich nach wie vor zu ihm. Daß nun 1937 ein Jüngerer mit ihm in Beziehung trat, mag ihn erfreut und zur Aufnahme eines persönlichen Verkehrs mitbewogen haben.

Bei dem Besuch in meinem Elternhaus lernte er auch meine deutsche Dogge Astor kennen, denn sie wich mir nicht von der Seite. Sie war auch zu fremden Personen einschließlich des Briefzustellers von freundlichem und zutunlichem Wesen. So kam das Gespräch auf Hunde, und Nauen berichtete, er habe in Dilborn einen Dobermann gehabt und ihn in ein Gemälde mit hineingenommen. Das ist der Dobermann in dem kühnsten Werk des Drove-Zyklus, der „Amazonenschlacht“. Fraglos wurde durch den angreifenden Hund zwischen den bewegten Pferdeleibern und Frauenakten die Komposition erheblich bereichert.

Kurze Zeit später rief Freund Geller an. Nauen habe in seinem Musiksaal ein neues Bild aufgehängt; er werde am Abend kommen, um es vorzustellen; ob ich interessiert sei, teilzunehmen. Ich sagte begeistert zu. Das Bild war nicht etwa im Auftrage Gellers geschaffen worden. Aber Nauen gestaltete gerne großformatige Werke in der Vorstellung eines bestimmten Raumes. Für den Musiksaal hatte er ohnehin bereits 1931/32 eine „Madonna mit den Tieren“ im Auftrag Gellers zum Gedenken an seine erste verstorbene Ehegattin geschaffen; das Bild war ein Querformat.

An jenem Abend war Nauen früher im Hause Geller gewesen als ich. Das Gespräch der beiden Herren über das Bild war bei meiner Ankunft nahezu beendet. Ich bekam davon nur noch den letzten Satz Gellers mit: „Also Nauen, ich habe zu diesem Bild kein Verhältnis“. Nauen war sichtlich betroffen; er sagte kaum noch ein Wort und verabschiedete sich sehr bald. Anschließend versuchte ich mir ein eigenes Urteil zu bilden. Mein Eindruck war zwiespältig. Einerseits beeindruckte mich die Komposition, andererseits kam ich bei der bei Nauen sehr wichtigen farblichen Anlage nicht mit.



An sich ist es nichts Besonderes, wenn ein Kunstkenner wie Freund Geller das eine oder andere Werk auch eines Künstlers von Rang ablehnt. Denn die Arbeiten jedes geistig Schaffenden, vor allem der Künstler, fallen unterschiedlich aus. Der Eindruck, den man von einem Künstler aufgrund der Museumsbestände gewinnt, kann täuschen. Denn die vielfach sehr urteilsfähigen Museumsleiter suchen in den Ateliers, im Kunsthandel oder bei Versteigerungen die stärksten Arbeiten zum Erwerb aus. Freilich folgt dem häufig ein Kampf mit den Kulturausschüssen. Wer dabei siegt, kann von der Beredsamkeit des Museumsleiters abhängen. Sieht man aber eine zusammenfassende Einzelausstellung eines Künstlers, so stellt man oft überrascht fest, daß starke neben schwachen Werken zu finden sind. Aber das Ende des Gesprächs zwischen Nauen und Geller zeigte, wie empfindlich und verwundbar jener sein konnte. Indes folgte keine längere Verstimmung.

Später fragte ich Geller, ob er wisse, was aus dem Bild geworden sei. Das war ihm zwar nicht bekannt, aber er vermutete, Nauen habe es vernichtet. Das lag in der Tat nicht fern; denn Nauen hatte manche Bilder zerstört, die ihm nicht genügten (Marx: Heinrich Nauen, S. 5). Das hier besprochene Bild habe ich jedoch nach seinem Tode wiedergesehen.

Nach kurzer Zeit verständigte mich Freund Geller, Nauen habe gerade eine Folge besonders guter Blumenquarelle geschaffen. Ich war selbstverständlich interessiert und suchte Nauen nach Absprache auf. Hierbei gab er mir nicht weniger als fünf Bilder zur etwaigen Auswahl mit. Eines von ihnen war in der letzterwähnten Ausstellung in Bonn zu sehen; nämlich die „Lilie“ aus dem Besitz eines bekannten Düsseldorfer Kunsthändlers.

Wieder folgten für mich aufregende Tage der Auswahl. Ich trat damals immer wieder tags und auch nachts vor die Bilder, bis meine Wahl auf eines von zwei Mohn-Aquarellen fiel. Nauen hatte noch die Freundlichkeit, eine passende Leiste für den Rahmen auszusuchen. Damit wurde das Bild dann gerahmt und zwar ohne Passepartout. Das Letzte sei erwähnt, weil im Zusammenhang damit später einmal eine Trübung des Verhältnisses drohte. Ich hatte bei einer Gelegenheit das zweite Mohn-Aquarell wiedergesehen, jedoch nun mit Passepartout gerahmt. Diese Rahmung sprach mich an, und ich wollte mit Nauen erörtern, ob nicht ein Passepartout auch für meinen Mohn vorteilhaft sei. Ich sagte ihm, daß ich jenes Aquarell, das mit in der engsten Wahl gestanden hätte, wiedergesehen habe, und wollte die Sprache auf das Passepartout bringen. Nauen glaubte aber anscheinend, ich wolle das eine Bild gegen das andere tauschen. Denn er unterbrach mich in etwas vorwurfsvollem Ton mit den

Worten: „Frau Geller beneidet Sie um Ihren Mohn“. Offenbar war er befremdet über meine vermeintliche Unbeständigkeit und Unreife im Urteil. Das Mißverständnis war schnell aufgeklärt, und Nauen äußerte zur Sache, für das Bild sei ein Passepartout ohne Bedeutung.

Wieder eine kleine Weile später schellte es abends bei uns und mir wurde ausgerichtet, Herr Professor Nauen sei da und lasse fragen, ob ich Lust habe, mit ihm zum „Marienbildchen“ in Neuss zum Altbier zu ge-



Abb. 2. Selbstbildnis, um 1935

hen. Das erfreute mich ungemein, denn ein solches unangekündigtes Abholen zum Bier setzt doch voraus, daß der Verkehr ein vertrauter geworden war. Also gingen wir. Astor schloß sich an, ohne erst zu fragen. Wir unterhielten uns vortrefflich. Auch Nauen hat den Besuch in der gemütlichen Gaststätte im Gedächtnis behalten; denn er kam nach längerer Zeit darauf zurück und erinnerte sich vergnügt, daß ein Herr am Nachbartisch beträchtliche Furcht vor der Dogge gezeigt habe, ohne daß sie dazu Anlaß gegeben hätte.

Dem Altbierabend folgte 1938 eine sehr ehrenvolle Einladung, nämlich die Einladung zu einem „Kerzenabend“ im Hause Nauen in Neuss. Diese Abende waren Weinabende bei Kerzenbeleuchtung, die von einem erlesenen Kreis von Künstlern, Kunstgelehrten und Kunstfreunden wechselnd in ihren Wohnungen veranstaltet wurden. Ich hatte zugesagt, mußte dann aber einer Erkrankung wegen leider absagen. Später habe ich dann einmal ein Mitglied des Kreises gefragt, wie ein solcher Kerzenabend verlaufe. Er klärte mich auf, einerseits werde

bei Kerzenlicht bis zum frühen Morgen eine erhebliche Menge Wein getrunken; andererseits könne sich aber jeder ausführlich über seine Kunstauffassungen und seine künstlerischen Anliegen verbreiten; freilich höre keiner zu. Das war wohl ironisch übertrieben.

Nun nahte der Abschied Nauens von Neuss. Bei meiner letzten Vorsprache zeigte er mir die Urkunde über seine Versetzung in den Ruhestand. Damit war für ihn der Grund, in Neuss zu bleiben, fortgefallen. Ihn zog es entweder in den Hegau oder an den Niederrhein, in seine Heimat. Die Wahl fiel auf Kalkar. Dort fand er eine geräumige Wohnung in einem der Häuser mit Gärten, die an einen der erhaltenen Teile der Stadtmauer stoßen, und zwar gerade in dem Hause, dessen Garten links von dem Taubenturm und rechts von einer Plattform mit Sitzgelegenheit begrenzt wird, von der man einen einzigartigen Blick in die nieder-rheinische Landschaft mit Richtung zum Rhein hat. Verwiesen sei auf die Abbildung in Klapheck „Eine Kunstreise auf dem Rhein“, 2. Auflage, Düsseldorf 1928, Bd. 2, S. 446.

In der Folge bin ich mit Nauen noch wenige Male bei Besuchen in Kalkar zusammengekommen; ich selbst mußte Neuss im April 1940 aufgrund einer Berufung nach Pommern verlassen. Der erste Besuch lag aber noch vor dem Krieg. Dazu hatte ich Verhaltensmaßregeln erhalten. Ich sollte in dem — kriegszerstörten — Hotel „Ritter“ Nähe Bahnhof absteigen und mir einen Schlüssel geben lassen für den Fall, daß es bei Nauen spät würde. Nauen führte mich zunächst ins Atelier. Er war damals in bester Schaffenslaune und äußerte, er habe mehr Bildideen, als er ausführen könne. Bei dem privaten Teil des Besuches wurde es spät bei angeregter Unterhaltung und viel Wein.

Nach jenem ersten Besuch schrieb ich Nauen, ich wünsche mir ein Bild von ihm mit religiösem Thema. Hierauf antwortete er ausführlich unter dem 20. Dezember 1939, also nach Kriegsausbruch. Er war durch den Krieg sehr bedrückt; er bringe nicht „den Mut auf, in die Stadt und zu Menschen zu fahren, um etwas Heiterkeit zu finden“. „An Arbeit war für mich jetzt nicht zu denken; ich war gelähmt und konnte nur sinnend oder lesend im Garten sitzen.“ Inzwischen sei er ruhiger, wenn auch nicht zuversichtlicher geworden und arbeite wieder. Er hatte sich in Kalkar aber auch menschlich eingewöhnt. „Zu meiner Entspannung trinke ich manchmal mit einfachen Menschen einen Schnaps oder ein Glas Bier. — Da erlebe ich immer viel Heiterkeit —“. Sodann kam er auf meinen Wunsch zurück. Er habe einen Entwurf zu einer Maria mit Tieren als Hochformat. Diese Skizze hatte ihre Vorgeschichte. Wie oben erwähnt, hatte Nauen für Geller bereits eine Maria mit Tieren als Querformat



gestaltet. Hierbei war ihm der Gedanke gekommen, das Thema nochmals zum Bild zu gestalten, jedoch in pyramidenhaftem Aufbau, also im Hochformat. So entstand die große Skizze. Darin war der Kopf des Jesuskindes mit einem Heiligenschein in einem hellen leuchtenden Gelb umgeben, der dem Ganzen einen starken Akzent gab. Nauen legte mir nahe, die Skizze bald anzusehen. Ich fuhr also zu einem Kurzbesuch nach Kalkar und war begeistert. Wir kamen überein, daß der Entwurf ausgeführt werde. Das Bild sollte das letzte vollendete des Künstlers werden.

Bei der Gelegenheit sah ich im Atelier eine Reihe neuer Bilder, darunter eine Verkündigung Mariens rot in rot in schmalem Querformat, meines Erachtens das bedeutendste und kühnste in Kalkar entstandene Werk. Es stand noch auf der Staffelei und Nauen erklärte, er arbeite noch daran. Mir erschien es eigentlich fertig. Als ich das äußerte, zeigte Nauen mir eine Kopfstudie der Maria (Bleistift und Wasserfarben): eine meisterhafte Arbeit. Nach dieser Studie wollte Nauen noch an dem Ölgemälde weiterarbeiten. Die Studie beeindruckte mich stark und ich machte eine kurze Bemerkung dazu. Zu dem Bild selbst war ich der Ansicht, es gehöre in einen kirchlichen Raum. Davon sprach ich mit den Brüdern Geller; Josef Geller war jetzt Oberpfarrer in St. Kolumba in Köln. Er erwarb das Bild auch. Leider ist es später mit anderen wertvollen Bildern der Brüder Geller bei einem Bombenangriff vernichtet worden, gerade als die Bilder auf dem Wege zu einem sicheren Ort waren; eine Aufnahme ist noch im Besitz der Erben Nauen.

Am 10. März 1940 schrieb Nauen, er sei nun seit einigen Tagen mit meinem Bild beschäftigt. „Mir macht die Arbeit viel Freude und ich wünschte jetzt nur, der Tag hätte 2 x 24 Stunden. Für die erste Zeit wird das Bild mich restlos beschäftigen und ich habe alles andere zurückgestellt“. Er empfahl mir, im April zu kommen, um das Bild im Entstehen zu sehen. Indes mußte ich ja in eben diesem Monat meinen Dienst in Pommern antreten. Dort hatte ich nichts künstlerisch Anregendes in meiner Umgebung. Deshalb fragte ich bei Nauen an, ob er mir nicht einige der Studienskizzen zu meinem Bild, die er nicht mehr brauche, schicken könne. Da sagte er zu: „Denn das Bild nähert sich der Vollendung, ich arbeite augenblicklich viel daran, aber der Abschluß einer Arbeit ist ja immer ein langsamer und beschwerlicher Weg“ (Brief vom 23. Juni 1940). Die erbetenen Studienblätter folgten. Aber nicht nur sie. Vielmehr legte Nauen die oben erörterte Skizze des Kopfes der Maria der roten Verkündigung bei. Er hatte sich also erinnert, daß ich davon Monate vorher so angetan war. Dieser großzügige Akt der Freundschaft hat mich innerlich tief berührt. Zum Glück ist mir das Blatt trotz Bombenvollschadens erhalten

geblieben als selbständiges Werk von hohem Rang und als wertvolle Erinnerung an die zerstörte rote Verkündigung. Mit Brief vom 14. Juli 1940 meldete Nauen mir dann das Fertigstellen des Bildes. „Fertig“ bedeutet allerdings für einen Künstler noch nicht endgültig. Demgemäß heißt es in dem Schreiben „ich glaube, das Bild ist fertig, aber auch möglich, daß ich in den nächsten Tagen noch das eine oder andere verbessere, aber im Großen ist das Werk abgeschlossen“.

Das Schreiben ist aber noch aus einem weiteren Grunde von Bedeutung. Es zeigt nämlich, wie sehr Nauen daran lag, seinen Werken eine angemessene Umgebung zu sichern. Die Stelle sei deshalb nachstehend angeführt: „Ich kann ihnen schon den Ton der Wand wo es hängen soll bestimmen. Der Ton des Bildes ist in vielen Abstufungen ein leuchtendes Gelb. Dieses Gelb wird überstrahlt (im Original unterstrichen; Anmerkung des Verfassers) vom Blau der Maria — Als Note dazu das Grau — Schwarz — Rot — Braun in den Tieren — aber das Blau-Gelb ist dominierend. Dazu denke ich mir die Wand in einem lichten warmen Braun, das gäbe auch dem Zimmer als Schlafzimmer eine Wärme u. Ruhe. Einen ungefähren Ton lege ich bei. Es müßte eine Tapete sein ohne Muster nur leicht belebt. Oder das Zimmer in Raufaser-Tapete geklebt u. dann gestrichen. - - - Vielleicht lassen Sie mir von einem Neusser Geschäft einmal Proben schicken — licht braun o. rotbraun.“

Damals hatte ich jedoch keinen Urlaubsanspruch. Erst Ende Oktober kam ich wieder nach Neuss. Ich fuhr dann sogleich nach Kalkar, stieg wieder im „Ritter“ ab und eilte mit dem Schlüssel zum Nebeneingang zu Nauen. So bekam ich dann das Bild zu sehen. Es war hervorragend ausgefallen (Weiteres dazu aus berufener Feder; vgl. Wember, S. XV; Marx: Rheinische Lebensbilder, S. 249, sowie Heinrich Nauen, S. 17). Der oben erwähnte Heiligenschein war von der Skizze nicht in das Bild übernommen worden. Nauen erklärte mir dazu, das sei auf Veranlassung des befreundeten kunstsinigen Pfarrers von Wittlaer geschehen. Dieser habe vertreten, die Göttlichkeit des Kindes solle nicht aus einem aufgesetzten Symbol hervorgehen, sondern sich von innen heraus ergeben. So wird das Kind im Bild von einem unaufdringlichen gleichsam übernatürlichen Lichtschein umstrahlt.

Ich sagte also mein Placet, und es folgte wieder ein schöner und langer Abend mit gutem und freundschaftlichem Gespräch. Am nächsten Morgen machte ich noch einen kurzen Abschiedsbesuch und sah zum letzten Mal die noch zerstörte Stadt. Wir verabschiedeten uns dann mit allen guten gegenseitigen Wünschen. Aber es war ein Abschied für immer. Dem Besuch folgte

noch ein kurzer Brief vom 7. November. Darin hieß es „es war mir eine Freude, Sie hier zu sehen u. daß Sie sich so gut in ihr Bild hineinleben konnten“. Er war damals mitten in der Arbeit an einer bereits weitgehend angelegten Pietà. Wenige Tage später hörte ich dann aber aus scheinbar heiterem Himmel, Nauen sei sehr krank. Von der Krankheit hatte ich nichts gewußt oder geahnt, obwohl ihr Beginn zurückgelegen haben muß. Ich war daher tief erschüttert. Bereits am 26. November beschloß der Tod dann ein reiches Leben.

Damit könnte ich schließen; das Thema ist erschöpft. Doch fühle ich das Bedürfnis, noch anzuschließen: Im Auftrage der Testamentsvollstrecker ist der umfangreiche künstlerische Nachlaß Nauen von den Herren Professor Dr. Hoff und Dr. May aufgenommen und das Verzeichnis 1941 gedruckt worden. Es enthielt auch das Bild, das Freund Geller seinerzeit mißfallen hatte. Der gesamte Bestand verblieb in Kalkar. Dort ist der überwiegende Teil der Gemälde und Aquarelle in den Wirren des Kriegsendes zerstört worden. Der zweite große Schlag, von dem das Lebenswerk des Malers betroffen wurde.

Gellers Freundschaft mit Nauen währte über dessen Tod hinaus. Er richtete ihm am 22. Februar 1941 eine Gedenkstunde in seinem Hause aus. Die Ansprache hielt Herr Dr. Helmut May, Kustos am Wallraf-Richartz-Museum in Köln; sie wurde gedruckt. Dies ergibt, daß es nicht nur private Kunstfreunde, sondern auch Fachleute in öffentlicher Stellung gab, die sich nicht von der Nazi-Propaganda an dem Einsatz für einen „entarteten“ Künstler behindert fühlten. In Stettin habe ich später zu meiner Freude festgestellt, daß der Museumsleiter eine Plastik von Mataré vor den Leuten Hitlers, welche die Beschlagnahme durchführten, versteckt und so gerettet hatte.

Die Ansprache in der Gedenkstunde war von für die Gelegenheit sorgsam ausgewählten Liedern umrahmt, die ein guter Bariton des Gellerschen A-capella-Chores vortrug, von Geller am Flügel begleitet. Darunter war auch der zweite der ersten Gesänge von Brahms. In dem Lied ist ein Text aus Prediger Salomo Kap. 4 vertont. Sein erster Teil lautet.

„Ich wandte mich und sahe an  
Alle, die Unrecht leiden unter der Sonne!  
Und siehe, siehe, da waren Tränen.  
Derer, die Unrecht litten und hatten keinen  
Tröster,  
Und die ihnen Unrecht taten, waren zu  
mächtig,  
Daß sie keinen Tröster haben konnten.“

Als er an diesen letzten Worten angekommen war, brach dem Sänger die Stimme. Auch er hatte Heinrich Nauen in Verehrung nahegestanden.



# Erinnerungen eines Lokführers

von Bernd Erich Brinkmann

Richard Reifges, Jahrgang 1888, erinnert sich nach mehr als dreißig Jahren Ruhestand an seine Dienstzeit als Lokführer bei der Krefelder Industriebahn (Kriba). Diese Bahn wurde 1912 von dem Gutsbesitzer Ernst Oppenheimer gebaut, um den 240 Morgen großen Herbertshof industriell zu nutzen. Sie erhielt den Namen Bahn- und Gelände AG (BuGAG). 1920 übernahm die Rheinische Bahngesellschaft die Verwaltung. 1926 erfolgte die Übernahme der Aktien durch die Stadt Krefeld und 1931 die Übernahme der Verwaltung durch das Hafenamtsamt. Der heute fast brachliegende Betrieb auf dieser Bahn, die aber wegen der Beförderungspflicht noch unterhalten werden muß, läßt nicht einmal mehr ahnen, daß ehemals täglich Güterzüge dort verkehrten. So sind die Erinnerungen des Lokführers Richard Reifges heute ein kleines Stück Krefelder Geschichte.

„Nachdem ich meine Lehre als Huf- und Wagenschmied beendet hatte, bekam ich 1906 eine Stelle als Schlosser bei der Firma Weiler und ter Meer (Vorgängerin der heutigen Bayer-Werke) in Uerdingen. Dort blieb ich bis 1912, als beim Hafen Schlosser gesucht wurden. Die Sache erschien mir ganz interessant, denn man war ja auch daran interessiert weiterzukommen. Zuerst habe ich am Hafen selbst Schlosserarbeiten ausgeführt. Später wurde ich zur Hafenbahn nach Linn versetzt, wo die anfallenden Lokomotivreparaturen durchzuführen waren. Dort sollte ich im Jahre 1920 eine Meisterstelle als Schlosser bekommen, als ich wegen einer Lungenentzündung für fast elf Monate ausfiel. Nach meiner Rückkehr war diese Stelle natürlich besetzt. Der damalige Direktor Martin Pohl (Hafendirektor von 1904 - 1934) ließ mich dann zu sich kommen und bot mir eine Stelle als beamteter Lokführer bei der Hafenbahn an. Da ich von meiner Tätigkeit in der Reparatur und Wartung die Lokomotiven in- und auswendig kannte, war die Prüfung, die vom Reichsbahn-Maschinenamt in Krefeld durchgeführt wurde, für mich eine Kleinigkeit. Ich habe dann zuerst auf den Gleisen der Hafenbahn Dienst getan, bis

die Lokführerstelle bei der Kriba (Krefelder Industriebahn) in Oppum neu zu besetzen war und ich dorthin versetzt wurde. Das war Anfang der dreißiger Jahre. Ich bekam eine Dienstwohnung an der Trift in Oppum. Das Haus steht heute noch. Hinter dem Garten, der zu einer Eisenbahnerwohnung einfach dazugehörte, war gleich der Lokschuppen. Mein Heizer Hüskes und ich waren die einzigen, die den Betrieb aufrecht erhielten. Allerdings war meine Frau auch eingespannt. Sie hatte nämlich das Diensttelefon zu bedienen, über das Anweisungen von der Verwaltung in Linn weitergegeben wurden. Unsere Aufgabe bestand darin, die Waggons, die von der Reichsbahn morgens auf das Übergabegleis am Güterbahnhof Krefeld gedrückt wurden, abzuholen und zu den Firmen zu fahren. Eine Meldung darüber, was ankam und was wohin mußte, gab es natürlich nicht. Wir fuhren morgens zum Güterbahnhof und notierten im Wagenbuch die Anzahl der Waggons für die einzelnen Firmen. Natürlich mußte erst

rangiert werden, damit die Reihenfolge stimmte, denn unterwegs konnten die Waggons nicht mehr umgesetzt werden. Wenn dann der Zug zusammengestellt war, ging es auf die Strecke, die an der Trift, über Weiden, an Untergath bis Bäckerpfad führte. Wir hatten etwa 5 km zu fahren und belieferten die Brikettfabrik an der Ackerstraße, Stockhausen, Becker und van Hüllen, die Glasfabrik Heil, Terheggen, Krücken, Gasolin, Benzol und zuletzt Siempelkamp. Das Abliefern der Waggons mußte ziemlich schnell gehen, weil die Firmen nur sechs Stunden Entladezeit hatten. Dann mußten die Waggons wieder auf dem Übergabegleis bei der Reichsbahn stehen. Sonst wären zusätzlich Gebühren, das sogenannte Standgeld, fällig gewesen. Das ist aber in meiner ganzen Dienstzeit nicht einmal vorgekommen. Im Wagenbuch wurden ja auch Ankunfts- und Abholzeit genau notiert.

Mein Dienst begann morgens um acht Uhr. Der Heizer mußte natürlich früher anfan-

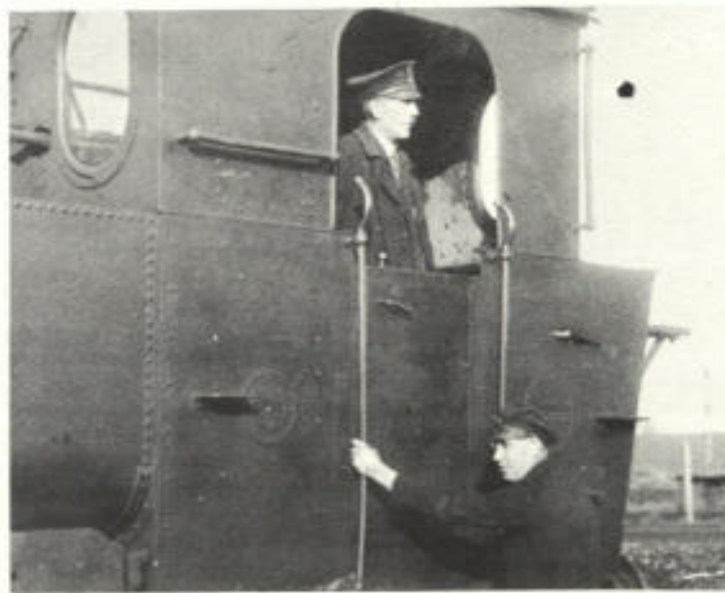


Abb. 1. Die „Belegschaft“ der Kriba im Jahre 1936









Abb. 3. Einfahrt zum Betriebsgelände an der Trift; links die ehemalige Dienstwohnung



Abb. 4. Der Lokschuppen heute

gen. Wenn ich kam, mußte die Lok fahrbereit sein und unter Dampf stehen. Die Lok — wir hatten in der Regel dreiachsige Tenderloks — wurde mit Schanzen (Reisigbündel) angefeuert. Manchmal wurde auch ein mit Altöl getränkter Lappen in die Feuerung geworfen. Das hat zwar fürchterlich gestunken und gequalmt, aber es ging damit schneller, und der Umweltschutz war ja damals noch nicht erfunden. Wir hatten vor unserem Lokschuppen an der Trift einen Wasserhahn und eine Bühne für etwa 40 t Kohle. Im Lokschuppen war eine Grube für die anfallenden, kleineren Reparaturen, die wir alle selbst durchführen mußten. Ventile nachstellen, Lagerspiel einstellen und Bremsen nachziehen waren für uns eine Selbstverständlichkeit. Größere Reparaturen und die regelmäßig fälligen Hauptuntersuchungen mußten in der Werkstatt in Linn durchgeführt werden. Weil aber keine Gleisverbindung zwischen der Kriba und der Hafenbahn bestand, mußten die Loks über Reichsbahngleise nach Linn überführt werden. Wenn der Kohlevorrat zu Ende ging, rief ich bei der Verwaltung in Linn an. Dann wurden Kohlewaggons von der Reichsbahn zum Übergabegleis gefahren, die wir am Nachmittag nach unserer täglichen Tour abholten und nach Oppum brachten. Zum Entladen kamen ein paar Mann extra von Linn. Diese schwere Arbeit brauchten wir also nicht zu tun. Genauso ging es mit dem Wegfahren der Schlacke. Die Lok mußte ja am Nachmittag nach Dienstschiuß entschlackt und gesäubert und mit Wasser und Kohle für den nächsten Tag aufgefüllt werden.

Eigentlich hatte ich während meiner ganzen Dienstzeit ziemlich freie Hand — eine

Seltenheit für einen Beamten. Aber wenn Lokführer und Heizer sich verstanden, gab es keine Schwierigkeiten. Unsere Zuggeschwindigkeit konnte mit 15 km/h auch nicht zum Herzinfarkt führen, und die Strecke war so kurz, daß kaum Besonderheiten vorkamen. Nur bei der Oberdießemer Straße mußte man aufpassen. Dort kreuzte nämlich die Düsseldorfer Bahn (K-Bahn) unser Gleis. Der Heizer mußte dann vorauslaufen, um die Straße zu sperren. Manchmal kam sogar ein Auto. Danach mußte er die Strecke der Straßenbahn beobachten und ein Tor öffnen, das unser Gleis sperrte. Die Straßenbahn hatte nämlich Vorfahrt. Gleich danach ging es in die Firma Stockhausen. Es gab auch Tage, an denen keine Waggons auf dem Übergabegleis standen. Dann haben wir eben — nichts getan.

Im Jahre 1936 hatte ich bei der Firma Becker und van Hüllen einen schweren Unfall. Wir wollten gerade Langträgerwagen abholen, als der Betriebsleiter mir zuwinkte. Er wollte wissen, auf welches Gleis die Wagen bei der Reichsbahn gefahren würden, weil sie noch abgedeckt werden sollten. Ich sprang von der Lok und sagte dem Heizer, er sollte schon mal vorziehen. In diesem Augenblick entgleiste der erste Wagen und drückte mich mit der Schulter gegen eine Gebäudewand. Alfred van Hüllen hat mich dann sofort mit seinem Auto ins Krankenhaus Maria-Hilf gefahren.

Die schlimmste Zeit habe ich gegen Ende des Krieges und nach dem Krieg erlebt. Beim Bombenangriff auf Krefeld im Jahre 1943 — wir hatten gerade nach Dienstschiuß unsere Lok vor dem Schuppen abgestellt —

explodierte eine Bombe in unmittelbarer Nähe des Lokschuppens. Splitter hatten die Maschine so stark beschädigt, daß sie nicht mehr einsatzbereit war. Das ganze Schiebergestänge war verbogen. Auch der Lokschuppen hatte einiges mitbekommen. Aber was das Schlimmste war: unser Haus hatte keine Dachpfannen mehr. Ich rief wegen einer Reservelok sofort den Betriebsleiter Alt in Linn an, der mir nur sagte: „Wir haben selbst nichts. Da müssen Sie sehen, wie Sie klarkommen.“ Ich habe mich dann zuerst mal um neue Dachpfannen gekümmert.

Nach dem Krieg ging der Betrieb weiter. Allerdings ohne Lok. Die mußten wir uns jeden Morgen bei der Reichsbahn im Betriebswerk Krefeld abholen. Das ging eigentlich ohne Schwierigkeiten, weil die Zusammenarbeit immer gut war. Allerdings fehlte es immer an Kleinigkeiten. Einmal war keine Ölkanne da, dann gab es zu wenig Kohle, und schließlich schnappte einem jemand die Lok vor der Nase weg. Es kam sogar vor, daß man sich gegenseitig die Öldochte aus den Lagern klaute, damit man selbst keinen Heißläufer bekam. Da die Reichsbahn auch nur eine begrenzte Zahl betriebsfähiger Loks hatte, wurden zum Teil Loks wieder in Hohenbudberg zum Verschrotten ausgemustert waren. Das waren dann die abenteuerlichsten Fahrten.

Im Jahre 1948, als das Schlimmste überstanden war und es wieder aufwärts ging, wurde ich wegen der alten Schulterverletzung vorzeitig pensioniert. Das hat mir einen langen und beschaulichen Ruhestand beschert.“



# Musik für Großes Orchester in Krefeld von 1945 bis 1950

von Hermann Stoffels

Die folgende Nachzeichnung eines Ausschnitts der Krefelder Musikszene, der städtisch subventionierten wie der privaten, beabsichtigt, die rein orchestralen Darbietungen, vorwiegend sinfonischer Prägung, der ersten fünf Jahre nach Beendigung des 2. Weltkrieges festzuhalten und behutsam zu kommentieren. Ursprünglich sollte die Gesamtheit der musikalischen Ereignisse in dieser Zeitspanne Gegenstand der Betrachtung werden. Die Beschränkung auf ein durchaus dominierendes Teilgebiet wurde wegen des Umfangs der Gesamthematik, auch aus raumbegrenzenden Gründen, beim Druck notwendig. Damit sind nun andere Bereiche ausgespart und einer späteren zusammenfassenden Veröffentlichung vorbehalten. Es handelt sich um: weitere Instrumentalbesetzungen (Kammermusik jeglichen Umfangs), die Vokalkunst (Männer-, Frauen-, gemischte Chöre) sowie um instrumental-vokal kombinierte Gemeinschaften (z. B. Paul Mühlens „Musikkreis“, das „collegium musicum“ unter Dr. Baum und Robert Haaß, Helmut Mönkemeyers Musikschul-Gruppen, die Kirchenchöre), ferner um die Auftritte von Gast-Ensembles sowie zahlreicher Solisten, nicht zuletzt um das der Musik gewidmete Vortragswesen, kurz, um jegliche Betätigung über die rein orchestral-sinfonische hinaus.

Der Kurz-Zeitraum von 5 Jahren wurde aus den gleichen Gründen gewählt, die für des Verfassers Aufsatz über „Das Musiktheater der Stadt Krefeld zwischen 1945 und 1950“ (Die Heimat, 51/1980) maßgebend waren: 1945 ist allseitiger Neubeginn eine Selbstverständlichkeit; 1950 ergibt sich auf dem kulturellen Sektor in Krefeld bereits eine erneute markante Zäsur durch das Ende der langen „Stadt“-Theater-Ära und den Beginn der regional ausgerichteten Fusion zwischen Mönchengladbach und der Seidenstadt. Das bringt einschneidende organisatorische, spielplanbestimmende und personelle Neuerungen mit sich.

Da die Orchester beider Partner als wesentliche Mitträger ihrer Theatergemeinschaft

in ihrem Wirkungskreis und Schicksal aufs engste mit der Umorientierung dergestalt verbunden sind, daß jeweils eine Anzahl ihrer Mitglieder zu einem neuen Gebilde, dem sogenannten „Gemeinschafts-Orchester“, zusammengeschlossen und vor allem an exponierten Pulten (z. B. Konzertmeister, Vorspieler) ergänzt werden, sind einerseits für diesen neuen Spielkörper von nunmehr 70 bis 77 Künstlern (der Krefelder Vorgänger zählte ca. 46) das Leistungspotential, zum anderen bei den Zuhörern die Erwartungen merklich gewandelt.

Von großer Bedeutung für die musikalische Aura einer Stadt aber ist nicht nur die Position an sich, sondern die Persönlichkeit des leitenden (G)MD (= General)musikdirektor, dessen künstlerische, orchestriererische, organisatorische und weithin disponierende Qualifikation, sein „Führungstalent“, wie eh und je dem musikalischen Habitus einer Stadt den Stempel aufzudrücken vermocht hat. Seit Menschengedenken war das in Krefeld beispielsweise der Fall, als August Grüters von 1871 bis 1893, Theodor Müller-Reuter von 1893 bis 1918, Dr. Rudolf Siegel von 1919 bis 1930 Krefeld einen ausgezeichneten Ruf in der Musikwelt verschaffen konnten.

Bis zur Schließung der Theater und Drosselung aller kulturellen Betätigung am 1. September 1944 nach der Erklärung des „totalen Kriegs“ ist Werner Richter-Reichhelm (seit 1937) musikalischer Oberleiter. Er wird nach dem Waffenstillstand 1945 verhältnismäßig früh durch die Alliierte Militärregierung in seiner früheren Position bestätigt und beauftragt, für den Winter 1945/46 eine Folge von Sinfoniekonzerten zu planen (lt. Notiz in der einzig lizenzierten „Neuen Rheinischen Zeitung“ (= NRZ) vom 4. Aug. 1945). Als Praktiker beginnt er sogleich auch mit Probenarbeit zum 1. Konzert am 18. 8. in der Liebfrauenkirche. Diese und wenige andere Sakralbauten (Lutherkirche) stehen jetzt allein für stark besuchte Konzerte zur Verfügung. Der Oberlichtsaal des unzerstörten Museums, die Aula des Lyzeums an der Moerser Straße und ein

Raum in der alten Kaserne reichen für die mittleren Veranstaltungen. Die großen profanen Säle sanken bekanntlich am 22. Juni 1943 in Schutt und Asche (Stadthalle, Stadttheater, Königsburg).

Im Grunde entspricht diese Raumeinheit zunächst der Zusammensetzung des ersten „Nachkriegs-Orchesters“ mit seinen anfangs 20 Mitgliedern. Auch die baldige Vergrößerung auf 26 bis 30 Musiker ist für ernsthafte Darbietungen noch nicht geeignet. Richter-Reichhelm ist schon in der erwähnten Veranstaltung auf auswärtige Verstärkung angewiesen; meist kommt sie von Mönchengladbach! Sein Programm weist als erste Nummer des Barockmeisters Johann Rosenmüllers c-moll Sinfonie auf; es schließt mit J. S. Bachs „Riccercare f. Streichorchester“ aus dem „Musikalischen Opfer“. Als Solisten hat er für denselben Meisters „Konzert f. 2 Violinen und Streichorchester“ die Krefelder Geiger Ida van Megen und Ludwig Stuhlsatz verpflichtet. A. Haupt (Alt) setzt sich für die „4 Ernten Gesänge“ von Brahms ein (Richter-Reichhelm begleitet). Die bekannte Cembalistin Gisela Baum-Bonatz vervollständigt die Solistengruppe.

Das für Richter-Reichhelm an sich betätigungsfremde Programm dokumentiert zumindest seine Bemühungen um einen neu aufzunehmenden Orchestereinsatz. Er selbst tritt jedoch jetzt mehr als kammermusikalischer Partner oder Liedbegleiter hervor, so beispielsweise am 11. 8. schon in der Feierstunde zur Eröffnung des Krefelder neuen Musiklebens durch die Stadtverwaltung im Museums-Saal. Beteiligt sind A. Haupt, der Geiger Heinz Jopen und der Schauspieler Kurt Stroth als Sprecher, Händel-, Beethoven-, Schubert-, Schumann- und Brahms-Werke werden dankbar, auch für diesen offiziellen Schritt der Obrigkeit, aufgenommen. — Richter-Reichhelm leitet fernerhin im Wechsel mit dem reengagierten Kapellmeister (= Kpm) Willi Stümges dirigierend und am Tasteninstrument noch einige der bis zum Frühjahr 1946 reichenden 23 „Bunten Abende“



unterschiedlichster Ausrichtung als Werbung für die künftige Theater-Eröffnung, an denen sich Opern-, Operetten- und Tanzkräfte intensiv beteiligen. — Er ist der Klavierpartner des ehemaligen Krefelder lyrischen Baritons Frithjof Sentpaul, jetzt an der Stuttgarter Oper, im 1. Meisterkonzert am 10. 11. 1945. Am 27. 2. 1947 ist er unter dem Titel „Krefelder Komponisten“ zu hören; am 28. 4. 1948 begleitet er Kammer Sänger Walther Ludwig in einem Liederabend.

Aber schon 1945 ist ihm in dem früheren Kpm. Herbert Donath (Karl Böhm-Schüler), der 1943/44 am evakuierten Krefelder Theater in Hirschberg (Riesengebirge) tätig gewesen, bei dessen Rückführung jedoch freiwillig ausgeschieden war, ein verbissener Konkurrent um die Leiterposition erwachsen. Dieser gedenkt im Oktober 1945 bereits einen für ihn werbenden Auftritt mit dem „Volkschor“ zu arrangieren, da erhält Richter-Reichhelm von der Militärregierung Berufsverbot, so daß Donath eine wesentliche Hürde beseitigt sieht. Anfang Februar 1946 dirigiert er einen (später noch zu erwähnenden) „Romantischen Abend“ mit dem üblicherweise stets verstärkten Orchester (nun gegenseitig vertraglich mit Mönchengladbach) und zeichnet verantwortlich für die Premieren der „Entführung aus dem Serail“ (23. 2. 46) und des „Barbier von Sevilla“ (22. 6. 46). Ehe er, in Krefeld dennoch gescheitert, ab September 1946 in Nordhorn—Meppen Städtischer Musikdirektor wird, begegnen wir ihm im 6. Sinfoniekonzert am 29. März 1946 als Mitbewerber um die Position des Krefelder Oberleiters, die am 8. 12. 1945 ausgeschrieben war, für die, von 42 Interessenten, 6 ausgewählt worden waren zum Probedirigat innerhalb von 9 Konzerten, 3 demnach außerhalb der Anwärter-Serie.

Das erste, ein Beethoven-Abend, wird im November 1945 (NRZ-Besprechung am 21. 11.) mit der „Coriolan“-Ouvertüre, dem Violinkonzert D-Dur (Solistin: die Kölnerin Eva Klein-Franke) und der 8. Symphonie von einem Dr. Anton Schäfers (kein Bewerber) gestaltet. Homogenität des Orchesters und letzte Sicherheit der Solistin werden noch vermißt.

Im 2. Sinfoniekonzert (Dezember 1945) stellt sich als erster Anwärter Prof. Hubert Günther (Haan), ein Chor-Experte, mit „Macbeth“, sinfonische Dichtung eines unbekanntenen Georg Harens, Beethovens 3. Klavierkonzert c-moll, von dem wegen seiner geistigen und technischen Überlegenheit gefeierten Rundfunkpianisten Egbert Grape dargeboten, sowie der 1. Symphonie von J. Brahms vor. Bei der anerkannt ungefestigten Situation des Orchesters kann Günther nicht recht zufriedenstellen (Bericht NRZ 19. 12. 45).

Der Düsseldorfer GMD Heinrich Hofreiser

übernimmt nur gastweise das 3. Sinfoniekonzert (Rezension NRZ 30. 1. 46). Die Direktion von Webers „Euryanthe“-Ouvertüre, Mendelssohns Violinkonzert (Solist: der überragende Düsseldorfer Konzertmeister August Schneider) und Dvoraks „Aus der neuen Welt“ wird als „bedeutender künstlerischer Erfolg“ gefeiert.

Besondere Hinweise auf das 4. Sinfoniekonzert fanden sich in den wenigen Unterlagen nicht. Wahrscheinlich darf Donaths (o. erwähnter, in der NRZ am 9. 2. 46 besprochener) „Romantischer Abend“ dafür gelten. Auf dem Programm stehen ausschließlich orchestrale Werke: Webers „Oberon“-Ouvertüre, Dvoraks „Serenade f. Streichorchester“ E-Dur, Griegs „Peer Gynt-Suite“ und Schuberts „Unvollendete“. Die Rezension bescheinigt Donath viel Sinn für Kleinarbeit, sie geht aber sonst nicht über allgemeine, unkritisch anerkennende Worte hinaus. Offenbar gilt dieses Konzert nicht als Bewerbungsveranstaltung.

Das ist jedoch wieder im 5. Abend der Fall, in dem sich MD Helmut Schaefer aus Wuppertal vorstellt. Seine Werkauswahl: Schumann „Manfred“-Ouvertüre, Brahms 4. Symphonie; dazwischen spielt Schaefers Konzertmeister Anton Schoenmacker Bruchs beliebtes Violinkonzert g-moll zur großen Befriedigung der Zuhörer. Die Besprechung vom 13. 3. 1946 (Rhein. Post = RP) enthält fast nur Werkhinweise, kaum Leistungskritik, so gut wie nichts über Schaefer, um den es doch vorwiegend geht.

Die eigentliche Bewerberprobe für den Städtischen MD wird Donath im 6. Sinfoniekonzert am 29. 3., wieder ohne Solist, geboten. Er wählt Mozarts „Figaro“-Ouvertüre sowie Beethovens 2. und Bruckners 4. Symphonie, ein mit mancherlei Demonstrationenmöglichkeiten gespicktes Programm. Zwei „Kritiken“ vom 6. 4. sind erhalten in der RP und in der „Freiheit“ (= FR). Beide, von anonymen Verfassern, versagen wieder, indem sie Werkbesprechungen „nachbeten“. Interpretationsprobleme aber anzuschneiden nicht in der Lage sind, die den später entscheidenden Kulturbevollmächtigten hätten helfen können.

Vom 11. bis 17. April wird eine „Krefelder Kulturwoche“ angesetzt, in der mit 1 Oper, 1 Oratorienabend, 4 Schauspielen und 1, dem 7., Sinfoniekonzert ein Blick auf den jeweiligen Leistungsstand gewährt werden soll. Für das 7. sinfonische Geschehen wird der frühere Krefelder GMD Dr. Rudolf Siegel (1919—1930) als Gast verpflichtet. Er bringt Berlioz' „carnaval romain“-Ouvertüre, Brahms' „Haydn-Variationen“, Smetanas „Moldau“ sowie Tschaikowskys 5. Sinfonie zur Aufführung; alle, wie der Eingeweihte weiß, seinen Lieblingsstücken zu-

zuordnen. Die Rezensionen in beiden o. g. Zeitungen vom 18. 4. bieten das gewohnte Bild: lobend-nichtssagend.

In diese Woche, am 14. 4., fällt auch das Probedirigat des Düsseldorfers Wolfgang von der Nahmer mit Mozarts „Requiem“ in der Dionysiuskirche. Ihm stehen chorisch der durch die Musikschule verstärkte „Krefelder Singverein“ zur Verfügung ebenso das erweiterte Orchester und ein gutes Solistenquartett; an der Orgel Leo Goll, der Dionysiuskantor. Der Düsseldorfer Fachrezensent Dr. P. Müller bezeichnet die Ausführung als orchestral und chorisch sicher geleitet (RP 17. 4. 46), es sei ein „würdiger Wiederbeginn“ gewesen. — Am 30. 3. hatte sich v. d. Nahmer schon als Dirigent der „Entführung“ der Öffentlichkeit vorgestellt. Kenner der Situation setzen auf den zweimal im Rampenlicht Beobachteten als Sieger.

Im 8. Konzert (24. 5. 46) leitet ein erst 23-jähriger Kölner, Franz Paul Decker, das Orchester mit Beethovens „Fidello“-Ouvertüre und 5. Symphonie sowie Tschaikowskys Klavierkonzert b-moll (Solist: der souveräne K. Delseit, Köln); RP u. FR (29. 5.) urteilen positiv. — Oberbürgermeister Dr. Warsch hatte ihn zusätzlich nominiert trotz nur knapper Erfahrung in Gießen, an seiner Heimatoper und als Dirigent des „Kölner Männer-Gesang-Vereins“. Er wird dennoch am 4. 9. 1946 als Konzert- und Opernleiter mit der Möglichkeit sofortigen Amtsantritts vom Kulturausschuß (= KAS) gewählt, zunächst auf Probe.

Der freischaffende Mathias Hohnen, Krefeld, steht noch am 9. Sinfonieabend (28. 6.) leitend auf dem Lyzeumspodium. Auch zu ihm gesellt sich kein Solist; er setzt sich für seine eigene Musik zu Heines „Almanzor“, für Mendelssohns „Sommernachts-traum“, Schuberts „Unvollendete“ (zum zweiten Mal in dieser Saison) und die 2. Symphonie von Brahms ein. Die RP (6. 7.) spendet großzügiges Gesamtlob, die FR (5. 7.) konstatiert nicht immer befriedigende Bläser und mehrfach zu lockere Orchesterführung. Die „Unvollendete“ sei aber „ein Genuß“ gewesen.

Warum am 12. 5. ein „Sonderkonzert“ unter Dr. Rudolf Schenke (mit „Freischütz“-Ouvertüre, Bruckners 3. Symphonie, Haydns Cello-Konzert, Solist Martin Bochmann) stattfindet, war nicht auszumachen. In 2 Kritiken wird Bochmann zwar anerkannt, das Zusammenspiel der Krefelder und Mönchengladbacher aber noch immer zu unausgeglichen genannt.

Im Rückblick auf Niveau und Leistungen des 1. Konzertjahres darf das frühe Wagnis eines Neustarts als berechtigt und in etwa geglückt bezeichnet werden. Es mangelt zwar an der idealen personellen Orche-



sterbesetzung wie an der unabdingbaren Homogenität infolge des Aushilfesystems. Am dringlichsten aber war dies: Es fehlte noch der künstlerische, handwerklich, organisatorisch, erzieherisch richtungweisende, zuverlässige ständige Dirigent. Statt dessen mußte sich das Orchester fortgesetzt auf einen der 6 Bewerber um- bzw. einstellen.

Von diesen Sonderbedingungen ist auch der Werkkanon dieses Jahres in Mitleidenschaft gezogen gewesen. Die Anwärter meiden verständlicherweise bei ihrer Vorstellung Experimente, die die Sicherheit ihres Auftretens gefährden könnten. Sie beschränken sich in der Werkwahl fast ausschließlich auf traditionelle, in der Praxis längst erprobte und wirkungssichere Schöpfungen, d. h. auf das klassisch-romantische Repertoire, allen voran auf Beethoven und Brahms. Dem Publikum werden Barockmeister (besonders Bach), vorklassische und alle Komponisten nach Brahms vorenthalten; keiner wagt sich an ein konzertantes Mozart-Opus heran, nicht mal an eine Haydn-Sinfonie; man beachtet nicht, daß die Zuhörer ein Anrecht darauf haben, nun mit der früher als „entartet“ verfeimten oder mit der „zeitgenössischen“ Musik bekanntgemacht zu werden.

Bezieht man die unverschuldete, jedoch weiterhin unzulängliche Konzertraumsituation in das Resümee mit ein, so müssen die Bemühungen um eine solide Musikkultur in diesem Rahmen zwar dankbar anerkannt werden, eine fühlbare Aufwärtstendenz, eine Normalisierung, d. h. Stabilisierung der Verhältnisse auf überprovinzieller Ebene bleibt vorläufig jedoch noch Wunschtraum.

Die Wiedergabe der Geschehnisse im ersten sinfonischen Nachkriegskonzertjahr war aus zwei Gründen so detailliert. Sie sollte vor allem 1. in der Wahl und der Darbietung der Werke festhalten, was als das neue Fundament dieses Sektors angesehen werden muß bzw. kann, 2. als Vergleichsbasis für das dienen, was daraus erwuchs und wie es wurde.

Die Aufzählung dieses Was und Wie kann in der einmaligen Ausführlichkeit jedoch schwerlich fortgesetzt werden, soll vielmehr in der Überschau auf das Wesentliche beschränkt sein, auf das konsolidierend Normale wie auf herausragende Besonderheiten. Die datenmäßigen Fakten (Vortragsfolgen und Termine) werden chronologisch exakt in einem Anhang aufgeführt, um der vorliegenden Darstellung als Tatsachenbericht und Interpretationsversuch, als Dokumentation wie als Chronik Geltung zu verschaffen.

Bedeutendstes Ereignis bei Beginn der Saison 1946/47 ist natürlich Deckers Amtsantritt. Seine Wahl erfolgte erst, als die Vor-

arbeiten für die Theater- und Konzertspielzeit schon im Gange waren. Daran pflegt der musikalische Oberleiter stets maßgeblich beteiligt zu sein. In den Septemberwochen drängen sich nun die Vorgänge stark. Decker muß vorrangig einen Gesamtplan für 9 (statt der zuerst erwünschten 6) Abende zustande bringen. Zielsicherheit und kluge Einsicht in die Gegebenheiten führen zwar zu einem erstaunlich ausgewogenen Ergebnis; der 1. Konzertabend (26. 9. vorgesehen) kann aber noch nicht wahrgenommen werden, zumal Decker auf die Bewilligung einer Eingabe, den Orchesterbestand von 30 auf 44 zu erhöhen, dringlich wartet. Am 4. 10. sagt der KAS bereits zu. So wird der 2. Abend (24. 10.) der erste, der vom 26. 9. aber auf den 19. 11. verschoben. Deckers drangvolle Beanspruchung im September/Oktobre vergrößert sich zusätzlich, weil er auch für die Einstudierung seiner ersten Oper („Zar und Zimmermann“, 6. 11. Premiere) ständig zur Verfügung stehen muß.

Der sinfonische Werkplan muß als aus dem Gebot der Stunde erwachsen gewertet werden. Eine klug-konservative Ausrichtung waltet vor, weil 1. Decker an das — Ende der vergangenen Saison — Erreichte organisch anknüpfen will, 2. das „Machbare“ auch mit Rücksicht auf die Hörgewohnheiten des bisherigen Publikums geboten erscheint und 3. er sich (möglichst) sogar aus persönlicher Neigung zusätzlich eine sichere Grundlage für sein dirigentisches Handwerk schaffen muß. — Von 27 Werken insgesamt stammen 20 aus dem traditionell konservativen Bereich des Vorjahres. Erst im V. Abend (röm. Ziffern hinfort stets für die Konzerttermin-Zählung) tastet er sich zu einer (von 7) „Neuschöpfungen“ vor, indem Charl. Hoffmann-Pauels drei exotisch kolorierte Lieder ihres Gatten, des Kölner bekannten Bühnenmusikers Heinz Pauels in Erstaufführungen (= E), singt. — In VII entschließt Decker sich dann (neben Bachs Violinkonzert a-moll), gleich 3 „Neue“ anzubieten: Ravels farblich-schmissige „Tzigane“ (Solist der beiden Stücke ist Dr. Günther Kehr, Mainz) sowie Williams' „Charterhouse“-Suite (E), als ersten Hindemith: „Nobilissima Visione“ (wieder E). — In IX distanziert er sich ganz vom Hergebrachten mit der Uraufführung (= U) einer dreisätzigen Trauermusik „Sinfonia prosodica“ des später zu Anerkennung aufgestiegenen Kölners B. A. Zimmermann. Die Kritik stellt hier noch Schwächen in der Melodik, der formalen Ineinanderschachtelung, der zu dicken Instrumentierung und zu penetranten Rhythmisierung des sehr anspruchsvollen Werkes fest. Debussys „Ma mère l'oye“ und „Till Eulenspiegel“ von R. Strauss runden dieses letzte Wagnis, das gut gemeistert sei, ab.

Innerhalb der ersten vier Vortragsfolgen hatte Decker bereits Nachholbedarf offe-

riert: 1. sogleich am 19. 11. Bachs Suite C-Dur; 2. Wagners „Siegfried-Idyll“ und Spohrs Violinkonzert No. 8 „In Form einer Gesangsszene“ in III, von FR (13. 12.) als quälend gefühlvoll bzw. schmalzig jedoch abgelehnt; 3. vor allem Mozart mit dem Klarinettenkonzert (Solist: der exzellente Kölner Paul Glogner) sowie (schon) die Jupiter-Symphonie! Die RP meint (25. 1.), das Orchester sei nun technisch versiert genug dazu bei seiner straffen Führung. Für einen geschlossenen Brahms-Abend (VI, mit Tragischer Ouvertüre, Violin-Konzert (Wilibald Roth als Solist) und 4. Symphonie) aber sei der jugendliche Dirigent noch zu unprofilert (18. 4.). Zusammen mit der 2. Symphonie (19. 11.) steht Brahms ebenso vormal im Vordergrund wie Beethoven (u. a.: 5. Klavierkonzert Es-Dur mit der zurecht gefeierten Rosl Schmidt (VIII, 13./15. 6. 47). Brahms' 4. darf als Neuaufführung vom Vorjahr her aufgefaßt werden ebenso Haydns Cellokonzert (mit Jos. Köhler in I) und Bruckners 4. (VIII). — Am 1. 8. 1947 erkennt ein „g“-Rezensent (FR) an, daß Decker das Orchester mit zahlreichen neuen Kräften auf eine leistungsfähige Höhe bei „Wachstum im Spielplan“ gebracht habe. Die Steigerung sei klar mit V (24. 1. 47) sichtbar geworden. — Durch die nun üblichen Konzertwiederholungen hat Decker neben der Bewältigung der unabänderlichen Raumknappheit und der allgemeinen Leistungssteigerung erfolgreiche Kunstwerbung betrieben mit der Verdoppelung der Zuhörerschaft.

Die Darbietungsausweitung wird auch für die Spielzeit 1947/48 genehmigt, deren Werkkanon verstärkt Vorstöße in Neuland aufweist. Bei insgesamt 25 Kompositionen, jetzt auf 7 reihenmäßige und 1 Sonderkonzert reduziert, dieses in den „Tagen moderner Musik“ (2.—9. Mai 1948), sieht Decker 15 traditionelle und 10 „zeitgenössische“ vor. Vor den 8 Abenden, schon am 3. 10., gibt ein britischer Major Charles Pepper ein caritatives Zwecke gewidmetes „Spezialkonzert“, in dem er Griegs Klavierkonzert a-moll spielt, das Decker und seine Mannen mit Dvoraks „Symphonischen Variationen“ einleiten und mit H. Degens „Capriccio für großes Orchester“ [E] beschließen. Peppers Erfolg sei mittelmäßig gewesen, heißt es.

Eine Überschau über Deckers Programme bis Ende 1950 bestätigt den Eindruck, daß er von den „Modernen“ neben Hindemith vor allem einige Franzosen bevorzugt hat: Debussy, Françaix und Ravel. Nach des Letzgenannten „Tzigane“ läßt er Fr. P. Goebels am 24./26. 10. 47 (in II) das Klavierkonzert erstaufführen; in IV erklingt der „Bolero“ zusammen mit dem „Concertino f. Klavier“ von J. Françaix, das Heinz Schroeter, der spätere Kölner Musikhochschulleiter, nach Mozarts Klavierkonzert A-Dur KV 414 (E) minuziös vorträgt. Da der Abend (23. 1. 48) schon mit Mozarts Linzer Sinfo-



nie begann, hebt der Düsseldorfer Kritiker Johannes Jacobi (= bi) in der RP (31. 1.) dieses „weitgespannte Programm“ hervor, das exakt und subtil abgestuft „betrieben“ worden sei. — Zuvor, in III (5./7. 12. 47), war Hindemith zweimal erklungen: sein Violinkonzert (E), das der nochmalige Solist G. Kehr mit dem von Nardini (E) koppelt. Danach setzt Decker sich für Hindemiths „Metamorphosen“ (E) nachdrücklich, aber wenig belobt, ein. — Neu sind auch Busonis „Concertino f. Klarinette“ (in I, 10./12. 10.), von P. Glogner mit Weber gekoppelt, sowie Schostakowitschs 5. Symphonie (in VI, 4./6. 6.). — Im Zyklus „Tage moderner Musik“ steht ein sinfonischer Abend an (4. 5. 48), der W. Egks „Joan v. Zarissa“-Ballett-Suite, A. Chatschaturians Klavierkonzert (mit der impulsiv-virtuosen Amerikanerin Margot Pinter) und Hindemiths „Sinfonische Tänze“ (1937) verbindet. Es ist verständlich, wenn der bundesorientierte „bi“ konstatiert: es sei „ein frischer Wind, der durch die Krefelder Sinfoniekonzerte dieses Winters weht“ (RP 29. 10.). Schon nach Peppers Auftritt hieß es bei „bi“ (8. 10.), Decker sei ein „eindringlicher und überragender Leiter“ eines mit „Präzision und Wärme“ spielenden Orchesters, das übrigens seit dem 1. 9. 1946 in Mathias Durben einen neuen Solocellisten, in Willi Butz seit 17. 11. 1947 den 1. Konzertmeister (beide bis 1970) besitzt.

Das etwas zurückgedrängte traditionelle Aufgebot ist nicht weniger an dem Aufwärtstrend „mitschuldig“: in I fordert Schumanns 4. schon orchestrale Mobilität; in II habe, so wieder „bi“, Decker bei Berlioz’ „Phantastischer“ eine imponierende Leistung in Aufbau, Profilierung und Abschattierung mit seinem fähigen Orchester zustande gebracht. Der Ruf Krefelds als Musikstadt werde systematisch gefestigt (RP 13. 12.). Weitere Marksteine stellen Bachs Suite h-moll (III), Brahms’ 1. und Tschaikowskys Violinkonzert dar (wieder: W. Roth, in V), nicht zuletzt der versöhnend reine Beethovenabend (25. 6.) mit Coriolan-Ouvertüre Klavierkonzert No. 4, G-Dur, abermals Rosl Schmidt, Solistin, der die Presse, WZ (= Westdeutsche Zeitung) erst am 25. 8. und Rh-R-Z (= Rhein-Ruhr-Zeitung) am 30. 8., vitales, technisch gestochen klares, rhythmisch sauberes Spiel, Decker aber Prägnanz, Frische, Beschwingtheit und Differenzierungsvermögen attestieren, indem sie die 7. Symphonie einschließen. — Abstriche in der Bewertung sind relativ selten; „bi“ äußert, Brahms’ 1. (RP 12. 6.: „zu müde“) und Schostakowitsch überstiegen noch „das Leistungsvermögen des Krefelder Orchesters“.

Ein Wort zu den noch nicht erwähnten Solisten beider behandelten Spielzeiten: Decker wußte solche zu verpflichten, die auch Krefelds Ruf dienlich waren. In 1946/47 wurden (in I) die Pianistin Marian-



Das Südliche Orchester im Jubiläumsjahr 1949

ne Krassmann mit Beethovens Klavierkonzert No. 1, C-Dur, vor allem aber der weitgerühmte K. H. Piltney (Musikhochschule Köln) mit Schumanns Klavierkonzert noch nicht gebührend herausgehoben. — 1947/48 sei (in VI) der vorzüglichen Interpretation von Dvoraks Cellokonzert durch den Münchener Hermann v. Beckerath gedacht.

Können und Durchsehvermögen Deckers scheinen indessen mit der beginnenden



FRANZ PAUL DECKER

1904 - 1970

Konzertsaison 1948/49 eine Einbuße zu erleiden; Die zweijährige Wiederholung jeden Sinfonieabends wird nicht mehr genehmigt. Die wahre Veranlassung liegt jedoch auf wirtschaftlichem Gebiet. Der Besucherstrom läßt durch die Währungsreform vom 20. 6. 48 automatisch wegen finanzieller Verknappung nach. Die Rezession schlägt sich insofern in der Jahresplanung nieder, als Decker vorsichtiger die nur wenig anerkannte „Moderne“ einbaut. Die 3 ersten Abende sind ganz traditionell ausgerichtet, allerdings im Schwierigkeitsgrad gesteigert. Erst das 4. der 8 Konzerte wagt sich mit Honegger („Symphonie liturgique“) und zweimal Ravel (Klavierkonzert für die linke Hand und „Daphnis u. Chloe“, 2. Orch.-Suite) weiter vor (Solistin: Alberte Brun, Paris). Von V bis VIII sind stets 2 „Klassiker“ und 1 Neuerer gekoppelt: In V Strawinskys „Konzert in D für Streichorchester“ mit Mozarts Klavierkonzert, G-Dur (KV 453), gespielt von Peter Stadlen, London, und der „Eroica“. — In VI schließen Mozarts g-moll Symphonie und Flötenkonzert (KV 550), von dem überragenden Kurt Redel (nach J. Iberts Konzert für Flöte u. Orchester) geblasen, Debussys „L’après midi d’un faune“ ein. — Mittelstück von VII ist Bartoks 3. Klavierkonzert (Helm. Roloffs Domäne), davor Beethovens „Prometheus“-Ouvertüre, danach Tschaikowskys 4. — In VIII wiegen das Doppelkonzert für Violine und Cello von Brahms (Solisten: Heinz Stanske und Ad. Steiner) sowie Dvoraks „Neue Welt“ so schwer, daß die einleitende E von Arnold Bax’ „Concertante“ kaum Gewicht bekommt. — Die Großwerke der ersten 3 Abende (u. a. Brahms Klavierkonzert d-moll mit der jugendlich bestimmenden Erika Frieser, in I; Beethovens Trippelkonzert, von den Detmoldern W. Richter-Haser, Heutling und Münch-Holland



trefflich dargeboten, sowie Regers „Mozart-Variationen“, beide II, Haydns Sinfonie „L'ours“ dazu) werden, „mit Noblesse celebriert“, als Plus für den Dirigenten herausgehoben, der „überlegen und gelockter als früher“ musizierte. — Großes Lob erfährt der kraftvoll-prägnante Detlef Kraus infolge seiner Interpretation von Tschalkowskys Klavierkonzert b-moll. — Der Besuch ist unterschiedlich: III und V kommen sehr an; II, IV, VI weisen Platzlücken auf. — Bei Bruckners 5. Symphonie (I) warnt die Kritik vor dem dühnen Wagemut Deckers; er erfasse „noch nicht alle Bezirke dem Werk adäquat“ (RP 22. 9. 48).

Besonderen Dank erwirbt sich Decker für den saisonabschließenden Beethoven-Zyklus (15. 6.—15. 7. 48), der, ein Prä im voraus, im relativ großen Saal des „Capitol“-Kinos (Lewerenzstraße) stattfindet. 1. Abend (15. 6.): 5. u. 6. Symphonie; 2. 1. u. 3. Symphonie und Klavierkonzert c-moll No. 3 mit Christine Purrmann (am 22. 6.); 3. (29. 6.) 2. u. 4. Symphonie und Violinkonzert mit Max Strub (überlegen-spröde); 4. (7. 7.) 7. u. 8. Symphonie; 5. (14. 7., Wiederholung 15.); 9. Symphonie; erstrangige Solisten: Martha Schilling, Ilse Ihme-Salbach, Helm. Melchert, Rud. Bockelmann. — Eine von vielen Stimmen zur Gesamtdarbietung (Rh-R-Z, Dr. Bach): Lob für die werbekräftigte Initiative; rege jugendliche Teilnahme; sehr starker Besuch. Decker arbeitet mit Elan und Zucht, mit ungewöhnlich geschickter Bewältigung der Schwierigkeiten. Am ehesten bedürften die langsamen Sätze noch der spannungsgeladenen Verwirklichung, die Bläser der weiteren Überwachung; „bi“ unterstreicht, daß im ganzen Jahr solid aufbauende Leistungen entstanden, besonders bei V, VI, VIII (RP).

In die Jahre 1948/49 fallen mehrere Artikel in der Rh-R-Z über den Bau einer neuen Stadthalle. Am 20. und 22. 10. 1948 startet der „Liedertafel“-Präsident Max Brauer eine Art „Bürger-Initiative“, das Vorhaben durch private Hilfe zu ermöglichen, der Stadt fehlten — trotz nicht abbrechender Diskussion über die Wiedererrichtung eines Theaterbaus — die Mittel. Die neue Festhalle soll nicht an der früheren Stelle (Hubertusstraße/Ecke St.-Anton-Straße) entstehen, auch nicht zu nahe dem Geschäftsbereich an der Rheinstraße oder auf dem „Parkplatz“ mit Rücksicht auf das Theaterprojekt, sondern aus städteplanerisch optischen Gründen am Nordende des Ostwalls. Der Hilferuf verhallt, wie auch die folgenden am 18. 3. und 11. 5. 1949.

Decker, inzwischen 26, hat die in ihn gesetzten Erwartungen erfüllt. Der Schritt des KAS, ihm am 22. 7. 1949 einen neuen dreijährigen Vertrag (bis 31. 8. 52) zu geben, ist verständlich und berechtigt, zwar mit der Klausel „sofern nicht das Städt. Orchester aufgelöst wird“. Bekanntlich ist diese Ein-

schränkung mit der formalen Auflösung vor der Fusion Krefeld—Mönchengladbach wirksam geworden; zuvor wird ihm rechtswirksam zum 28. 2. 1950 gekündigt.

Auch auswärts trägt Deckers Wirken Früchte. Bonn bietet ihm 3 Sinfoniekonzerte und 1 Oper an. Beim RIAS Berlin dirigiert er Ende August 1949 Beethovens 2. und (mit Erika Frieser) Strawinskys Konzert für Klavier (1924).

In Krefeld führt er ab Spielzeit 1949/50 den Titel „Städtischer Konzert- und Operndirektor“. Sein Entwurf für die neue Konzertserie umfaßt 35 Werke in 10 Abenden, dazu 2 Chor-Einstudierungen und 1 Sonderkonzert zum 95jährigen Bestehen des Orchesters. 18 traditionelle führen vor 17 gemäßigt zeitgenössischen Schöpfungen. Echte „Moderne“, der Decker altersmäßig nahe steht, fehlt im Erstplan. Im Laufe des Jahres ändert er einiges, so daß schließlich 23 „ältere“ und 15 „neuere“ Meister (hier Strauss und C. Franck inbegriffen) zu hören sind. Pfitzner (zweimal), Honegger (einmal) sowie 1 Hindemith verschwinden aus den Darbietungen. Von diesen bleibt nur das Cellokonzert mit L. Hoelscher, Schumanns 4. verdrängt die 2. Statt Dvorak spielt Tibor Varga das Violinkonzert von Brahms, für Decker die 2. Darbietung des Werks in Krefeld. Branka Musulin wählt Mozarts Klavierkonzert G-Dur (KV 453), nicht das bekanntere in d-moll. Brahms ist nun viermal im Programm. Gründe für die Änderungen sind schwer zu finden.

Die Vortragsfolgen der beiden ersten Abende (3. und 17. 10.) stellen besuchermäßig nicht zufrieden, aber auch nicht die Kritik wegen Werkwahl und Teil-Erfolglosigkeit (z. B. bei Schumanns Cellokonzert = substanzlos, wiewohl gute Darbietung durch A. Troester; in der „Sinfonie für Streichorchester“ von J. Françaix (beide II) vermissen „bi“ wie M-A (= Maus-Auth in der WZ) Spontaneität und geistreiche Ironie der früheren Werke). William Waltons „Konzert für Viola u. Orch.“ (1929) (in I) sei ein inhaltsarmes Gemisch von romantischen und modernen Klängen (Reinh. Wolf, Hamburg, serviert die U mit Bravour). Brahms' „Haydn-Variationen“ (I) und Schuberts C-Dur Sinfonie (II) sind beide für die Presse mit einigem Makel in der Nachgestaltung behaftet.

Zum Goethe-Jahr 1949 bietet Decker (als III) einen Orchester-Chor-Abend (14. 11.) mit P. Dukas' „Zauberlehrling“, B. A. Zimmermanns „Lob der Torheit“ (1948) (E) für 2 Chorgruppen, 3 Soli u. Orchester in 5 Teilen. Hinzu kommt die 7. Symphonie von Beethoven. M-A (WZ. 18. 11.) lehnt die Kombination als verfehlten Kompromiß ab. Von Interesse seien der durchsichtige „Zauberlehrling“, mehr noch das Mahler wie Orff verwandte „Lob...“, das sich zwar

eigenwillig, aber voller Witz und Humor geistreich gebe; der Orchestersatz trumpe jedoch gegenüber den 2 Chorgruppen und den 3 Solisten (Erna Köhler, Sopran; E. A. Steinhoff, Tenor, und H. H. Fiedler, Baß) zu dick auf.

Als Konzert außer der Reihe ist für den 28. 11. die festliche Gabe des Orchesters zum 95jährigen Bestehen anberaumt. Das Programm verzeichnet 3 wirkliche Großwerke: Mozart Jupiter-Symphonie; R. Strauss „Tod und Verklärung“; Brahms 4. Symphonie. Ein Vergleich mit der Vorplanung ist nicht uninteressant: Es sollten Pfitzners 3 „Palestrina“-Vorspiele, Chopins Klavierkonzert e-moll (Solist noch ungenannt) und Strauss „Tod...“ geboten werden. Die Änderung dürfte ein Beweis sein für Deckers gereifte Sicherheit, für exponiert werbende Festlichkeit und für den Anspruch des Orchesters, sich ohne Solistenhilfe bewähren zu können. Das Echo: Dr. Bach in einer Festschrift und 2 Artikel in der RP (28. u. 30. 11.) beleuchten den Werdegang der Gemeinschaft. Oberbürgermeister Müller fordert die Bürger brieflich auf, ihr Interesse für die kulturellen Anstrengungen der Stadt mit gutem Konzertbesuch zu erwidern. In einem der 2 WZ-Artikel (26. u. 30. 11.) erntet der Abend selbst hohes Lob (M-A): Mozart = geistig durchgearbeitet; Strauss = mitreißender Höhepunkt.

Kurz vor diesem Ereignis, am 29. 10. (in RP), meldet sich Architekt Hans Schrüllkamp mit dem Plan zu Wort, vor allem für Konzertveranstaltungen wieder die „Königsburg“ (Saal = 1 200 Besucher) aufzubauen, wozu abermals private Hilfe erwartet wird. Erst Deckers Nachfolger kommt in den Genuß dieser Unternehmung.

In den weiteren Abenden darf im wesentlichen getrost eine Fortführung des nun erzielten Hochstandes (alles spielt sich seit Oktober im eigens gerichteten „Lichtspielhaus am Neumarkt“ ab) erblickt werden, z. B. (in IV) mit der noch nicht gebotenen Es-Dur Symphonie Mozarts (KV 543), mit Beethovens 2. Klavierkonzert B-Dur, das Carl Seemann delikats zu servieren versteht und mit (der E von) Tschalkowskys 2. Symphonie c-moll (in VIII folgt dessen 5., in VI das 2. Klavierkonzert G-Dur, erneut mit M. Pinter). — Brahms' sinfonische Schöpfungen komplettiert Decker (in V) mit der 3. — Der IX. Abend, mit Schumanns 4., R. Strauss' „Don Juan“ sowie der kultivierten Reproduktion von Mendelssohns Violinkonzert durch Erich Röhn, wird u. a. dadurch denkwürdig, daß ein unbekannter, aber prominenter Krefelder in der Pause einen Protest gegen die gerade akut gewordene Fusion mit Mönchengladbach verlesen läßt. „bi“ verurteilt (RP 20. 4. 50) die Aktion als von Decker inszeniert, dem er zwar weiter Begabung und Fleiß attestiert, ihn aber schroff wegen des fehlenden Un-



## Symphonie-Konzerte in Krefeld 1945—1950

terbaus in seiner Karriere als zu ehrgeizig hinstellt. — In seinem letzten Konzert (X) zollt Decker zum 3. und 4. Mal Mozart Reverenz: Er nuanciert die „Kleine Nachtmusik“, daneben zelebriert Br. Musulin mit „bewußt kleinem Ton, höchster Klarheit und Zartheit des Ausdrucks, mit Grazie und gestochener Sauberkeit“ das oben zitierte Klavierkonzert G-Dur und C. Francks „Sinfonische Variationen“ durch „enorm feine Anschlagskunst, viel Zauber und Farbe“ (v. Hatzbach in „Rhein-Echo“ (= RE), 17. 5. 50). Debussys „La Mer“ wird zugleich mit viel Ausdrucksgewalt ausgestattet, jedoch ohne Wahrung aller Zusammenhänge. Fazit: „Decker war Orchester-Erzieher“.

Von den neueren Meistern der zweiten Jahreshälfte haben nur wenige Zukunftschancen gehabt. Am ehesten Prokofieffs agogisch schwungvolles, spritzig zwischen Orchester und Solo wechselndes Klavierkonzert, No. 3, C-Dur (V), von H. Roloff virtuos kreiert. — Von Strawinskys „4 Norwegischen Stimmungsbildern“, unaufdringlich und unpräzise (WZ 1, 2. 50), oder von Alfred Beckers „Sinfonischem Vorspiel“ (U), an Hindemith angelehnt (beide in VI), hört man nicht mehr als von Rudolf Siegels, in Krefeld gewiß aus Höflichkeit wiederholtem „Einsiedler“ (in VIII). Dagegen leben die beiden Ravel's „La Valse“ (E in VII) sowie der „Bolero“, deren reißerische Seite unbestreitbar ist, um so mehr. Und offenbar bewußt ist der „Bolero“ Deckers letztes Dirigat, nach dem er, alten Vorbildern folgend, zum Publikum gewandt den Taktstock bricht. Im übrigen aber beabsichtigt dieser Abend „mit international großen Werken“ (Dr. P. M. in RP 3. 7. 50) Deckers „aufopferungsvoll, unter schwierigen Umständen aus dem Nichts neu aufgebautes traditionsreiches Musikleben“ für sich und das Orchester zu präsentieren. Mit dem „Meistersinger“-Vorspiel, Berlioz' „Römischem Karneval“, im besonderen mit Tschaikowskys 6. Symphonie und dem schon genannten spektakulär aufgelegenen „Bolero“ kann Decker alle Register orchestraler Nachgestaltungskunst ziehen. Die Zuhörer verabschieden und feiern ihn demonstrativ herzlich.

Auf dem rein instrumental-orchestralen Sektor innerhalb der städtisch subventionierten Konzertveranstaltungen wird zwischen Dezember 1945 und Juli 1950 insgesamt 161 mal der Taktstock zum Beginn eines sinfonischen Werkes gehoben. Einige werden wiederholt geboten während dieser Zeitspanne. Decker ist in den 4 Jahren seines Wirkens 129mal der Leiter. Damit hat er sich für die Fortführung seiner Tätigkeit zweifellos eine breite und gediegene Grundlage geschaffen. Darüber hinaus aber ist Krefeld wieder in den Kreis ernstzunehmender Musikzentren eingerückt.

### Spielzeit 1945/46

No.	Datum	Werke	Dirigent (D) Solist (S)
I	vor 21. 11.	Beethoven-Abend: „Coriolan“-Ouv.-Violin-Kzt. 6. Symphonie	Dr. Ant. Schäfers (D) E. Klein-Franke (S)
II	vor 19. 12.	G. Hanes: „Macbeth“, sinf. Dicht. Beethoven: 3. Klav.-Kzt. c-moll Brahms: 1. Symph.	Hub. Günther (D) Egb. Grape (S)
III	vor 30. 1. 46	Weber: „Euryanthe“-Ouv. Mendelssohn: Viol. Kzt. e-moll Dvorak: Symph. „Aus d. n. Welt“	Hch. Hollreiser (D) Aug. Schneider (S)
IV	vor 9. 2.	„Romantischer Abend“ mit: Weber: „Oberon“-Ouv. Dvorak: „Serenade f. Str.“ Grieg: „Peer Gynt“ Suite Schubert: „Unvollendete“	Herb. Donath (D)
V	vor 13. 3.	Schumann: „Manfred“-Ouv. M. Bruch: Viol.-Kzt. g-moll Brahms: 4. Symph.	Helm. Schaefer (D) A. Schoenmacker (S)
VI	29. 3.	Mozart: „Figaro“-Ouv. Beethoven: 2. Symph. Bruckner: 4. Symph.	Herb. Donath (D)
VII	11. 4.	Berlioz: Ouv. zu „carnaval romain“ Brahms: Haydn-Var. Smetana: „Die Moldau“ Tschaikowsky: 5. Symph.	Dr. Rud. Siegel (D)
VIII	24. 5.	Beethoven: „Fidelio“-Ouv.; 5. Symph. Tschaikowsky: Klav.-Kzt. b-moll	Fr. P. Decker (D) K. Delseit (S)
IX	28. 6.	Math. Hohnen: „Almansor“-Musik Mendelssohn: „Sommernachtstraum“ Schubert: „Unvollendete“ Brahms: 2. Symph.	Math. Hohnen (D)

### Spielzeit 1946/47

I	Do. 24. 10. So. 27. 10.	Beethoven: „Egmont“-Ouv. Haydn: Cello-Kzt. Beethoven: 4. Symphonie	Dirigent 1946—1950: Fr. Paul Decker Jos. Köhler (S) M. Krasmann (S)
II	Mi. 19. 11.	Bach: Suite C-Dur Beethoven: Klav.-Kzt. C-Dur Brahms: 2. Symph.	
III	Do. 5. 12. So. 8. 12.	Wagner: „Siegfried-Idyll“ Spohr: Viol.-Kzt. No. 8 Schumann: 3. Symph.	Erwin Häusler (S)
IV	Fr. 10. 1. 47 So. 12. 1.	Haydn: „Sinfonie m. d. Paukenschlag“ Mozart: Klarin.-Kzt. Mozart: Jupiter-Symph.	Paul Glogner (S) (Klarinette)
V	Fr. 24. 1. So. 26. 1.	Schumann: Klav.-Kzt. Heinz Pauels: 3 Lieder (E) Tschaikowsky: 4. Symph.	K. H. Pillneys (S)
VI	Fr. 18. 4. So. 20. 4.	Brahms-Abend: „Tragische“ Ouv. Viol.-Kzt. — 4. Symphonie	W. Roth (S)
VIII	Fr. 9. 5. So. 11. 5.	Bach: Viol.-Kzt. a-moll Ravel: „Tzigane“ Williams: Charterhouse-Suite (E) Hindemith: „Novillissima visione“ (E)	Dr. Günther Kehr (S)
VIII	Fr. 13. 6. So. 15. 6.	Bruckner: 4. Symph. Beethoven: Klav.-Kzt. Nr. 5, Es Dur	Rosl Schmidt (S)
IX	Fr. 18. 7.	B. A. Zimmermann: „Sinfonia prosodica“ (U) Debussy: „Ma mère l'oye“ R. Strauss: „Till Eulenspiegel“	



Die Nachzeichnung der inzwischen Geschichte gewordenen Zeitspanne 1945 bis 1950 des „Städtischen Orchesters“ bedarf noch einer in der Blickrichtung geänderten Ergänzung. Man nimmt vielfach an, daß die Besetzung der sog. „klassischen“ Sinfonie-Orchester-Formation den Berufsmusikern vorbehalten sei. Dem ist nicht ganz so, denn neben den vielfältigen Abstufungen zwischen Solo- und Ensemble-Spiel bei Liebhabern gibt es sporadisch — so auch in Krefeld — seit langem das vollbesetzte sinfonische Laien-Orchester. (Die meist beliebten und florierenden Blaskapellen seien hier ausgeklammert). Diese Liebhaber-Spielkörper sind erfahrungsgemäß von begrenzter Lebensdauer. Das Uerdinger „Bayer-Orchester“ scheint (vorläufig wenigstens) eine Ausnahme zu sein. In unserer Kurzepoche wird es von der Presse nur einmal zitiert: Sein Leiter, Karl Schröers, gibt im März 1949 einen Abend mit Mendelssohns „Hebriden“-Ouvertüre, der 5sätzigen Symphonie des Krefelder Musikerziehers Hans Eitmann (in U?), klassisch-romantischer Grundhaltung nahe, und mit Bruch so beliebtem Violinkonzert, das der Duisburger Konzertmeister Karl Röhrig, stark applaudiert, nachgestaltet. — Relativ kurze Lebenszeit aber ist dem „Krefelder Orchesterverein 1927“ beschieden gewesen. Neben seriöser pflegt er auch die gute Unterhaltungskunst, so am 28. 9. 1947 mit einem Joh. Strauß — P. Lincke-Konzert. Als Partner chorischer Veranstaltungen begegnen wir ihm z. B. am 20. 10. 1946 bei Hans Heinrichs' „1. Chor-Orchester-Konzert“ in St. Josef, wo er seinen Ursprung hatte. Der mehrjährige Dirigent ist der Violinpädagoge Fritz Rau, der zum 20jährigen Bestehen des Vereins am 20. 4. 1947 noch ein „festliches“, aus mittlerer Literatur zusammengesetztes Programm mit Stamitz, Haydn, Beethoven und Weber darbietet. Zum Buß- und Betttag 1947 (19. 11.) aber hat der offensichtlich ehrgeizige Rau eine komplette Beethoven-Folge einstudiert: „Prometheus“-Ouvertüre, Violinkonzert, das (vielleicht ein Schüler?) Paul Wiesner, Gelsenkirchen, vorträgt. Ein geschlossenes vokal-instrumentales Mozart-Programm bringt er am 19. 6. 1948. Am 17. 11. 1948 bietet er sogar einen reinen Wagner-Abend mit einem Sopran und einem Bariton an. — Erfahrungsgemäß pflegen in Laienorchestern noch aktive oder pensionierte Berufsmusiker auszuweichen. Es ist nicht überliefert, ob Rau sich ihrer nicht bediente, was verwunderlich gewesen wäre. Für ihn aber heißt es künftig: In einer Aufführung im Nov. 1949 (mit Glück — Beethoven, Auber — Bizet) dirigiert nun der junge Chor- und Instrumentalmusiker Heinz Tüffers den „Orchester-Verein“. Die Presse stellt dabei „gute Erziehungsarbeit“ und „frischen Wind“ fest, für die es aber, besonders in puncto Homogenität, noch viel zu tun gebe. Trotz prinzipieller Zustimmung zu einem volkstümlich dispo-

Spielzeit 1947/48

No.	Datum	Werke	Dirigent (D) Solist (S)
	Fr. 3. 10.	„Spezial-Sinfoniekonzert“: Grieg: Klav.-Kzt. a-moll H. Degen: „Capriccio f. gr. Orch.“ (E)	Major Charles Pepper (S)
I	Fr. 10. 10. So. 12. 10.	Dvorak: „Symph. Variationen“ Weber: „Oberon“-Ouv. Schumann: 4. Symph. Weber: Concertino f. Klarinette Busoni: Concertino f. Klarinette	Paul Glogner (S)
II	Fr. 24. 10. So. 26. 10.	Ravel: Klav.-Kzt. (E) Berlioz: Phantastische Sinfonie	Fr. P. Goebels (S)
III	Fr. 5. 12. So. 7. 12.	Bach: Suite h-moll Nardini: Viol.-Kzt. (E) Hindemith: Viol.-Kzt. (E) u. „Metamorphosen“ (E)	Dr. Günther Kehr (S)
IV	Fr. 23. 1. 48 So. 25. 1.	Mozart: Linzer Sinf. u. Klav.-Kzt. (KV 414) (E) J. Français: Concertino f. Klav. (E) Ravel: „Bolero“	Heinz Schröter (S)
	4. 5.	Sonderkonzert („Tage moderner Musik“) W. Egd: Ballett-Mus. „Joan v. Zarissa“ (E) A. Chatschaturian: Klav.-Kzt. (E) Hindemith: „Sinf. Tänze“ (E)	Margot Pinter (S)
V	Fr. 21. 5.	Haydn: Oxford-Sinf. Tschaikowsky: Viol.-Kzt. Brahms: 1. Symph.	Willib. Roth (S)
VI	Fr. 4. 6. So. 6. 6.	Dvorak: Cello-Kzt. Schostakowitsch: 5. Symphonie (E)	Herm. v. Beckerath (S)
VII	Fr. 25. 6.	Beethoven-Abend: „Coriolan“-Ouv.; 4. Klav.-Kzt., G-Dur; 7. Symphonie	Rosl Schmidt (S)

Spielzeit 1948/49

I	Fr. 17. 9.	Brahms: Klav.-Kzt. Nr. 1, d-moll Bruckner: 5. Symphonie	Erika Frieser (S)
II	Fr. 8. 10.	Haydn: Sinf. „L'ours“ Beethoven: Tripel-Kzt. Reger: Mozart-Variat.	Richter-Haser (Klav.) Heutling (Viol.) Münch-Holland (Cello)
III	Mi. 10. 11.	Wagner: „Meistersinger“-Vorsp. Tschaikowsky: Klav.-Kzt. b-moll Beethoven: 8. Symph.	Dete Kraus (S)
IV	Fr. 26. 11.	Honegger: „Symph. liturgique“ Ravel: Klav.-Kzt. f. d. linke Hand Ravel: „Daphnis u. Chloe“ (Orch.-Suite Nr. 2)	Alberte Brun, Paris (S)
V	Fr. 21. 1. 49	Strawinsky: Konzert in D f. Streichorch. (E) Mozart: Klav.-Kzt. (KV 453) G-Dur Beethoven: 3. Symph.	Pet. Stadlen, London (S)
VI	Fr. 11. 4.	Debussy: „L'après midi d'un faune“ J. Ibert: Kzt. f. Flöte u. Orch. (E) Mozart: 2. Flö.-Kzt. (KV 314) u. Symph. g-moll	Kurt Redel (S)
VII	Fr. 29. 4.	Beethoven: „Prometheus“-Ouv. Bartok: 3. Klav.-Kzt. Tschaikowsky: 4. Symph.	Helm. Roloff (S)
VIII	Fr. 13. 5.	A. Bax: „Concertante“ f. Orch. (E) Brahms: Doppel-Kzt. f. Viol. u. Cello Dvorak: „Aus d. n. Welt“	H. Stanske (Viol.) A. Steiner (Cello)
	15. 6. bis 15. 7.	Beethoven-Zyklus: (im „Capitol“-Kino) 9 Symphonien; 3. Klav.-Kzt. c-moll; Viol.-Kzt. Chöre: Singverein, Stadttheater, St. Josef	Chr. Purmann (Klav.) M. Strub (Viol.) Gesang: M. Schilling (S), I. Ihme-Saebisch (A), H. Melchert (T), R. Bockelmann (B)



nierten Konzert am 16. 5. mit gut besetztem Orchester (wieder mit Bruchs Violinkonzert und mit Webers Klarinettenkonzert) meint M-A (WZ), es seien noch viele Mängel zu beheben, u. a. bei zudeckender Begleitung der Solisten. Tüffers ist (im Juli 1950) auch bereit, seine Spieler in einem Stadtgartenkonzert einzusetzen.

Ein Wort noch über den Dirigenten Fritz Rau: Ab Juli 1949 leitet er einen „Kreishandwerks-Instrumental-Verein“ und versucht sogleich, sich mit dem „Meistersinger“-Vorspiel, der Tschaikowsky-Serenade, der „Unvollendeten“ und dem Violinkonzert von Brahms (abermals Paul Wiesner als Solist) zu profilieren! Von der Neugründung hörte man nichts mehr. — Volkstümliche Musik dagegen pflegen die „Orchester-Vereinigung Traar 1925“ (Frühjahr 1950) und das aus der St.-Anna-Pfarrkirche erwachsene „Pira-Orchester“ mit Darbietungen z. B. in Krankenhäusern oder in der Öffentlichkeit. — Volksnah, jedoch nicht „großorchestral“ gibt sich das „Mandolinorchester 1912“ mit manch engagierten jugendlichen Spieler(innen), denen der frühere Caféhausgeiger Bernd Coenen enthusiastisches Spiel abnimmt. Meist gestalten sie Transkriptionen und Arrangements, jedoch auch kleinere ansprechende Stücke großer Meister (Schubert, Verdi, Bach = zweimal 1948) oder Serenaden neben effektiv populärer Musik aus ihrer Perspektive nach.

Die Darstellung des rein orchestralen Musiklebens während der 5 Jahre sei mit einem etwas kurios-freundlichen, aber freudeschenkenden Ereignis beschlossen: Fr. P. Decker, so die WZ am 4. 3. 1950, zündet im „Lichtspielhaus“ mit einer Sonntags-Matinee durch die brillante Wiedergabe der spritzigen „Donna Diana“-Ouvertüre von Reznicek, des „Fledermaus“-Vorspiels und einiger Strauß-Walzer und Märsche. Die Zuhörer danken ihm aufs herzlichste für diese Gaben.

#### Spielzeit 1949/50

No.	Datum	Werke	Dirigent (D) Solist (S)
I	Mo. 3. 10.	Haydn: Symph. Nr. 88, G-Dur W. Walton: Kzt. f. Viola u. Orch. (E) Brahms: Haydn-Variat.	R. Wolf, Hbg. (S)
II	Mo. 17. 10.	J. François: Sinfonie f. Str.-Orch. Schumann: Kzt. f. Cello Schubert: 7. Symph.	A. Troester (S)
III	Mo. 14. 11.	Konzert zum Goethe-Jahr (Orch. u. Chor) P. Dukas: „Der Zauberlehrling“ B. A. Zimmermann: „Lob d. Torheit“ f. Chor, Orch., 3 Sol. (E) Beethoven: 7. Symph.	E. Köhler (Sopr.) E. A. Steinhoff (T) H. H. Fiedler (B)
	Mo. 28. 11.	Sonderkonzert zum 95jähr. Bestehen d. Orchesters Mozart: Jupiter-Symph. R. Strauss: „Tod u. Verklärung“ Brahms: 4. Symph.	
IV	Mo. 12. 12.	Mozart: Symph. Es-Dur (KV 543) Beethoven: 2. Klav.-Kzt. op. 19 Tschaikowsky: 2. Symph. (E)	C. Seemann (S)
V	Mo. 16. 1. 50	Cherubini: „Anakreon“-Ouv. Prokofieff: Klav.-Kzt. Nr. 3, op. 26 Brahms: 3. Symph.	H. Roloff (S)
VI	Mo. 30. 1.	A. Becker: Sinf. Vorspiel (U) Strawinsky: „4 Norweg. Stimmungsbilder“ f. Orch. Tschaikowsky: 2. Klav.-Kzt., G-Dur Mendelssohn: „Italien. Symph.“	Margot Pinter (S)
VII	Mo. 6. 3.	Beethoven: 6. Symph. Hindemith: Kzt. f. Cello (1940) Ravel: „La valse“	L. Hoelscher (S)
VIII	Mo. 20. 3.	R. Siegel: „Der Einsiedler“ Brahms: Viol.-Kzt. Tschaikowsky: 5. Symphonie	Tibor Varga (S) K. Kolb (Baß)
IX	Mo. 17. 4.	Schumann: 4. Symph. Mendelssohn: Viol.-Kzt. e-moll R. Strauss: „Don Juan“	E. Röhn (S)
X	Mo. 15. 5.	Mozart: „Kl. Nachtmusik“ u. Klav.-Kzt. (KV 453) G-Dur C. Franck: „Sinf. Var.“ Debussy: „La mer“	Branka Musulin (S)
	Mo. 3. 7.	Abschiedskonzert Decker Wagner: „Meistersinger“-Vorsp. Tschaikowsky: 6. Symph. Berlioz: „Röm. Karneval“-Ouv. Ravel: „Bolero“	



# Seit 620 Jahren Markt in Krefeld

von Roland F. Schlüter

Unter grünem Blätterdach oder, je nach Jahreszeit, dunkelbizarrem Geäst des Westwalls schlagen jeden Dienstag und Freitag Bauern, Gärtner und Händler ihre Verkaufsstände auf dem Krefelder Wochenmarkt auf. Ein Blick auf die Autokennzeichen der Marktbesucher zeigt, daß die Bauern aus den Niederrheinkreisen Kleve, Wesel, Viersen und Neuss tonangebend unter den bunten Tuchdächern sind. Quirliches Leben beherrscht die Szene auf diesem unverwechselbaren Straßenmarkt, zu dem regelmäßig auch viele Käufer aus dem Umland in die Seidenstadt kommen. Ganz im heimatlichen Element fühlen sich auf dem Wochenmarkt offenbar auch die in Krefeld lebenden Ausländer, die es aus ihrer südlichen Heimat gewohnt sind, auf dem Markt wortreich und stimmungsgewaltig zu feilschen. Vor allem der südliche Westwall-Markt zwischen Markt- und Lindenstraße, auf dem neben landwirtschaftlichen Erzeugnissen auch Kurzwaren, Schuhe, Stoffe, Wollwaren, Schmuck und andere Waren angeboten werden, scheint oft fest in türkischer Hand zu sein, denn in unmittelbarer Umgebung leben viele von ihnen.

Mit überquellender Fülle an frischem Obst und Gemüse, bunten Blumen und aromatischen Gewürzen reihen sich die Verkaufsstände aneinander. Fleisch, Fisch, Molkeprodukte, Backwaren, Käse und Geflügel werden dagegen aus hellen Verkaufswagen feilgeboten. Wie im orientalischen Basar wechseln alle paar Meter die typischen Marktgerüche, und über allem macht sich der lockende Duft von Reibekuchen breit. Die Hausfrauen treffen sich zu einem Schwätzchen, und viele lassen sich von gewitzten Händlern gern mit „Madame“ oder „junge Frau“ anreden, genau wie auf den anderen Krefelder Wochenmärkten in Hüls, Traar, Elfrath, Gartenstadt, Uerdingen, Oppum, Linn, Fischeln, Stahldorf und auf der Weggenhofstraße.



Abb. 1. Wochenmarkt auf dem Westwall



Markttreiben hat in Krefeld viel Tradition: Schon vor 620 Jahren, am 14. April 1361, gestattete Kaiser Karl IV. dem Grafen Dietrich von Moers, in der „villa Creinfeld“ Jahr- und Wochenmärkte einzurichten. Das Marktregal, das Verleihungsrecht für die Einrichtung von Märkten, stand nämlich von alters her dem König beziehungsweise dem Kaiser zu, der es allerdings delegieren konnte. Märkte — die deutsche Bezeichnung leitet sich von dem lateinischen „mercatus“ ab — entstanden in Deutschland schon im frühen Mittelalter während der Frankenherrschaft an Schnittpunkten wichtiger Handelsstraßen, an Flußübergängen oder um Burgen und Klöster. Der Markt war oft die Urzelle einer städtischen Siedlung, so auch in Krefeld, das erst zwölf Jahre nach dem Marktrecht die Stadtrechte bekam.

Nicht viel anders als heutzutage auf dem Westwall-Markt wird sich der farbenfrohe

Handel vor 620 Jahren im kleinen Ackerdörfchen Krefeld abgespielt haben. Schauplatz für das geschäftige Treiben der Bauern und Händler aus Krefeld und vom „platten Land“ war der kleine Marktplatz im Schatten der Alten Kirche, der heutige Schwanenmarkt. Wohl wird das Angebot vor allem bei nicht landwirtschaftlichen Erzeugnissen noch vielseitiger gewesen sein, denn die Marktleute waren gehalten, alles Verkäufliche auf dem Markt anzubieten, um ein reichhaltiges Angebot zu gewährleisten.

Auch der Jahrmarkt, die heutige Kirmes, und der Linner Flachsmarkt haben eine jahrhundertealte Tradition. Früher waren sie allerdings weniger Volksfeste als Handwerks- und Handelsmessen. Heute ziehen die im Frühjahr und Herbst seit 1925 auf dem Sprödentalplatz stattfindenden Kirmessen und der zu Pfingsten um die

Abb. 2. Wochenmarkt auf dem Westwall





Burg Linn veranstaltete Flachsmarkt Hunderttausende an.

Seit 1805 wurde auf dem Neumarkt Gemüse feilgehalten, während das übrige Warenangebot auf dem Schwanenmarkt verblieb. 1849 lagen weitere Marktplätze auf Südwall, Karlsplatz, Carl-Wilhelm-Straße und Ostwall. Die heute für Krefeld so bedeutsame Viehauktionen in der Niederrheinhalle haben ihren Ursprung in einem seit 1866 bestehenden monatlichen Viehmarkt und einem zweimal im Jahr veranstalteten Pferdemarkt.

Besonders stolz waren die Krefelder auf ihre 1900 gebaute großzügige Markthalle an der Friedrichstraße, die im Krieg zerstört wurde und später einem Kaufhaus weichen mußte. Etwas weiter nördlich auf der Friedrichstraße hat sie eine viel kleinere Nachfolgerin gefunden. Zu den wichtigsten Krefel-

der Markteinrichtungen gehören auch der städtische Großmarkt an der Oppumer Straße und der Erzeugergroßmarkt an der De-Greifff-Straße. Während auf dem Erzeugergroßmarkt ganze Wagenladungen niederrheinischen Gemüses an Großhändler vor allem aus dem Ruhrgebiet gehen, versorgt der städtische Großmarkt die Krefelder über die Einzelhändler mit Obst und Gemüse aus aller Herren Länder.

Eine neuere „Erfindung“ im Krefelder Marktleben sind die Geranienmärkte sowie die beliebten Flohmärkte „Kitsch, Kunst & Co.“, die neuerdings im März und November in der Innenstadt sowie im Mai und September auf dem Sprödentplatz stattfinden. Das jüngste Kind in der Marktszene ist der Krefelder Weihnachtsmarkt, der seit 1979 im Advent vorweihnachtliche Atmosphäre auf den Platz an der Alten Kirche zaubert.

Abb. 3. Auktion in der Niederrheinhalle





# Die Stadtbücherei Krefeld in ihrem Lebensraum

von Otto-Eugen Lacour

„Wir zweifeln nicht, daß wir mit unserem Unternehmen einem wirklichen Bedürfnis entgegen kommen, und erlauben uns, zu recht fleißigem Besuche des Lesezimmers einzuladen“, heißt es in einer Bekanntmachung, die der Geheime Regierungsrat und Oberbürgermeister der Stadt Krefeld Ernst Küper am 1. Februar 1900, herausgab. Damit hatte die Geburtsstunde der Stadtbücherei Krefeld geschlagen, die zunächst in sehr kleinem Rahmen — wie schon in der Bekanntmachung angedeutet als ein Lesezimmer — im Untergeschoß des Hauses Wilhelmstraße 18, dem sogenannten Innungshaus, eröffnet wurde.

Nur acht Jahre blieb man an dieser Stelle und zog dann für fast 40 Jahre in das Haus Friedrichstraße 18, das die Bücherei bis zur Vernichtung in den Bombennächten des Jahres 1943 beherbergte. Um an dieser Stelle bereits „die Baugeschichte“ der Bücherei kurz zusammenzustellen: Sie nahm schon 1945 im Kaiser Wilhelm Museum, zunächst notdürftig, dann aber mit großem Erfolg die Büchereiarbeit wieder auf und zog 1962 in ihr neues Haus neben dem Stadttheater in der damaligen Carl-Wilhelm-Straße 11 (heute umbenannt in Theaterplatz 2).

Aber nicht nur die Baugeschichte ist wechselvoll und mit schmerzlichen Einschnitten versehen. Es ist auch von der Bücherei aus gesehen inhaltlich ein weiter Weg von dem Lesezimmer in der Wilhelmstraße bis zur modernen Informations-Bibliothek des Jahres 1981. Immer gingen verschiedene Zielvorstellungen nebeneinander her. Sollte dieses neugegründete und sich langsam und stetig entwickelnde Institut ein Mittel sein zur sozialen Betreuung, sollte es die Keimzelle einer wissenschaftlichen Bibliothek werden oder sollte es die Informationsmöglichkeit für den Bürger werden, in der er alle Auskünfte erhalten konnte, die er brauchte?

Ansätze für alle diese verschiedenen Möglichkeiten bibliothekarischer Arbeit hat es gegeben. So steckt im Begriff der „Volksbücherei“, der einige Zeit weite Kreise des Büchereiwesens beherrschte, viel vom Gedanken der sozialen Betreuung. Aber auch



Abb. 1. Frühere Stadtbibliothek; Friedrichstr. 18; 1934 zerstört



in der Gegenwart besteht die Forderung — etwa unter dem Schlagwort von der „Chancengleichheit“ — die Bücherei so aufzubauen, daß sie auch und vor allem den Unterprivilegierten nützt. Manchmal wurde eines der Ziele zum beherrschenden, manchmal betonte man mehr die ganze Breite des möglichen Aufgabenkatalogs.

Darüber hinaus besteht und hat immer ein Grundstock wissenschaftlicher Werke bestanden. So stiftete schon im Anfang des Jahrhunderts der „Akademische Leseverein“ 3000 Bände, die meist aus dem 18.



Abb. 2. Heutige Stadtbibliothek am Theaterplatz; 1962 eröffnet

Jahrhundert stammten. Ebenso wurde in dieser Zeit die Bücherei des „Handwerker- und Bildungsvereins“, deren Gründung der Stadtbücherei lange vorausging, mit ihren 6000 Bänden angekauft. Und in den langen Jahren der Geschichte der Stadtbücherei haben alle Verantwortlichen nicht vergessen, daß die zunehmende Verwissenschaftlichung unseres Lebens im Buchbestand ihren Spiegel finden muß. Auch der Architekt, der Lehrer, der Rechtsanwalt muß Bücher finden, die in der Lage sind, ihm bei seiner Arbeit zu helfen, und dies sowohl in der praktischen Durchführung wie auch beim Bedenken der theoretischen Grundlage seines Tuns.

Zwei Entwicklungen aus der jüngeren Geschichte der Stadtbücherei sind hier hinzuzufügen. Um das Jahr 1956 faßten die Großstadtbüchereien Nordrhein-Westfalens den Entschluß, den gesamten Bereich der Wissenschaften so aufzuteilen, daß jede Stadtbücherei auf einem Gebiet so arbeitet, als wäre sie eine wissenschaftliche Bibliothek, das heißt hier sollten möglichst alle Monographien in deutscher Sprache eines bestimmten Wissensbereiches einschließlich der dazugehörigen Zeitschriften angeschafft werden. In diesem Kontext bearbeitet die Stadtbücherei Krefeld die Philosophie. Darüber hinaus wurde die Stadtbücherei Krefeld im Jahre 1978 Bibliothek II. Stufe und Leitbücherei für eine Reihe von Stadt- und Gemeindebibliotheken des Umlandes. Dies bedingte ebenfalls

einmal eine Aufstockung des Sachbuchstandes und zum anderen einen Ausbau des bibliographischen Apparates. Es sei an dieser Stelle gestattet, einmal eine Vorstellung von der Größenordnung für die Belastung einer Bücherei —, und damit für die Kommune — aufzuzeigen. Für die anzuschaffenden Bibliographien — Literaturzusammenstellungen nach verschiedenen Gesichtspunkten — wandte die Stadtbücherei im Jahr 1980 über ein Viertel ihres Gesamtbücheretats, erheblich über 100000 DM, auf. Dafür wurden nationale und internationale Fachbibliographien einzelner Sachgebiete angeschafft. Wegen der ständig in allen Ländern der Erde ansteigenden Bücherflut und der Tatsache, daß eine wissenschaftliche Arbeit ohne Kenntnis des Forschungsstandes in anderen Ländern und Bereichen nicht mehr möglich ist, müssen und werden diese Bibliographien mit hohem Arbeits- und Kapitalaufwand ergänzt und auf den jeweils aktuellsten Stand gebracht.

Ein weiteres Kapitel der „Anschaffungspolitik“ einer Stadtbücherei ist ihre Verflechtung mit dem Boden, auf dem sie gewachsen ist. Die Stadtbücherei Krefeld hat in den Jahrzehnten ihres Bestehens eine umfangreiche „Heimatabteilung“ aufgebaut, die es ermöglicht, auch sehr spezielle Auskünfte über Geschichte, Landschaftsstruktur und Wirtschaft der Stadt Krefeld und ihres Umlandes zu geben.

Auf dem weiten Gebiet der Heimatliteratur versucht die Stadtbücherei möglichst Vollständigkeit zu erreichen. Hier heißt es also nicht, wie in anderen Wissensgebieten: „Was ist das Wichtigste?“, sondern „Was gibt es?“, und zwar in dem Umfang, in dem sich eine Bibliothek von einem Archiv oder einer Dokumentationsstelle unterscheidet. Mit 5 700 Büchern erreicht diese Abteilung eine Bestandhöhe wie andere große, klassische Wissensgruppen, zum Beispiel die Kunst.

Wie sehr es gelang, diese verschiedenen Teile zu einem Ganzen zusammenzufügen und für den Leser zu erschließen, mag eine Übersicht über die Ausleih-Ergebnisse der Stadtbücherei zeigen. Diese Übersicht zeigt aber auch, um nicht unzulässigen Lorbeer auf das Haus und seine Mitarbeiter zu häufen, wie sehr sich die Ansprüche der Einwohnerschaft hinsichtlich der Informationsmöglichkeiten, die ihre Stadt bieten kann, ausgeweitet haben. Es wurden ausgeliehen:

im Jahre	1910	79000 Bände
im Jahre	1920	45000 Bände
im Jahre	1930	109000 Bände
im Jahre	1942	85000 Bände
im Jahre	1950	48580 Bände
im Jahre	1960	77058 Bände
im Jahre	1970	356 173 Bände
im Jahre	1980	613372 Bände

1950, anlässlich des 50jährigen Jubiläums, hatte der damalige Bibliotheksdirektor Friedrich Schlüter mit Stolz darauf hingewiesen, daß in den ersten Jahren mehr als 3 Millionen Bände entliehen worden waren. In den darauf folgenden 30 Jahren bis 1980 sind es dann allein fast 8 1/2 Millionen Bände gewesen.

Ein wichtige Rolle im Leben einer Bücherei ist neben der Belehrung auch die Unterhaltung, ein Bereich, der mit zunehmender Bedeutung der Freizeit des heutigen Menschen, immer wichtiger wird. Neben die



Abb. 3. Stadtbibliothek; Ausleihe

Möglichkeit, sich Informationen für die tägliche Arbeit, für Interessengebiete und die Hobbies aus dem Sach- und Fachbuchbestand zu beschaffen, tritt die entspannende — manchmal auch an- und aufregende — Funktion der schönen Literatur. Dieses Gesamtareal der Möglichkeiten ist nach Ansicht vieler ein unverzichtbarer Bestandteil dessen, was man heute als „Daseinsvorsorge“ einer Kommune bezeichnet.

Wie schon aus verschiedenen Anmerkungen dieses Beitrages sichtbar, ist es eine der wichtigsten Aufgaben einer Bücherei, sich auf die verschiedenen Bedürfnisse ihrer Leser einzustellen. Was nützt es beispielsweise einem Auszubildenden, der vor der Kaufmannsgehilfenprüfung steht und etwas über das Rechnungswesen in seinem Betrieb wissen muß, wenn er in seiner Bücherei, die von einem hochwissenschaftlichen Standpunkt beste Betriebswirtschaftslehre bekommt. Er braucht andere Literatur, die auf seine Vorbildung und seine Bedürfnisse Rücksicht nimmt.

Wenn man ferner bedenkt, daß in keiner Zeit Lernfähigkeit — und Interesse — so groß wie in der Jugend ist, ist damit die Bedeutung eines der wichtigsten Zweige einer öffentlichen Bücherei, nämlich einer Jugendbücherei, gegeben. Kein Teil der Bevölkerung ist in der Leserschaft einer öffentlichen Bücherei so stark vertreten wie die jungen Menschen. Es gehört damit zum Lebensinteresse der Bücherei, diesen jungen Menschen alle Informationen in der ih-



nen zugänglichen und von ihnen benötigten Form zu vermitteln, und das fängt schon beim Schulanfänger an, denn der 6jährige Bilderbuchkonsument von heute ist der Leser von morgen. Und hier wird deutlich, wie nah die beiden oben getrennten Gebiete — Unterhaltung und Belehrung — beieinanderliegen. Die Bücherei kann und will bei beiden helfen: spielend zu lernen und lernen zu spielen.

Den bisherigen Ausführungen lag als Grundgedanke immer das traditionelle Medium der Bücherei, das gedruckte Wort in Buch und Zeitschrift, zugrunde. Aber auch hier haben neue Medien, die ja auch neue Informationsmöglichkeiten bieten, ihren Einzug gehalten. Von diesen neuen Medien haben, sowie sie für eine Bücherei Bedeutung haben, als erstes die Musik- und Sprachkassetten ihren Einzug gehalten. 1973 tauchten sie zum ersten Mal in der Ausleihstatistik mit 775 Einheiten auf, nur acht Jahre später schlugen sie bereits mit 33584 zu Buche.

Nun ist das Hereinnehmen neuer Medien auch und vor allem ein finanzielles Problem. Einmal sind sie teurer als die anderen Medien, und zum anderen kann man bei einer fünfstelligen Leserschaft — 1980 waren es 14901 — nicht mit 100 Stück anfangen. So bleibt der Wunsch nach weiteren neuen Medien, etwa von Diaserien oder Videokassetten Wunsch der Bücherei und ihrer Benutzer.

Das Bild der Stadtbücherei wäre unvollkommen, wenn man es nicht auch unter dem Gesichtspunkt der inneren Gliederung betrachtete. Da ist zunächst einmal die Hauptstelle am Theaterplatz. Von den 212008 Medieneinheiten, über die die Stadtbücherei insgesamt verfügt, stehen hier allein 151817, und bei den Ausleihen sind es von 613372 immerhin 388814.

Das bedeutet, daß die Hauptstelle 71,6% des Bestandes verwaltet und 63,6% der Ausleihen erreicht. Die Ausleihzahlen sind

deswegen etwas niedriger, weil hier der umfangreiche, nicht ausleihbare Präsenzbestand mit seinen Lehr- und Nachschlagewerken sowie den Bibliographien ins Gewicht fällt.

In diesen Zahlen der Hauptstelle sind auch die Ergebnisse der Musik-Bücherei enthalten. Hier wird mit 13 217 Medieneinheiten — Bücher, Noten und Kassetten — eine Ausleihe von 25963 erreicht.

Aber die Hauptstelle ist nur einer der Plätze, an denen sich das „Geschäft“ der Stadtbücherei abspielt. In Uerdingen und Fischeln befinden sich eigene Zweigstellen, und die übrigen Stadtgebiete werden durch die Autobücherei mit ihren beiden Bussen erschlossen. Hierbei hat ein kleinerer Bus eine Länge von 12 Metern und eine Kapazität von 5000 Bänden, während die große, 1979 angeschaffte Autobücherei bei einer Länge von 18 Metern ein Fassungsvermögen von 8000 Medieneinheiten bringt.

Uerdingen erzielt bei einem Bestand von 26290 Medieneinheiten eine Jahresausleihe von 73985 und in Fischeln lauten die Zahlen: Bestand 11922, Ausleihe 31274 und dies, obwohl die Bücherei nur an zwei Nachmittagen in der Woche geöffnet ist.

Die Autobücherei konnte im vergangenen Jahr bei 25 Haltepunkten fast 120000 Ausleihen erzielen. Wie stark hier die Nachfrage ist, mag eine Zahl verdeutlichen. In der Hauptstelle wurde der Gesamtbestand etwa 2,5 mal umgeschlagen, bei der Autobücherei liegt die Ziffer bei 5,4. Hier macht sich auch der außerordentlich hohe Anteil der Kinder an der Leserschaft der Autobücherei bemerkbar. Sind die Kinder an der Gesamtsumme der Krefelder Leserschaft zu 21% beteiligt, so stellen sie bei der Autobücherei 59% der Benutzer.

Soweit der Rundblick über die Stadtbücherei. Gewiß gibt es in der Bundesrepublik Büchereien, die größer sind und deren Ergebniszahlen bezogen auf Bestand und

Ausleihe höher liegen als in Krefeld. Aber ein guter Mittelplatz ist ihr sicher, und voller Stolz kann sie darauf hinweisen, daß in Zeiten, da bei vielen anderen Stadtbüchereien, besonders bei den Ausleihzahlen, Stagnation, ja rückläufige Ergebnisse vermerkt werden müssen, ihre eigenen Ergebnisse noch jedes Jahr gestiegen sind. Um auch hier mit ein paar Zahlen den Weg zu verdeutlichen: 1963, dem ersten Jahr, das die Stadtbücherei in ihrem neuen Haus verbringen konnte, wurden 227269 Medieneinheiten ausgeliehen, und 1980 waren sie dann mit 613372 um rund 170% gestiegen.

Einem Bibliothekar sei es gestattet, einen solchen Bericht mit zwei Zitaten zu beschließen. Sie sind gerade in der schwierigen Lage, in der sich die Öffentliche Hand, besonders auch bei der Finanzierung kultureller Ausgaben befindet, andererseits aber auch angesichts der gerade in solchen Zeiten steigenden Erwartung des Einzelnen auf die Hilfe der Gemeinschaft in den Bereichen, in denen er mangels eigenen Leistungsvermögens auf die Hilfe angewiesen ist, zukunftsweisend und trotz allem hoffnungsfroh stimmend.

Anläßlich der 50-Jahr-Feier gab der damalige Oberbürgermeister Hans Müller „die Zusicherung, daß die Stadt Krefeld für die kommenden Jahrzehnte helfen wird, für den Ausbau und die Vielseitigkeit des Buchbestandes und für eine würdige Stätte zu sorgen.“

Angesichts der heutigen Lage muten die Worte des damaligen Oberstadtdirektors Dr. Bernhard Heun in ihrem zieselsetzenden Charakter an, als seien sie eigens für diesen Rück- und Ausblick für das Jahr 1981 geschrieben: „Gerade in unserer heutigen Lage, da wir darangehen, neue Ziele des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens zu bestimmen, braucht unsere Stadt ein gut ausgestattetes und sinnvoll geleitetes Büchereiwesen.“

## der schokker

der schokker dümpelt mit breitem bug hinter der kribbe im strom.  
die rostige ankerboje dippt.  
das schiff zerrt am anker  
und reißt an den drahtseilen zum ufer.  
mit den wellen platscht es wie ein riesiger  
holzschuh auf und nieder.  
das braune fischnetz ist bis zur mastspitze  
hochgezogen.  
vom wind getrocknet knallen die kanten  
und leinen gegen den mast.  
aufgehängte aalreusen baumeln im wind.  
der mast ächzt, und die blöcke quietschen  
in den rollen.  
an der mastspitze weht noch der wetter-  
wimpel, zerfetzt.

aus dem schwarzen ofenrohr der kajüte  
dringt kein rauch mehr.  
malerisch hebt und senkt sich die silhouet-  
te des schokkers auf dem silbernen strom,  
vor dem hintergrund der flachen, weiten  
niederrheinlandschaft,  
überbleibsel aus den zeiten, in denen hecht  
und salm,  
plötzen und brassen, aale und schleiern  
nacht für nacht das netz bis zum rand  
füllten.  
unwillig stemmt sich der schokker gegen  
seine fesseln,  
arbeitslos geworden auf dem verpesteten,  
fischlosen gewässer.  
Theodor Plückerbaum



# Solidität

von Otto Brües

Wer als Vorkämpfer für eine Sache ficht, wird zuweilen verwundert sein, wenn das, was er mit aller Hingabe durchgesetzt hat, mit sehr viel weniger Mühe Allgemeingut wird. Aber nichts, was die Genialität erkämpft, wirkt in die Breite, wenn nicht die Tüchtigkeit und der Fleiß des guten Durchschnitts es aufnehmen und sich zu eigen machen. In dem Grad, in dem sich die Leistung der genialen Vorkämpfer bei dem Gros der fleißigen und tüchtigen Menschen durchsetzt, läßt sich von einem Stil sprechen, in Kunst und Leben.

Wilhelm Girmes war ein niederrheinischer Architekt. Als er selbständig zu wirken begann, ließ er unter seinen Händen Bauten in jener Renaissance hervorgehen, die während seines Studiums allerorten, so an der von ihm besuchten Technischen Hochschule zu Aachen, gelehrt wurde; als er während des ersten Weltkrieges umdüsterten Gemütes aus dem Leben schied, waren in seinen Bauten nicht weniger die Gedanken verarbeitet, die zur Gründung des Deutschen Werkbundes geführt hatten.

Er hat zusammen mit H. Oediger am ganzen Niederrhein gebaut, und war keiner von den Bahnbrechern, aber sein Beispiel zeigt, daß erst die Breite des Erfolges das Antlitz der Dinge verändert; von den früheren zu den reifen Bauten dieses Mannes scheint keine Brücke zu führen, — weil die wesentliche Wendung von außen herkam; er schuf sie nicht, er wurde dazu angeregt.

Ich sehe diesen Mann von bäuerlicher Herkunft noch gut vor mir, wenn er von der Stadt in sein Haus zurückkehrte, groß und starkknochig, die Hände verschränkt auf dem Rücken, einen großen Schlapphut auf dem Haupt und stets war dieses Haupt ein wenig nach vorn geneigt.

Denn er dachte viel, er dachte stets, schwer und zäh, und ging allem aus dem Weg, was zerstreut und vergnügt. Der Schlüssel zu seinem Wesen war sein eigenes Haus, und ich kannte darin jeden Winkel; sein Sohn war mein Freund, und wenn der Baumeister nicht daheim war, spielten wir durch das Haus vom Speicher bis zum Keller. Das



Abb. 1. Rathaus in Bockum; Architekten: Girmes und Oediger; erbaut 1902 bis 1904

durften wir zwar, aber nicht in Stiefeln, nur in Pantoffeln — denn was der Vaterfleiß erstellt hatte, sollte sorglich geschont werden.

So lernten wir die Gediegenheit des Hauses achten, noch ehe wir imstande waren, sie zu erkennen und zu werten.

Da war jede Tapete, jede Leiste, jeder Türbeschlag mit Bedacht, wenn nicht entworfen, so doch gewählt und mit Kunst ausgeführt — jeder Teppich, jede Gardine, jeder Nagel, an dem ein Bild hängt, das Holz zu den Schränken, das Eisen zu den Verkleidungen der Heizkörper, der Marmor auf den Fensterbänken. Vielleicht war das alles zu schwer, wie die Bauten dieses Mannes im ganzen auch. Es ging ihnen die Leichtigkeit ab, die die Mühsal der Entstehung vergessen ließ, doch spricht daraus auch

das Bauernerbeil dieses Architekten. Aber das eben war besonders wertvoll — wurden alle diese Gebäude doch errichtet, als die Hinterlassenschaft der Gründerjahre sich bis in jedes Provinznest erstreckte; der Marmoranstrich sollte den Marmor vortäuschen, der Kunststein den gewachsenen Stein. Gewiß hat dieser Baumeister den Eisenbeton und die anderen Errungenschaften genutzt; aber da sein Wesen die Solidität war, konnte er sie nicht zu betrügerischem Zweck ansetzen.

Wohl aber führte, ja, verführte das Behagen am edlen Material dazu, solche Stoffe, wenn sie repräsentiert wurden, allzu reichlich zu verwenden: was ja dem Zustande Deutschlands vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges entspricht. Wenn hier des Guten zuviel geschah, so zeigte es die



Grenzen einer von außen angestoßenen Schöpferfähigkeit — wir wissen heute, daß die bürgerliche Repräsentanz in den meisten Fällen eine Fassade war, die noch stand, während längst dahinter ein jeder Raum bereits umgebaut wurde.

Der Mann in seiner schweren düsteren Art äußerte sich im Leben mit einer abwehrenden Ironie. Weil er mich mit der Macht eines Geheimnisses anzog, wollte ich nach sei-

nem Tod, wenn ich die Reihe seiner Bauten bedachte, nicht begreifen, daß sie aus einer Werkstatt hervorgegangen waren. Als ich wieder einmal die Krefelder Handelskammer umwanderte, ging mir endlich auf, wie nahe noch viele Künstler seiner Generation, trotz der Stilverkleidung, der guten Überlieferung aus Schinkels Tagen waren. Nicht zuletzt, weil das für sehr viele Baumeister gilt, ist hier von diesem niederrheinischen die Rede.

Die Krefelder Handelskammer hat oder vielmehr sie hatte zwei rechtwinklig zueinander stehende Trakte: der eine war dadurch bestimmt, daß er im ersten Stockwerk einen Vortragssaal enthielt. Zunächst fallen dem Betrachter die Stützdaten auf, die Renaissancegiebel und -balkone, kurz, alles das, was ihm als unserer Zeit fremd, und als ein ästhetischer Irrtum vorkommt. Denkt er sich aber diese Dinge weg oder schiebt er sie doch zurück: so wächst ein Baukörper von schlichter Schönheit vor ihm auf, da stehen die Höhe, Breite, Tiefe, da stehen Fenster, Türen und Gesamtfläche zueinander in edler Maßstäblichkeit: dahinter liegt ein Gefühl von dem elementaren Vorgang allen Bauens — und das ist viel. Es gibt Fabrikbauten dieses Architekten in Süchteln, Bochum, Krefeld und ein Landhaus in Trier, von einer Eleganz und Schlüssigkeit der Lösung, daß man sich danach fragt, warum sich sonst so viel Braves und Fleißiges aber eben Durchschnittliches darunter findet. Da taucht dann eine zweite Deutungsmöglichkeit auf: daß die Nachgiebigkeit gegenüber dem Auftraggeber daran schuld sei.

Wie war es aber möglich, daß ein Mann von so viel bürgerlicher Schwere die Bande des Erlernen zu sprengen verstand und plötzlich den Besten der Zeit nachzufolgen strebte? Nun, er las, wenn er daheim war, unermüdlich; las Zeitung von jeder politischen Herkunft und Zeitschriften aus jeder ästhetischen Provinz. Jedenfalls der „Kunstwart“ von Ferdinand Avenarius war ihm wichtig, die künstliche Bilanz der „Zukunft“ vom Maximilian Harden ebenso, auch wenn er sich darüber ärgerte. Sich so auf dem laufenden zu halten, das war für seinen bürgerlichen Wirklichkeitssinn vielleicht eine Frage des Nutzens, zumindest aber auch eine der Solidität — und die ging ihm über alles.

Zustände der Schwermut belasteten das Gemüt dieses Mannes; ihnen ist er eines Tages erlegen. Seines Wissens letztes Geheimnis hat er wohl niemandem erschlossen, auch Weib und Kindern nicht. Es war vielleicht ein ähnliches Geheimnis, wie dieses, daß er neben konventionellen Bauten unvermittelt die gültigen stellte.



Abb. 2. Industrie- und Handelskammer Krefeld; Architekten: Girmes und Oediger; eingeweiht am 8. 11. 1901



# 75 Jahre Rheinhafen in Krefeld

Festrede anlässlich der Jubiläumsfeier — gehalten am 12. September 1981 im „Klöske“ beim Uerdinger Heimatbund

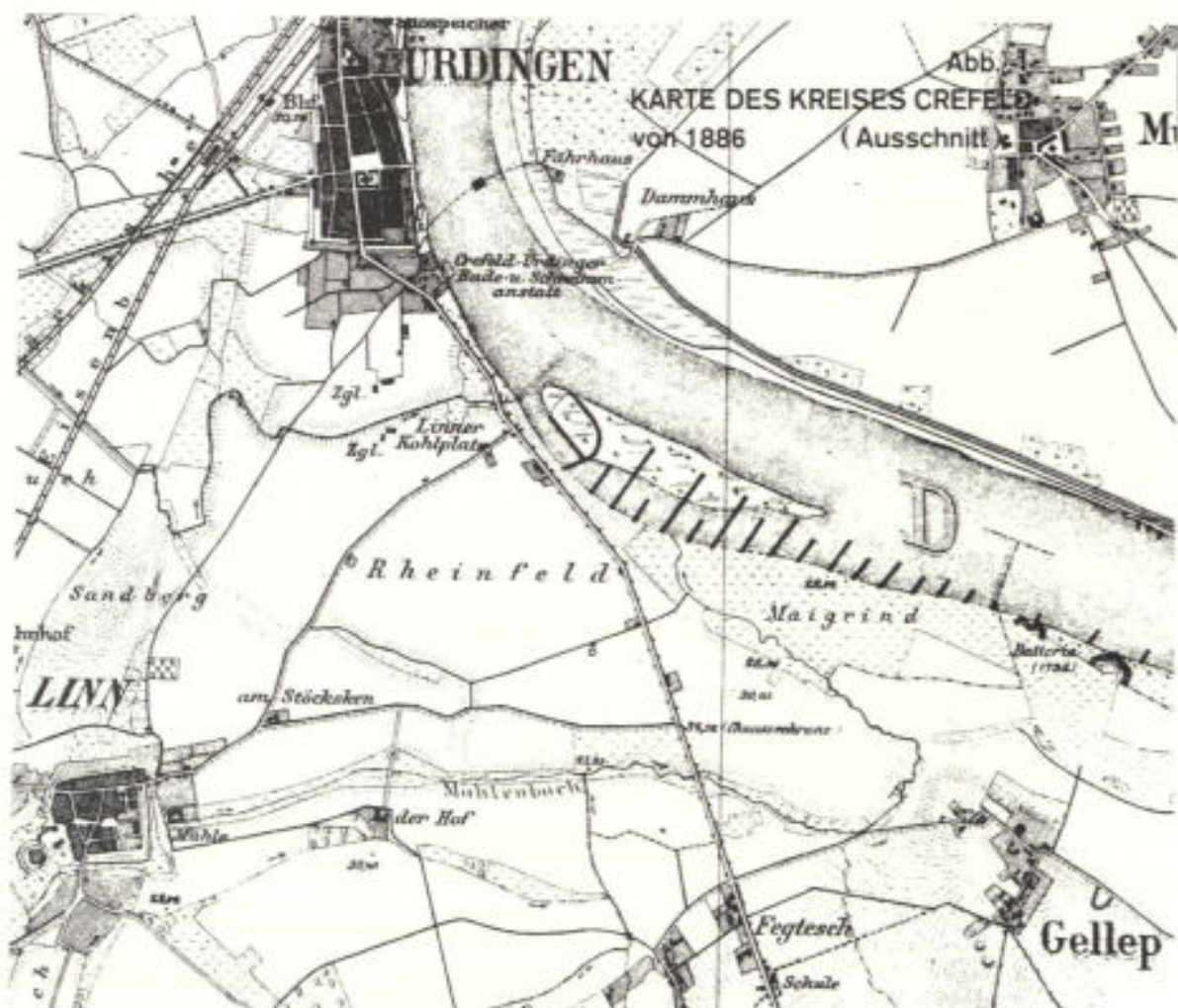
Von Hans Vogt

Schiffe macht man seit eh und je dort fest, man landete dort, wo sich dafür die besten und sichersten Gelegenheiten anboten. Solche Gelegenheiten gab es auch am Niederrhein: Alte Karten lassen erkennen, daß zwischen Uerdingen und Gellep eine Sandinsel lag, auf deren Westseite einmal ein toter Rheinarm, also fast schon ein Naturhafen, gewesen sein muß (Abb. 1). Mag auch die Insel im Laufe der vielen Jahrhunderte Lage und Gestalt verändert haben. Aus schriftlichen Überlieferungen römischer Schriftsteller und von Ausgrabungsfunden wissen wir zuverlässig, daß die Römer die ersten waren, die sich hier daranmachten, das Ufer des Stromes oder des stilleren Rheinarmes zu befestigen. Sie hatten etwa 50 n. Chr. in Gelduba (Gellep) ein Marschlager, das sie später zu einem Ka-

stell ausbauten. Plinius nennt Gelduba ein „castellum Rheno impositum“, ein erhöht am Rheinufer gelegenes Kastell. Es wäre zu ergänzen: mit einem befestigten Ufer daran. Denn bei den jetzigen Baggerungen für die Hafenerweiterung fand man Uferbefestigungen aus Basalt und in den Boden gerammten Eichenpfählen.

Unweit von dieser Stelle wurden auch drei Schiffe entdeckt, deren ältestes aus dem 8. Jahrhundert (also aus der Zeit der berühmten Frankenkönige) stammt und fast vollständig erhalten blieb. Obwohl wir damit sicher sein können, daß auch in der Zwischenzeit von uns und für uns Schifffahrt auf dem Rhein betrieben wurde, hat es dann acht Jahrhunderte gedauert, ehe sich wiederum jemand für eine Hafenanlage an dieser von der Natur angebotenen Stelle

interessiert: Es war der kurkölnische Oberkellner Scheiffgens, der auf der Burg Linn residierte. Er wollte um 1650 die Mühlenbach-Bucht am Klinckenberg ausbauen, scheiterte jedoch hauptsächlich am heftigen Einspruch der Uerdinger Kaufleute. Die Kölner mußten dann einsehen, daß ihnen nicht daran gelegen sein konnte, ihrer eigenen Vorposten-Stadt eine Konkurrenz vor die Nase zu setzen. Auch ein Nachfolger Scheiffgens — von Norprath — der 1681 den Ausbau sogar selber finanzieren wollte, mußte vor den Uerdingern kapitulieren. Schließlich entstand stückchenweise und ohne hochhoffizielle Genehmigung in den beiden folgenden Jahrhunderten dann doch ein leidlich behelfsmäßiges Becken, in dem die Linner Floßholz und Bausteine, vor allem aber Kohlen umschlugen.



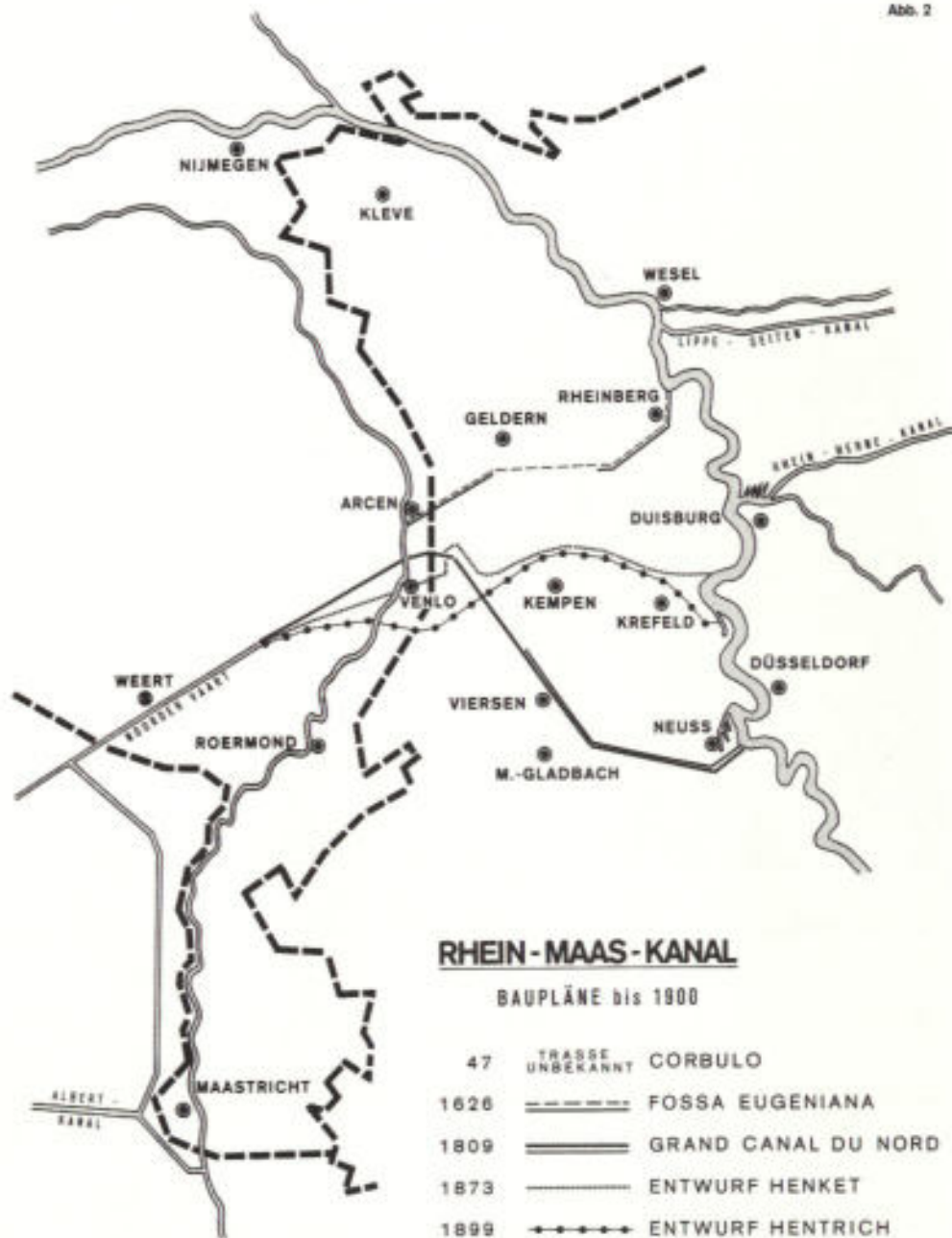


Hatten sich bisher Römer, Franken und kurkölnische Staatsbeamte für einen Rheinhafen interessiert, so traten Anfang des 19. Jahrhunderts erstmals die Krefelder auf den Plan, deren ganze Aufmerksamkeit bis dahin ihrer blühenden Textilindustrie gegolten hatte. Schon 1836 wurde in Krefeld ein gründlich ausgearbeiteter Entwurf für einen Kanal zum Rhein mit einem Hafen in der Gegend von Cracau den Behörden vorgelegt. Verkehrszählungen hatten nämlich ergeben, daß 1835 nicht weniger als 98863 Pferdefuhrwerke in beiden Richtungen zwischen Krefeld und Uerdingen verkehrten. Was lag also näher, als diese Transporte auf dem billigen Wasserwege zu bringen. An Kanal und Hafen konnten neue Industrien angesiedelt werden. Nebenbei fiel noch die Entwässerung der diesseits der Linie Dießem — Inrath reichlich vorhandenen Bruchlandschaften ab. Indessen: Aus dem Projekt wurde nichts, weil das Geld fehlte. 1842 unternahm dann eine Gruppe unter einem Angehörigen der Textildynastie de Greiff einen erneuten Versuch, der aber wiederum scheiterte: Denn inzwischen trat die Eisenbahn als allgemein bestaunter Wettbewerber auf. Das angesammelte Kapital schenkte man der Stadt, die im Begriff war, eine Gasbeleuchtung zu schaffen.

Alle diese Hafenbaupläne hatten eines gemeinsam: Sie alle gingen davon aus, daß Krefeld in seinen mittelalterlichen Stadtgrenzen nicht verändert werden könne. Wenn also schon Krefeld nicht am Rhein lag, so mußte der Rhein nach Krefeld geholt werden — durch einen Kanal.

Damit ist das Stichwort für ein anderes, weit größeres Kanalbauprojekt gefallen, das schon seit 2000 Jahren in den Köpfen kühner Verkehrsplaner bewegt wurde: den Rhein-Maas-Kanal, für den sich vor hundert Jahren auch die Krefelder nachhaltig zu interessieren begannen. Wir wissen: Die Maas ist kein Nebenfluß des Rheines, auch wenn beide sich im weitläufigen niederländischen Deltagebiet über Seitenarme doch treffen. Eine Verbindung zwischen ihnen zu schaffen, lag also nahe (Abb. 2):

- Nach Tacitus (Annalen) war schon 12 v. Chr. ein erster Kanal zwischen Rhein und der Zuidersee gebaut worden (Fossa Drusiana).
- Tacitus ist dann auch der Gewährsmann für ein zweites Projekt, das der General Cn. Domitius Corbulo unter Kaiser Nero um 47 n. Chr. ausgeführt hat, um Rhein und Maas miteinander zu verbinden. Die Trasse blieb unbekannt.
- Ungesichert ist allerdings die Mitteilung eines belgischen Historikers, wonach auch der weitsichtige Karl der Große die Absicht gehabt haben soll, einen



solchen Kanal im Rahmen einer europäischen Wasserstraße zu bauen.

- 1618 schließlich faßten die Spanier den Plan, einen Kanal zwischen Rheinberg — Geldern — Venlo zu bauen, um die protestantischen Niederländer wirtschaftlich und politisch vom übrigen Kontinent abzuschneiden. Reste dieses Kanals, der nach der Tochter des berühmten Philipp II. Fossa Eugenia benannt wurde, sind heute noch als schnurgerade Pappelallee bei Rheinberg zu sehen.
- Nachdem die Preußen 1703 Geldern übernommen hatten, griffen sie mehrfach den Plan auf, den Graben der Eugenia wieder instandzusetzen. Daraus

wurde nach verschiedenen Anläufen lediglich ein kleiner Entwässerungskanal (1770).

- Entschlossener packte dann Napoleon als selbsternannter Souverän der Rheinlande die Sache an. Er besichtigte 1804 anlässlich seines Besuches in Krefeld die Fossa, wo ein Triumphbogen mit der Inschrift gebaut war: „Was Eugenia begann — Napoleon wird es vollenden“. Die Bogenbauer irrten: Der Kaiser entschied sich für eine andere Trasse, die allerdings nicht von Krefeld, sondern von Neuss ausging. 1810, als man den Kanalbau schon bis Viersen vorangehtrieben hatte, ließ man ihn plötzlich liegen. Er war politisch uninteressant geworden. Immerhin führen bis 1848 klei-







Jahre 1900 nicht weniger als 107 000 Menschen wohnten und arbeiteten.

Der Propagandist der Hafenbauidee am Rhein war dann wohl der Krefelder Beigeordnete Dr. Bertram. Er trug 1898 dem Stadtrat das Projekt vor, das der königliche Landesbauinspektor Marcks zunächst auf eigene Rechnung untersucht hatte. Der Rat verlangte daraufhin einen Alternativvorschlag, mit dessen Ausarbeitung der bereits erwähnte Henrich beauftragt wurde. Auch Marcks wurde gebeten, sich mit einem Entwurf zu beteiligen.

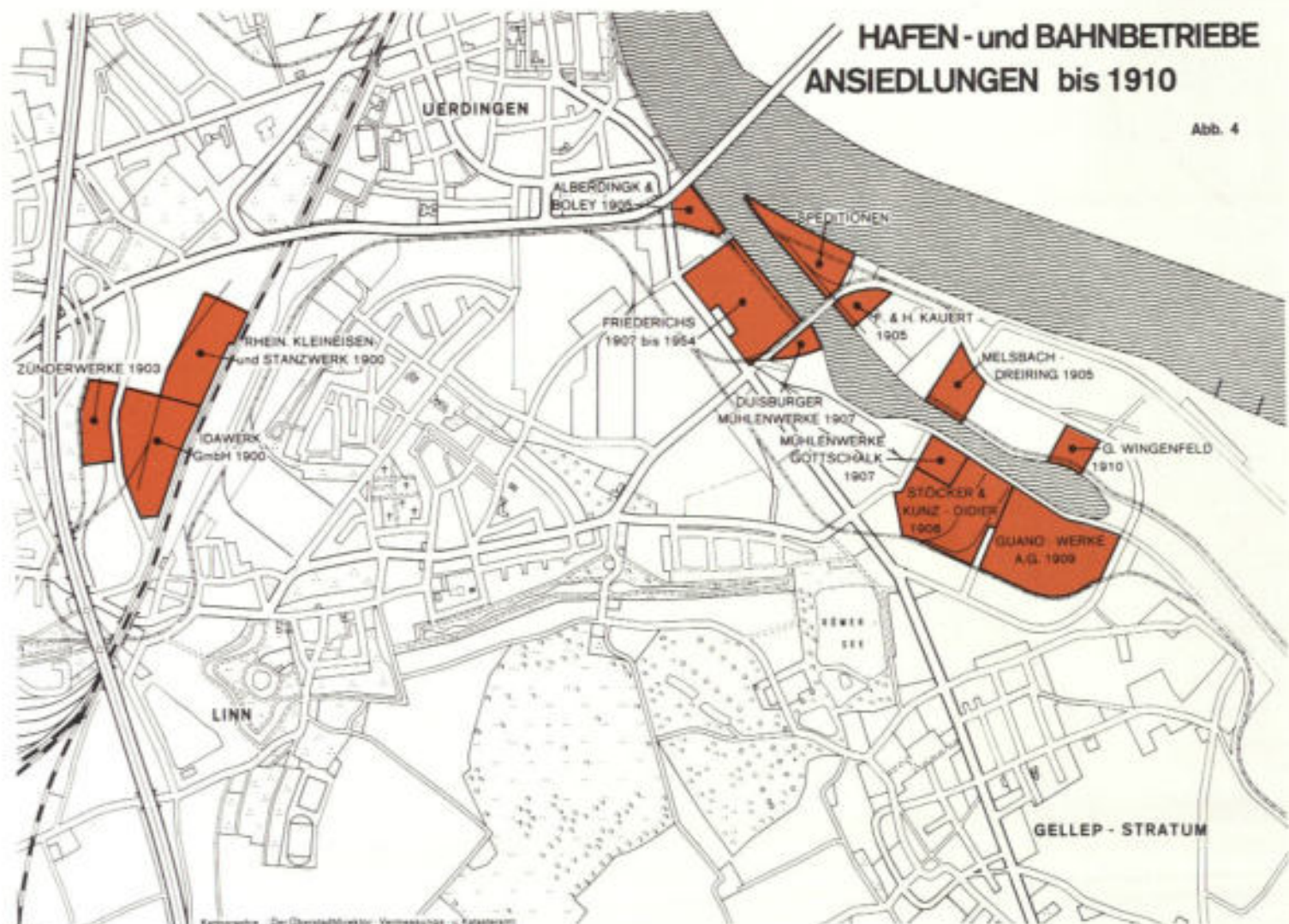
In genau der letzten Ratssitzung des vorigen Jahrhunderts — am 22. Dezember 1899 — stand dann die abschließende Beratung der Hafenbaufrage an. Man entschied sich für den Entwurf Henrichs. Der Hafenbau wurde mit 24 gegen 4 Stimmen beschlossen. Henrich erhielt eine Berufung als Baurat nach Krefeld.

Zunächst wurde die Stadt Linn nach Krefeld eingemeindet. Es wurde 1901 seidenstädtische Exklave — im Landtag nannte man es damals „das Piräus Krefelds“ — Bockum, Oppum und Verberg folgten ihm allerdings schon sechs Jahre später unter den Krummstab des hl. Dionysius.

Daß die Linner keineswegs von Anfang an etwa mit Begeisterung bei der Eingemeindungssache gewesen waren, erzählt uns Heinrich Metzges, ein damaliger Stadtverordneter aus Linn. Das Städtchen Linn mit seinen rund 2400 Einwohnern war gerade auf dem Wege, eigene Pläne in Düsseldorf genehmigen zu lassen, nach denen vom Staatsbahnhof im Bruchfeld eine Bahnlinie zum Floßhafen gebaut werden sollte. Es gab dann eine böse Überraschung, als man erfuhr, daß der Regierungspräsident den Krefelder Oberbürgermeister zur Stellungnahme aufgefordert und dieser den Linnern zunächst angeboten hatte, die Sache

doch gemeinsam zu machen: Einen Hafen wollte man eigentlich ja gar nicht bauen, dafür gäbe es zu viele Hafengegner, und auch in Süddeutschland habe man jüngst mit ähnlichen Projekten schlechte Erfahrungen gemacht. Die auf Reisen befindliche Hafenkommission bereite nur ein Staatsbegräbnis erster Klasse vor. Ein nicht ungeschickter Verhandler, dieser Oberbürgermeister Küper und Geheimrat im wahrsten Sinne.

Metzges fragte sich dann auch, warum man von Uerdinger Seite so wenig Unterstützung erfahren habe. Er findet nur in den jahrhundertalten Querelen wegen des Kohlenschlages die Antwort. Außerdem zitiert er den Uerdinger Beigeordneten van Beers, der seinem Bürgermeister öffentlich Gleichgültigkeit vorgehalten hatte. In der Tat findet man an keiner Stelle Berichte von ernsthaften Uerdinger Widerständen gegen die Hafenpläne, die ja die traditionelle





Hafen- und Handelsstadt Uerdingen ins Mark treffen mußten. Bekannt ist lediglich aus einem Protokoll der Rheinschiffahrtskommission von 1894, daß die Uerdinger sich für den Bau eines Sicherheitshafens interessiert hatten. Und: Die Krefelder Hafenbaukommission erwähnt Uerdingen in ihrem Bericht von 1899 nur an einer Stelle, als man meint, die 5000-Einwohner-Stadt könne möglicherweise Einwendungen wegen der Einleitung von Hafengebäuden in den Rhein erheben: Damit könne man sich aber angesichts eines so wichtigen Projektes nicht aufhalten. Wie gesagt: Krefeld hatte zu dieser Zeit 107000 Einwohner. Das waren eben 100000 mehr als in Linn und Uerdingen zusammen wohnten.

Hentrich zeichnete nicht nur den ersten Bauabschnitt, sondern auch gleich einen Entwicklungsplan für die weiteren Abschnitte, die eine stimmungsvolle Einrahmung Linn's mit Industriewerken bedeutet

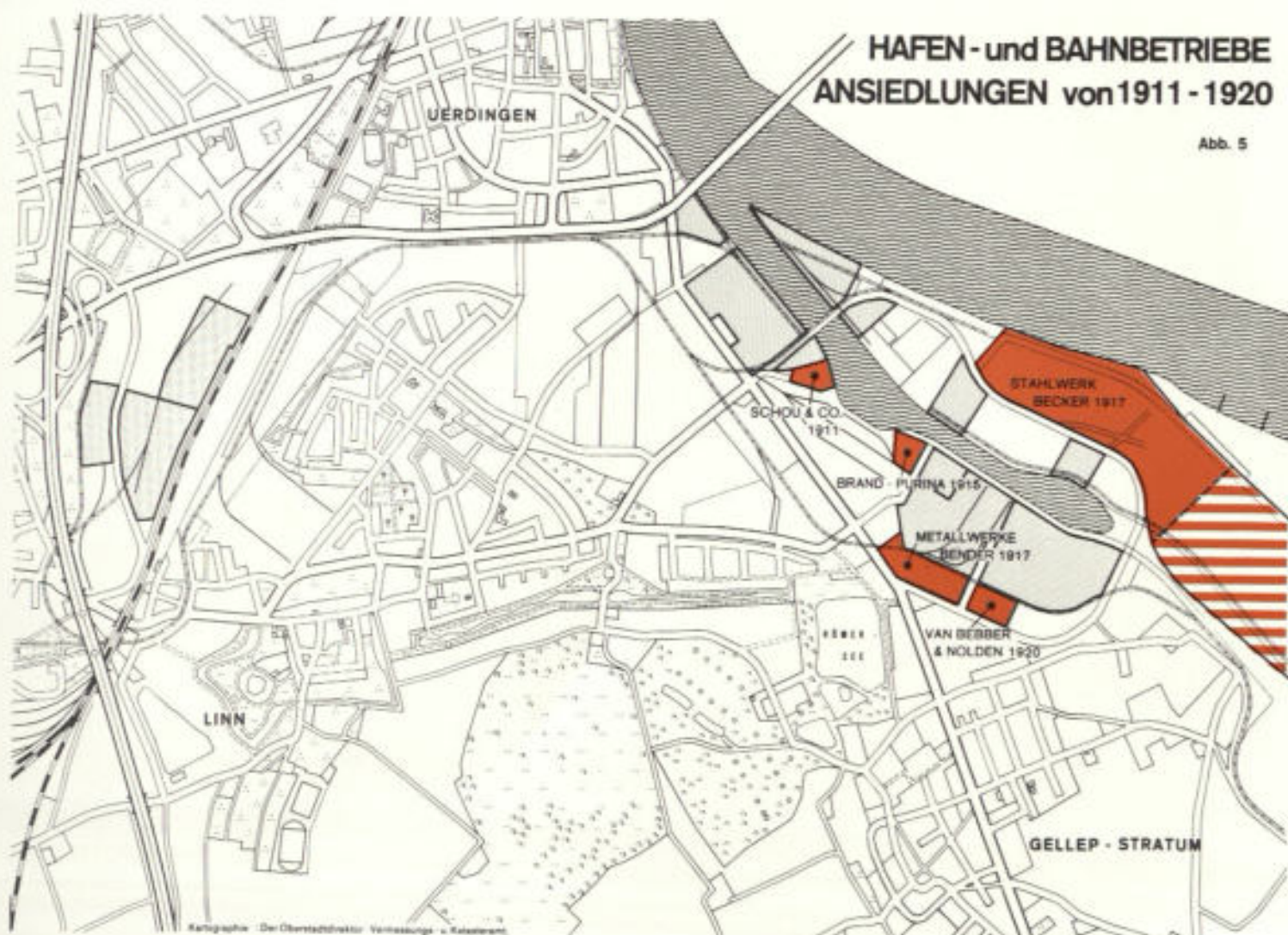
hätten. Rheinhafen und Osthafen — die Namen sind heute noch im amtlichen Stadtplan enthalten — waren sofort zu bauen, nachdem man die Düsseldorfer Straße entsprechend nach Westen verschoben hatte. Die erste Erweiterung sollte dann der Westhafen sein, um auch gleich einen Anschluß an den Rhein-Maas-Kanal zu haben. Dieser Abschnitt ist auch tatsächlich Ende der zwanziger Jahre im Rahmen von Notstandsarbeiten begonnen worden. Reste sind noch im ehemaligen Phrix-Gelände entlang der jetzigen Westpreußenstraße zu sehen.

Aber nun zu den Bauarbeiten: Die große Fläche im Bereich der alten Rheininsel war Rheinvorland und mußte hochwasserfrei gemacht werden. Dem ersten Spatenstich vom 14. Mai 1903 mußten also wohl noch einige Schaufelbewegungen folgen. Die Füllmengen nahm man von der anderen Rheinseite, wo zur Beibehaltung des Ab-

flußquerschnitts der Deich auf seinen heutigen Platz zurückverlegt und 1 Million m<sup>3</sup> abgetragen werden mußte.

Auf der Hafenspitze — dem sogenannten Handelshafen — wurde eine mehrere hundert Meter lange Kranbahn gebaut, damit die dazugehörigen Portalkrane beweglich wurden. Entlang der Kranbahn entstanden zwei Lagerhäuser, die offenbar dem Architekten so gut gelungen sind, daß sie schon frühzeitig unter Denkmalschutz kamen.

Denkmalswert ist inzwischen auch die Drehbrücke. Ihre Technik, die der geräumige Mittelpfeiler birgt, ist in der Tat eindrucksvoll. Die Brücke ist in ihrer Maßgerechtigkeit, in ihren fast anmutigen Proportionen von Anfang an Wahrzeichen des Hafens gewesen. Da sie aber wegen ihres Alters nicht mehr verkehrssicher und wegen ihrer Enge nicht mehr verkehrsgerecht ist, muß sie in Kürze ersetzt werden. Wir



**HAFEN- und BAHNBETRIEBE ANSIEDLUNGEN von 1911-1920**

Abb. 5

Kartographie: Der Oberstadtdirektor Vermessungs- u. Katasteramt



versuchen, sie woanders wieder aufzubauen; gedacht ist an den Yachthafen.

Unentbehrliches wie teures Requisite eines jeden Hafens ist die Hafenbahn. Sie entstand im engeren Hafenbereich gleichzeitig mit dem Hafen. Bis 1910/11 wurden noch weitere Linien bis zum Bruchfeld in Linn und sogar nach Krefeld (Bahnhof Ost an der Dießemer Straße) gebaut — alles in allem weit über 50 km Streckenlänge.

Schließlich dachte man auch noch an ein stattliches Hafenrestaurant namens „Rheingold“. Es wurde ein beliebtes Ausflugsziel der Krefelder, das leider dem Kriege zum Opfer fiel.

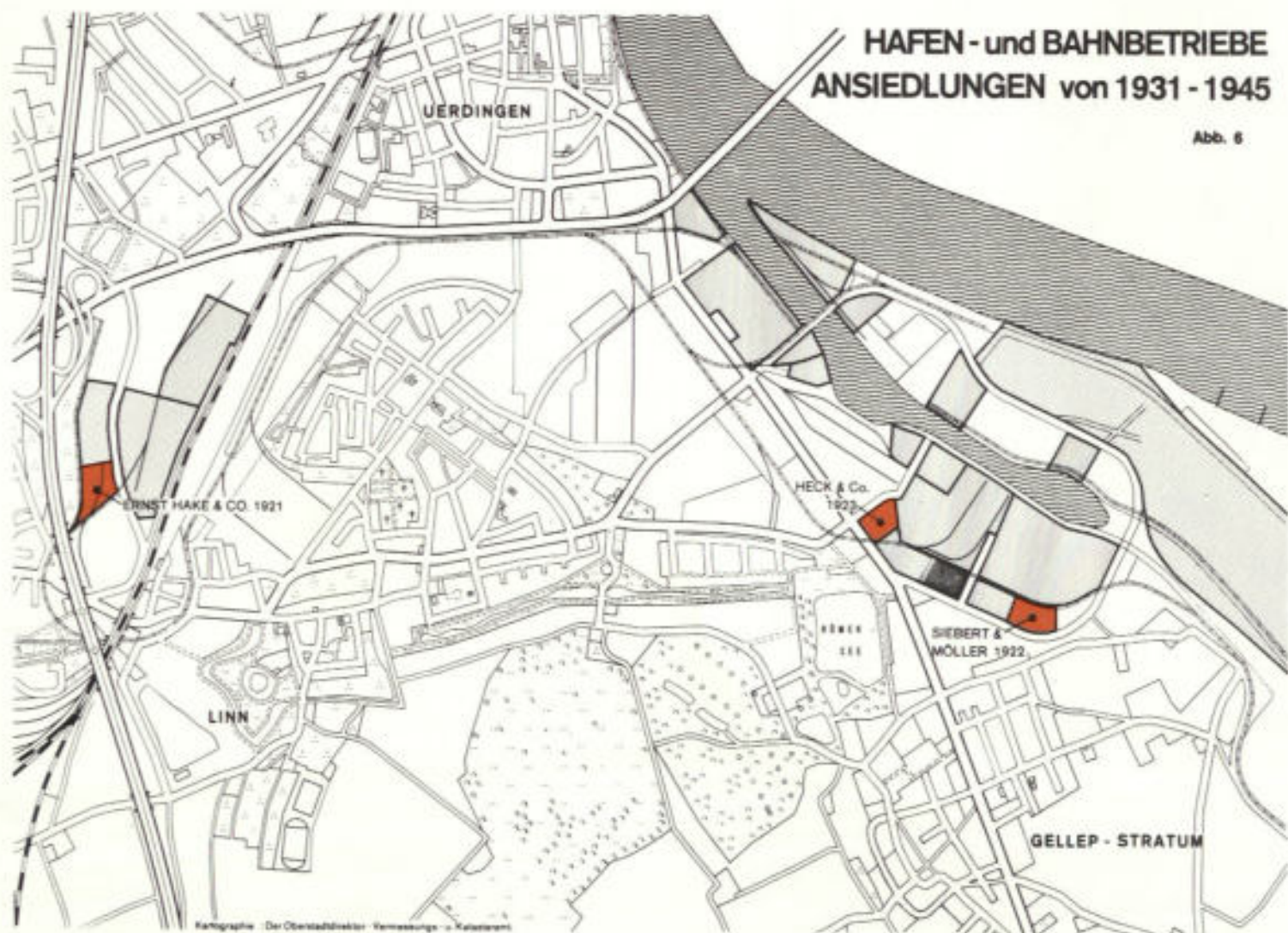
Schon 1905, am 11. November, konnte das erste Schiff aus Rotterdam im neuen Hafen begrüßt werden: die „Sibilla Anna“ mit Getreide aus Odessa — nach einer anderen Version war es die „Bavaria“. Wie das Schiff

auch immer geheißenen haben mag, mit der offiziellen und festlichen Einweihung ließ man sich dann aber Zeit bis zum 6. Juli 1906 — offensichtlich, um gutes Sommerwetter zu haben und um auch einige Betriebe vorweisen zu können. Aber man hatte Pech mit der Veranstaltung: Es regnete in Strömen, und die versprochenen Torpedoboote kamen nicht. Hatte man also weder kaiserliche Schiffe noch Kaiserwetter, so schien zumindest die Sonne kaiserlicher Huld über dem Festschiff, denn der Ehrengast und Preußische Minister für öffentliche Arbeiten Exzellenz Breitenbach brachte vier Rote Adlerorden mit, darunter je einen für Bertram und Henrich.

Das stolze Unternehmen hatte ebenso stolze 11 869 664 Goldmark und 79 Pfennige gekostet, wie die preußisch exakte Abrechnung ausweist, die 1910 vorgelegt wurde.

Wollen wir sehen, ob sich die Investition gelohnt hat: Die Abbildungen 4—9 zeigen sowohl das unmittelbar am Wasser gelegene als auch das nur durch die Hafenbahn erschlossene Ansiedlungsgebiet. Wir stellen fest, daß die Linner schon drei Betriebe aus ihrer eigenen Ansiedlungsaktion im Bruchfeld mit einbrachten. Am Hafen selbst indessen war der Kolonialwaren-großhändler Kauert der erste und erhielt den „Ansiedlungsvertrag Nr. 1“. Außer den Expeditionen auf der Hafenspitze wurden es dann bis 1910 hier insgesamt 9 Anliegerbetriebe, darunter international bekannte Adressen wie Guano und Didier.

Im Ersten Weltkrieg kam das Stahlwerk Becker an den Rhein, das sich dort selbst eine Umschlagsanlage baute (Abb. 5). Die angeblich goldenen zwanziger Jahre (Abb. 6) ließen nur drei mittlere Betriebe den Weg in den neuen Hafen finden, unter ihnen zwei Schrotthandelsunternehmen, die bei-



HAFEN - und BAHNBETRIEBE  
ANSIEDLUNGEN von 1931 - 1945

Abb. 6



de heute nicht mehr existieren. Etwas Bedeutendes und von noch größerem spezifischem Gewicht gab es allerdings doch: Nachdem Uerdingen 1929 mit Krefeld verbunden wurde, kamen nach dem Vereinigungsvertrag auch die Uerdinger Hafenanlagen in die Verwaltung des Hafenamtes, so daß von nun an die Rheininteressen in einer Hand lagen.

In den folgenden Jahren (Abb. 7) profitierte der Hafen von den Anstrengungen der Seidenindustrie auf dem Kunstfaser-Sektor und den gleichlaufenden Autarkiebestrebungen des Dritten Reiches. Sie führten mit der Neugründung der „Rheika“ (Rheinische Kunstseide AG) zum Bau eines großen Werkes im Hafengebiet, das in seinen besten Zeiten 3000 Menschen beschäftigte. Als allerdings der freie Wettbewerb nach dem Kriege einsetzte und das Ausland wieder mit Macht auf den deutschen Textilmarkt drängte, ging das Unternehmen fast

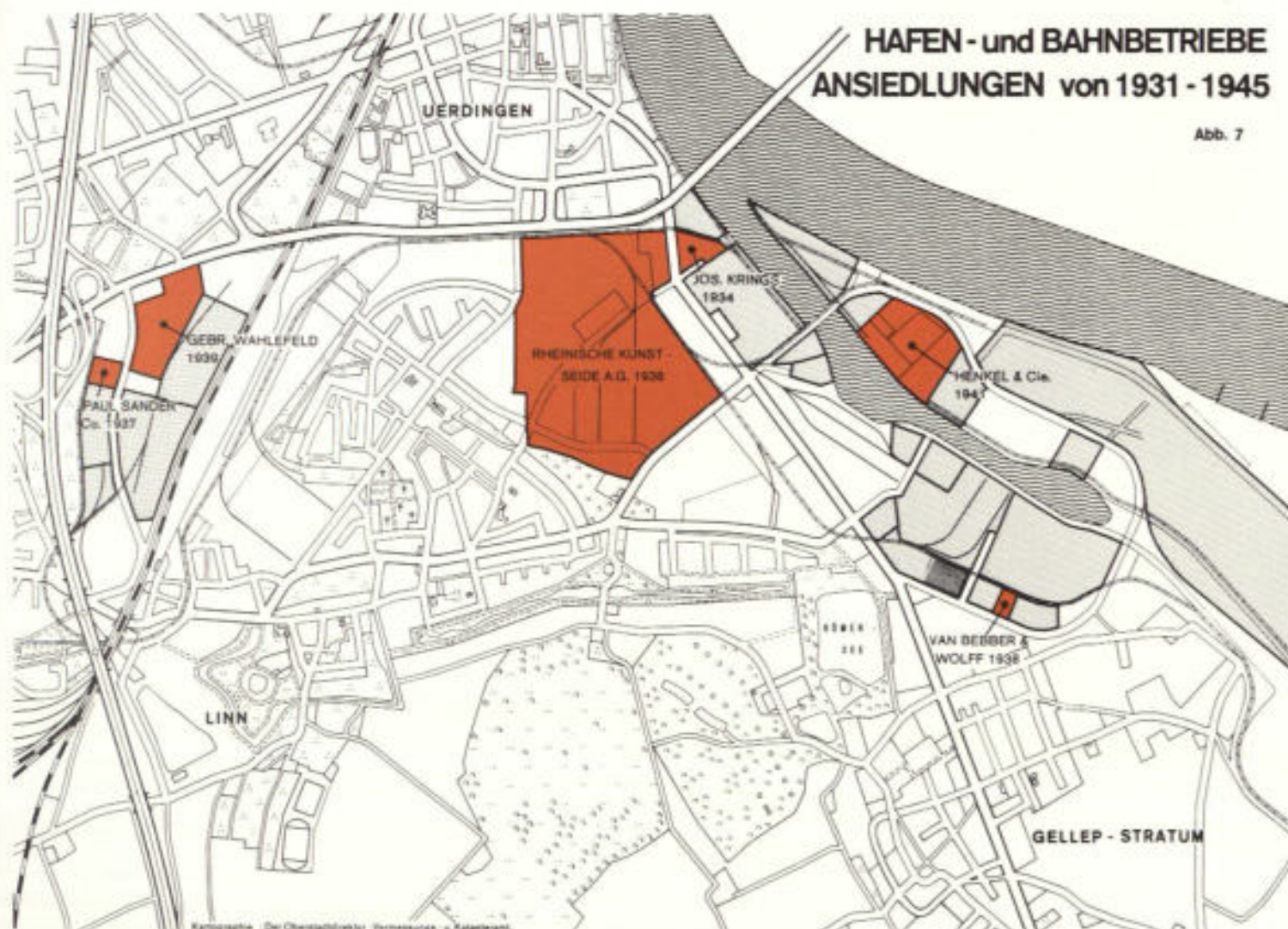
so schnell wieder unter, wie es entstanden war.

Aus dieser Periode sollten nicht die Gebr. Wahlfeld unerwähnt bleiben, die sich aus einem Handwerksbetrieb inzwischen zu einem beachtlichen Unternehmen im Stahlbau entwickelt hatten. Henckel aus Düsseldorf dagegen sitzt inzwischen volle vier Jahrzehnte auf einer großen Fläche direkt am Wasser, ohne sie nutzen zu können, weil darauf Royal Navy und Flußpioniere Krone und Republik verteidigen.

Nach dem Kriege gab es große Veränderungen im Hafen (Abb. 8): Das einst so stolze Stahlwerk Becker ist verschwunden. Erfreulich indessen war die Ansiedlung von zwei Weltunternehmen, die heute zusammen über 4000 Leute beschäftigen. Philips hat in diesen Wochen auf die Produktion von Video-Recordern umgestellt, nachdem drei Jahrzehnte dort Fernseher gebaut

wurden, zuletzt rund 350000 im Jahr. Maizena hat kürzlich seine Produktion von 1600 Tonnen auf 1800 Tonnen Maisstärke pro Tag erhöht. Das ist der Inhalt von fast zwei großen Rheinschiffen.

Außer diesen zwei Großfirmen haben sich in der Wiederaufbauphase nach dem Kriege nicht weniger als 23 Mittelbetriebe im Hafengebiet niedergelassen. Sie produzierten von Kuchenplätzchen bis zum Segelboot so ziemlich alles, was man sich vorstellen kann — in den Zünderwerken stellte die Fa. Schildkröt sogar jahrelang Puppen her. Aber der Plan über die frühe Nachkriegszeit zeigt noch etwas anderes: den ersten tiefgreifenden Wechsel bei den Betrieben, im Plan grün dargestellt. Das Sägewerk Friedrichs gehörte zu den ersten Ansiedlern — es wurde nach dem Kriege geschlossen; das große Betriebsgrundstück fand schnell Abnehmer in einem Stahlrohrproduzenten und einer Bonner



HAFEN - und BAHNBETRIEBE ANSIEDLUNGEN von 1931 - 1945

Abb. 7



Land-Handelsgenossenschaft, die hier ihr Zentrallager einrichtete und zur Zeit beträchtlich ausbaut. Das Röhrenwerk hat inzwischen zweimal seinen Eigentümer gewechselt und wurde Ende letzten Jahres wegen Überproduktion endgültig stillgelegt. Heute ist es riesiges Getreide- und Zuckerlager und hat damit wieder eine haftypische Verwendung gefunden.

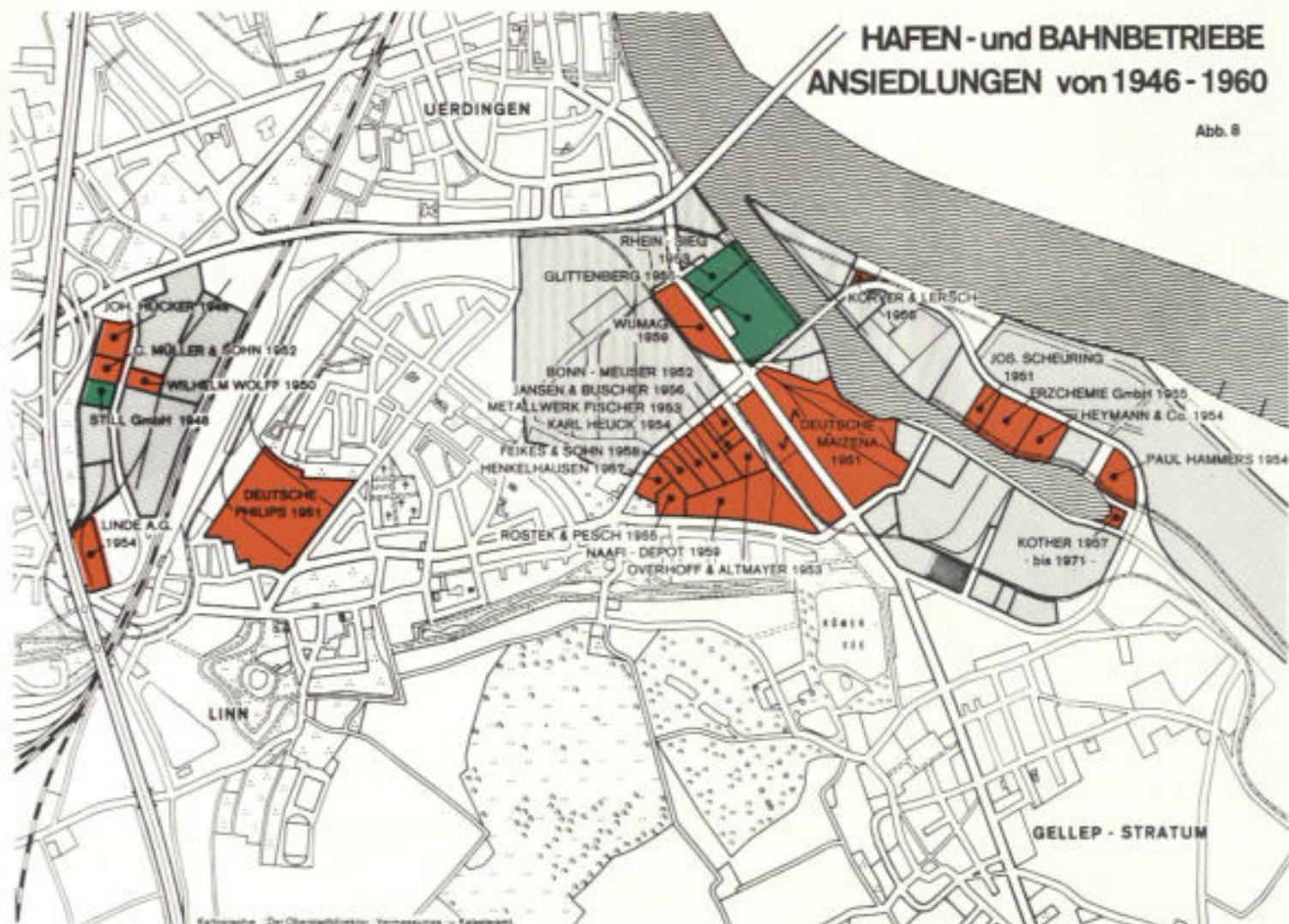
In den sechziger und siebziger Jahren häuft sich dann die grüne Farbe in unserem Plan (Abb. 9). Von der Schließung der Rheika (Phrix) war schon die Rede. Sie war nicht nur im Hafen, sondern in der Gesamtstadt der erste aufsehenerregende Fall, der die kommenden allgemeinen wirtschaftlichen Probleme ahnen ließ. Das Phrix-Gelände ist heute Sitz einer ganzen Reihe von Firmen, zum Teil auch von neu hinzugezogenen. Aber auch die anderen freigewordenen Hafen-Grundstücke sind vergleichsweise schnell wieder besetzt wor-

den. Auch Thyssen — dem die Reinholdhütte zuletzt gehörte — veräußert seit kurzem seine Flächen.

Für die Stadt stellte sich damit die Erweiterungsfrage, die schon Hentrich für sich und seine Zeitgenossen vorsorglich beantwortet hatte. Vom Grundsatz her mußte man sie auch jetzt noch bejahen — mit denen, die schon seit Jahrzehnten für die Stadt jedes Grundstück im Weichbild des Hafens aufgekauft hatten, wo immer sich dazu preisgünstig die Gelegenheit bot. Diese Vorsorgekäufe wiesen allerdings in eine ganz andere Richtung, nach Südosten. Linn war schon zu sehr mit Wohnungen besiedelt, so daß sich — ungeachtet höherer Vernunft — allein deshalb dort keine Erweiterungsmöglichkeit mehr bot. Zuletzt hatte dort in den zwanziger Jahren einer namens Hoffbauer im Auftrag der Stadt Erweiterungspläne ausgearbeitet, die Golfplatz und Latumer Bruch industrialisiert hätten. Ein wei-

teres Gutachten erstellte Haberkost noch 1930/31.

Realistisch war also nur eine Erweiterung in Richtung Gellep — Lank — Nierst. Nach einem Grundsatzbeschuß des Hafenausschusses von 1949 sind dann auch eine Reihe von Plänen entwickelt worden, die auf einem Gutachten von Professor Schulze (Aachen) aus dem Jahre 1956 basieren und vor allem in zwei Punkten übereinstimmen: Es sollte eine neue, zweite Einfahrt vom Rhein her gebaut werden. Und: Es waren mehrere Hafenbecken vorgesehen, von denen das letzte die Weiterführung in Form eines Rhein-Maas-Kanals ermöglichen sollte. Damit war wieder der legendäre Kanal aufgetaucht, der auch in diesem Jahrhundert beinahe ständig die Verkehrsplaner beschäftigt, ja — sogar Eingang in den Versailler Vertrag (Art. 361) gefunden hatte. Wie bisher stritten und streiten sich Belgier und Holländer,



**HAFEN- und BAHNBETRIEBE ANSIEDLUNGEN von 1946-1960**

Abb. 8



Aachener, Mönchengladbacher, Neusser und Krefelder um dessen Trasse. Zum Teil geschieht das sogar heute noch, wo dieser milliarden schwere Verkehrsweg kaum zu finanzieren ist und wohl keiner Wirtschaftlichkeitsberechnung standhalten dürfte — abgesehen davon, daß seit 10 Jahren durch Seeland längst eine Kanalverbindung zwischen Antwerpen und dem Rheinmündungshafen Rotterdam besteht.

Dieses Konzept eines kompletten zweiten Krefelder Hafens wurde dann 1968 aufgegeben zugunsten einer Maßstabsvergrößerung. Man verlängerte einfach das alte Hafenbecken. Das war billiger und für einen Industriehafen effektiver, denn so entstanden Grundstücke mit genügend großer Tiefe, auf denen man planen und sich bewegen konnte. Wir mußten etwas anbieten, was andere Häfen nicht hatten. Außerdem war da schon ein Baggersee, der als Wen-

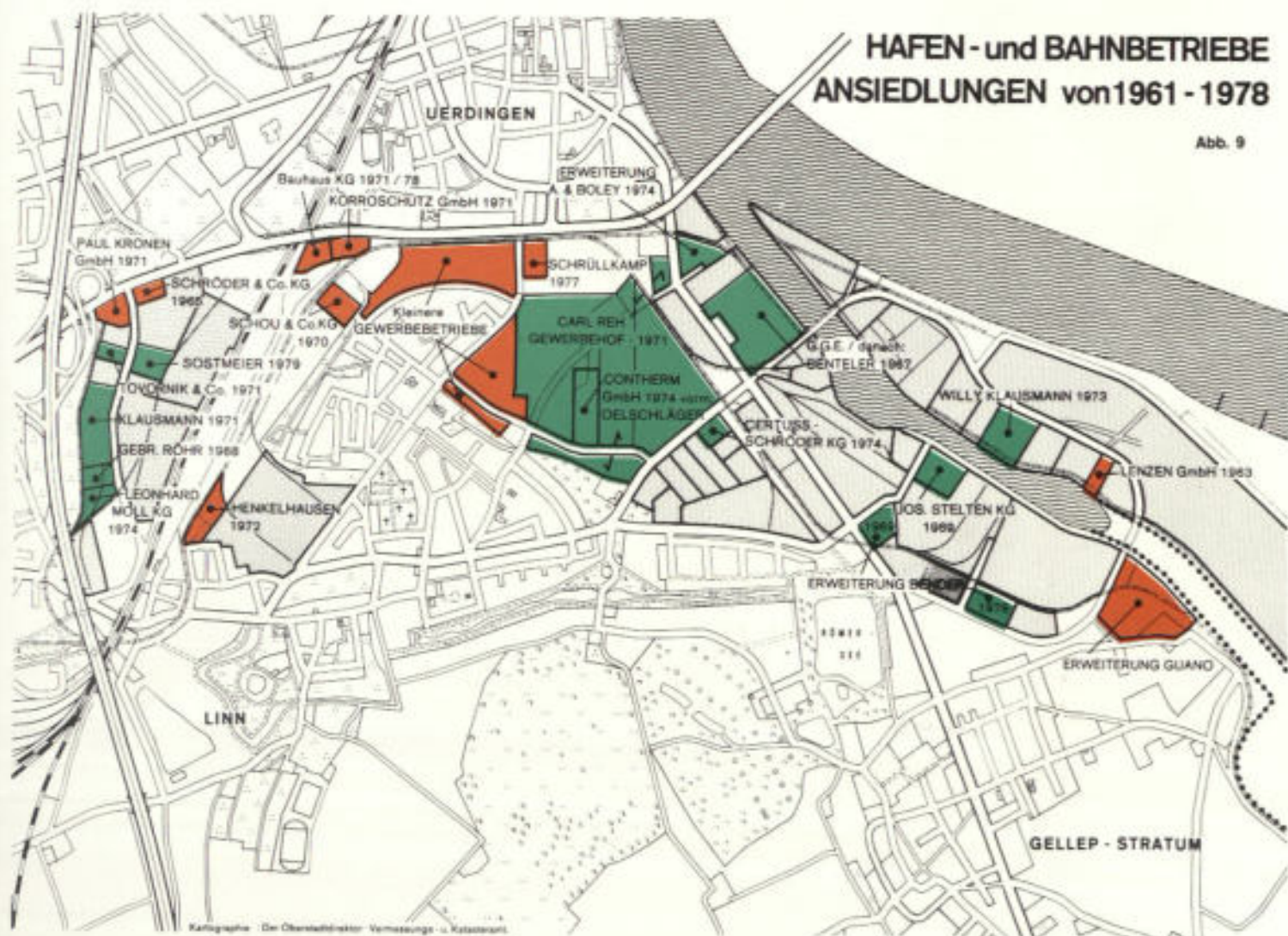
debecken mit einbezogen werden konnte. Das half die Kosten senken.

Da die Guano-Werke in der Enge des Hafenendes keine Bewegungs- und Entwicklungsmöglichkeiten mehr sahen, wurde schon Anfang der siebziger Jahre eine Verlängerung des Hafenbeckens um zunächst etwa 350 m ins Auge gefaßt. Das war ziemlich genau das Stück, das entlang dem Interessengebiet von Guano lag. Die Landesregierung sagte finanzielle Unterstützung zu. In Rekordzeit wurden Pläne und zahllose Genehmigungen besorgt. Hatte man 1903 noch mit einem ersten Spatenstich begonnen, so mußte es 1971 aus Respekt vor dem allgewaltigen technischen Zeitalter ein erster Rammstoß sein — der dann auf den ersten Versuch hin — zur Heiterkeit der schadenfrohen Festversammlung — nicht funktionierte. Hatten unsere Väter noch den Spaten fest in der Hand, so befanden wir uns offensichtlich in der Hand

der Technik. Aber dann ging doch alles schneller und zügiger als erwartet. Das Land war sogar bereit, weiterhin Zuschüsse zu leisten. So wurde dann über den akuten Guano-Bedarf hinaus weitergebaut, bis nach siebenjähriger Bauzeit 1978 schon die Hauptarbeit abgeschlossen und in einem feierlichen Akt der Öffentlichkeit vorgestellt werden konnte.

Einige Zahlen machen den Umfang des Projektes deutlich:

Länge des Hafens:	3,4 statt 1,7 km
Breite des Hafenbeckens	durchgehend 100 m
Wendebecken ehemaliger Baggersee):	400 x 800 m
Sohlientiefe bei mittlerem Wasserstand:	5 1/2 m
Erschlossene Industriefläche:	rund 2 Mio. m <sup>2</sup>
Kosten bis Ende 1980:	rund 42 Mio. DM



## HAFEN- und BAHNBETRIEBE ANSIEDLUNGEN von 1961-1978

Abb. 9

Kartographie: Dr. Oberstabsdirektor Vermessungs- u. Katastraldienst



Der Übersichtsplan (Abb. 10) zeigt, daß schon große Flächen des Erweiterungsgebietes verkauft oder verplant sind. Besondere Aufmerksamkeit — nicht nur bei den umweltbewußten Nachbarn — verdient das

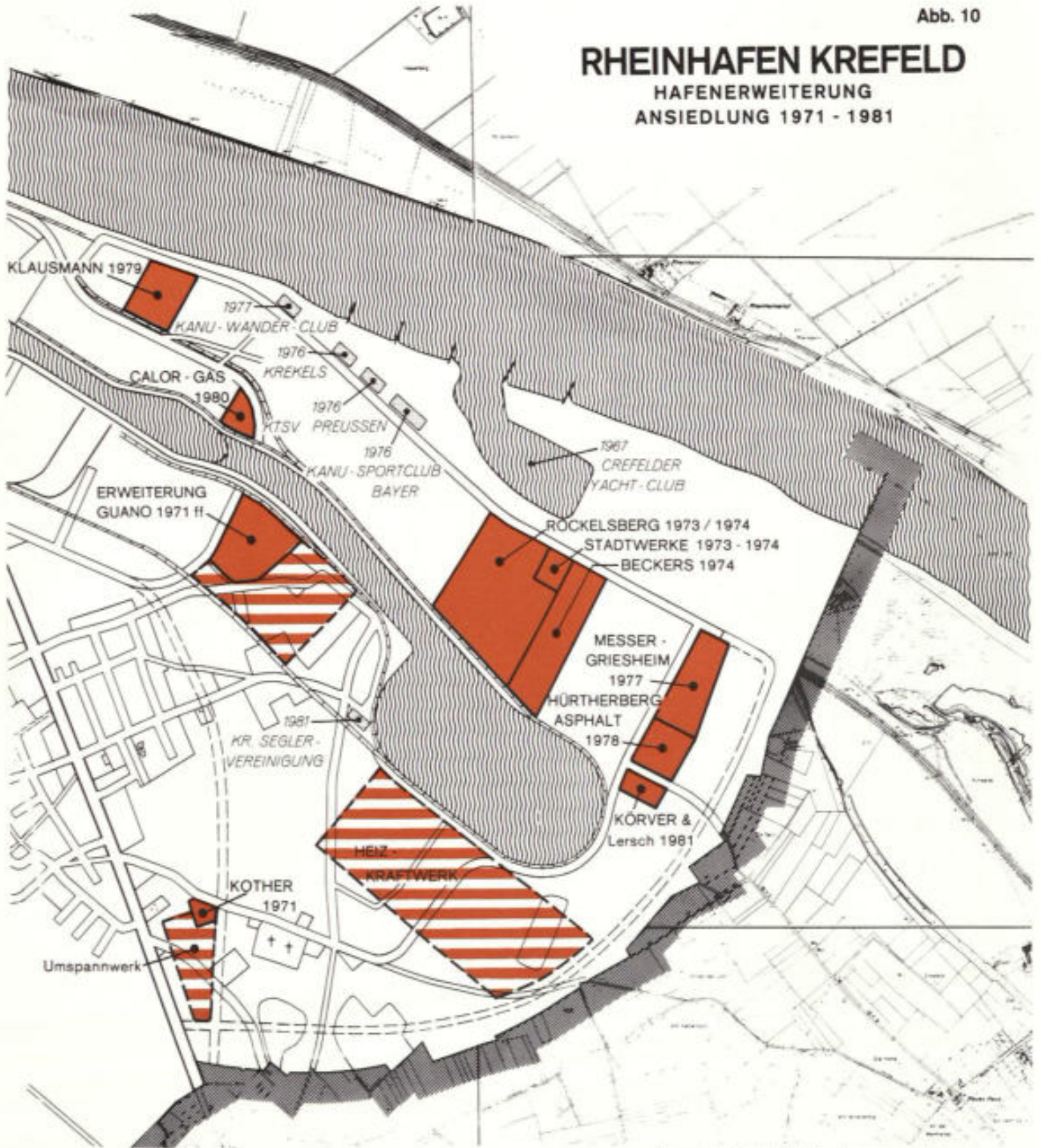
Gelände, auf dem einmal ein Heizkraftwerk entstehen und unseren Wärmebedarf auch nach dem Jahre 2000 sicherstellen soll. Die Guano-Werke haben sich in den letzten Jahren erheblich modernisiert und sind im

BASF-Bereich zu einem Schwerpunktbetrieb für Düngemittel geworden. Auf dem neu erschlossenen Gelände sind zwei Produktionsstätten entstanden; eine dritte ist in der Vorbereitung. Messer-Griesheim hat

Abb. 10

## RHEINHAFEN KREFELD

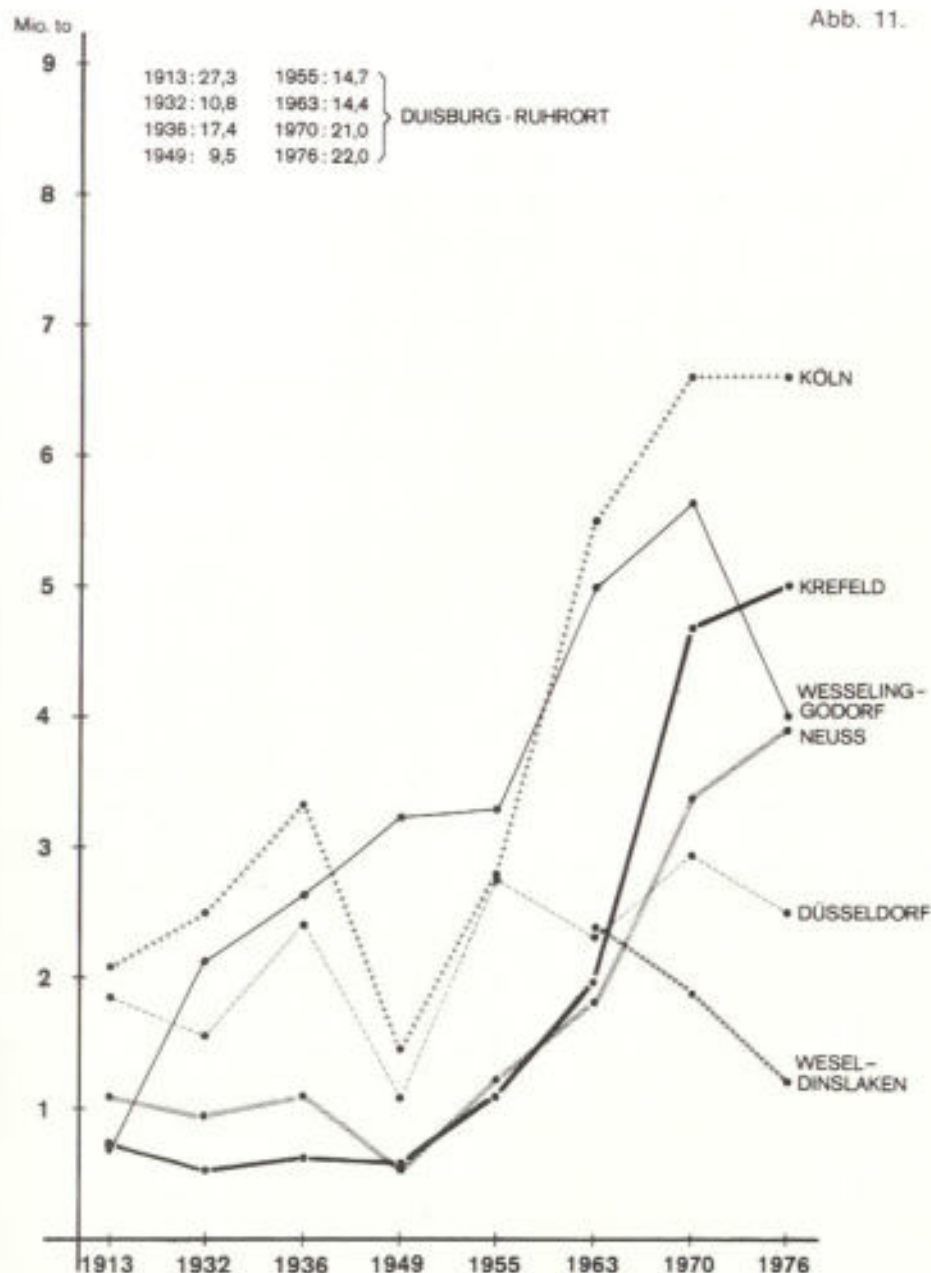
### HAFENERWEITERUNG ANSIEDLUNG 1971 - 1981



Kartographie: Der Oberstadtdirektor - Vermessungs- u. Katasteramt



## DIE UMSCHLAGSENTWICKLUNG DER ÖFFENTLICHEN BINNENHÄFEN AM NIEDERRHEIN MIT MEHR ALS EINER MILLION TO. JAHRESUMSCHLAG



im Südosten den ersten Bauabschnitt eines modernen Sauerstoffwerkes errichtet.

Zu den frühen Ansiedlern gehören Beckers aus Neuss und Rockelsberg aus Rheinhausen. Letzterer saß zuvor schon seit 1962 als Mieter auf dem alten Stahlwerksgelände. Rockelsberg hat inzwischen eine vorbildliche Uferanlage mit hochmodernen Umschlagseinrichtungen geschaffen. Sein

200-t-Kran, Big Rocky, ist der stärkste aller in deutschen Binnenhäfen stehenden Kräne. Eine ebenfalls neue Umschlagsanlage gehört der Firma Calor-Gas. Calor bezieht Erdgas aus der Nordsee über Tanker und verteilt es von hier aus über Schiene und Straße.

Nicht weniger als sechs wassersporttreibende Vereine konnten am Rande des In-

dustriegebietes angesiedelt werden. Sie haben inzwischen neue Bootshäuser und moderne Sportanlagen gebaut. Der Yachthafen wird vom Crefelder Yacht-Club auf eigene Initiative angelegt und hat sich bisher gut entwickelt; er sieht im Endausbau etwa 200 Bootsplätze vor.

Wir wissen: Seit 1945 interessiert sich das Militär für den Hafen. Zunächst war hier ein Standort der Rheinflottille der britischen Royal Navy. Sie ist 1958 abgezogen, um der Bundeswehr Platz zu machen. Geblieben ist allerdings die zentrale Versorgungsinstanz für die Rheinarmee (NAAFI), die am Weidenbruchweg und im alten Phrix-Gelände ausgedehnte Läger unterhält, in denen 150 Leute arbeiten. Von 1959 bis heute — und mindestens noch weitere 10 Jahre — dauert die provisorische Unterbringung einer Flußpioniereinheit auf dem Gelände von Kauert und Henckel.

Sind wir also noch auf lange Zeit militärisch gut geschützt, so enthebt uns das nicht der Aufgabe, zu wirtschaften — so gut das bei einem Dienstleistungsbetrieb eben geht, der ja auf andere warten und allzeit bereit sein muß.

Was die Leistung angeht, so kann sie sich gut sehen lassen: Bis 1976 ging es kontinuierlich aufwärts, beinahe steiler als bei den Mitkonkurrenten am Niederrhein, einschließlich Duisburg (Abb. 11). Unter den rund 85 öffentlichen Binnenhäfen hält Krefeld ziemlich konstant den 8. Platz, obwohl Krefeld inzwischen gleich den anderen Binnenhäfen einen Umschlagrückgang verzeichnen muß.

Der Hafen hat einen ordentlichen Etat (Wirtschaftsplan) von rund 10 Millionen Mark. Vor zehn Jahren waren es noch knapp sechs Millionen DM. Dieser Aufwand ist bis auf einen Betrag von ungefähr einer halben Million Mark in normalen Wirtschaftsjahren durch Einnahmen gedeckt. Das ist eine relativ gute Leistung, wenn man bedenkt, daß der jährliche Schuldendienst für die Hafenerweiterung in Höhe von knapp 3/4 Millionen DM voll aufgebracht werden mußte — obwohl es sich hier um ein Projekt zumindest einer Generation handelt und obwohl Hafenbau ein Unternehmen ist, aus dem sich die Stadt gleichzeitig Steuereinnahmen und Arbeitsplätze verspricht.

Werfen wir am Schluß noch einmal einen Blick über das ganze Unternehmen: Wir blicken auf den Rheinstrom, der eine der wichtigsten Lebensadern ist und bleiben wird. Ihn wollten die Krefelder Stadtväter erreichen und nutzen. Am 6. Juli 1981 jährte sich zum 75. Mal der Tag, an dem ihnen das gelang. Wünschen und hoffen wir, daß es uns und unseren Nachfahren gelingt, das Werk zu wahren und weiter zu fördern.



# Wilhelm Stefen, der letzte Bürgermeister von Fischeln

von Ludwig Blum

Die Gemeinden gingen wohl ursprünglich aus der Stammesgemeinschaft hervor, die sich in Hundertschaften unterteilten. Am Niederrhein bezeichnete man Siedlungsgruppen als Honschaften. 1484 hören wir auch von Fischeln als einer Honschaft. An der Spitze stand der Hon, der aus dem Kreise der Bauern zu diesem Ehrenamt berufen wurde. Etwa vom 17. Jahrhundert bis zur französischen Besetzung (1794) wurde Fischeln von Vorstehern verwaltet. Die letzten waren Johannes Graffschaft und Henricus Diebers. Unter der französischen Herrschaft fungierten als „Agent“ Heinrich Möhlen und Frammig Nethen. 1803 wurde Fischeln zur „Mairie“ (Bürgermeisteramt) erhoben. Die Gemeinde erhielt in der Person von Jakob Buscher einen Maire, welcher der Vorfahre aller nachkommenden Bürgermeister war. Bis zur Aufgabe der Selbständigkeit (1929) folgten noch 9 Bürgermeister. Der zehnte und letzte Bürgermeister war Wilhelm Stefen.

Wilhelm Stefen wurde am 6. 6. 1867 zu Baumberg bei Solingen als Sohn des Gärtners Wilhelm Stefen und seiner Ehefrau Elisabeth Nicolin geboren. Seine Lehrlings- und Vorbereitungszeit verbrachte er in der Gemeindeverwaltung zu Benrath bei Düsseldorf. Nach der Lehrzeit war er in den Gemeinde- und Stadtverwaltung Bokum und Duisburg als Sekretär tätig. Seine erste Bürgermeisterstelle trat er im Mai 1898 in Alpen an. Er blieb nicht lange; bereits ab 1. 9. 1898 leitete er das Bürgermeisteramt zu Fischeln.

Der Aufschwung Fischelns ist zum großen Teil sein Verdienst. In dankbarer Anerkennung hat der Gemeinderat Fischeln ihm zu Ehren die Bahnstraße in Wilhelm-Stefen-Straße umbenannt. Dies geschah 1928 aus Anlaß seines 30jährigen Dienstjubiläums.

Jahrhundertlang lebte Fischeln als Ackerdorf, bis nach der Franzosenzeit die Hausweberei hier heimisch wurde. Mit Wilhelm Stefen kam nach und nach die Industrie in den Ort. Zielstrebig und mit viel Tatkraft bemühte sich Bürgermeister Wilhelm Stefen um die Geschicke des Ortes. Im Jahre 1900 wurde das „Krefelder Stahlwerk“

auf Fischelner Boden errichtet. Die Schwerindustrie kam in den Ort und brachte vielen Menschen Arbeit und Brot. Es folgten weitere industrielle Werke, Stahl- und Metallwerke, chemische Fabriken, Webereien, Färbereien, Kalksandsteinwerke und Ziegeleien ließen sich in Fischeln nieder, die allein etwa 2500 Menschen beschäftigten. Als Wilhelm Stefen nach Fischeln kam, zählte Fischeln etwa 6700 Einwohner, zur Zeit der Eingemeindung (1929) waren es 9320.

Aus dem stillen Weberdorf war ein Großstadtvorort geworden. Unter der Leitung von Bürgermeister Stefen ist in den Jahren vor der Eingemeindung vieles geschaffen worden. Die meisten öffentlichen Bauten des Ortes waren sein Werk. Viele Schulbauten wurden errichtet oder erweitert: Niederbruchscheule (1903), Evangelische Schule (1904), Stahldorfschule (1906/1912), Südschulhaus (1912), Marienschulneubau (1914). Der Bau eines Rathauses wurde notwendig und 1910 vollendet. Ein Gemeindekrankenhaus wurde 1911 erbaut. Im Jahre 1911 wurde auch das Fischelner Gaswerk erbaut, wodurch Fischeln vom Krefelder Gas unabhängig wurde. 1925 erwarb die Gemeinde ein geräumiges Waisenhaus. Bürgermeister Stefen war im Ort beliebt. Er war für jeden zu sprechen. Es gab kaum eine Veranstaltung im Ort ohne Bürgermeister Stefen. In Notzeiten, zum Beispiel während des Ersten Weltkrieges, nahm er sich seiner Gemeinde besonders an. Er bemühte sich sehr, um die Versorgung der Bevölkerung sicherzustellen.

Bürgermeister Stefen hat auch die Verhandlungen geführt, die der Eingemeindung vorausgingen. Er hat versucht, das Beste daraus zu machen. Aber nicht die Willensmeinungen der Gemeinden waren maßgebend, diese wurden nur gehört; der preußische Landtag entschied.

Wilhelm Stefen war für Fischeln der letzte Bürgermeister alter Schule. Bei ihm lagen noch Gemeindeverwaltung und Gemeindevertretung in einer Hand. Nach der Eingemeindung wurde Bürgermeister Stefen

Beigeordneter der Stadt Krefeld und blieb Bürgermeister von Fischeln bis zu seinem Tode am 5. 5. 1931. Unter sehr großer Beteiligung der Bevölkerung wurde er auf dem Fischelner Friedhof beigesetzt.

Das Bürgermeisteramt damaliger Zeit ist mit dem heutigen nicht zu vergleichen. Heute steht neben dem gewählten Oberbürgermeister, der dem Stadtrat vorsteht, der besoldete Oberstadtdirektor als Chef der Verwaltung. Beide Funktionen, Bürgermeister und Gemeindegeldirektor, waren vor 1945 in einer Hand, nämlich in der des besoldeten Bürgermeisters.

Bürgermeister Wilhelm Stefen hat Fischeln zu einem großen Teil geformt und geprägt. Weit über den Ortsbereich hinaus war er bekannt. Seine fachliche Qualifikation wurde besonders im Landkreis Krefeld anerkannt. Der Presse gegenüber war er recht aufgeschlossen. Sein Wahlspruch lautete: „Der Beamte ist für den Bürger da und nicht der Bürger für den Beamten“.

Vor allem die alten Fischelner werden sich immer gern an Bürgermeister Wilhelm Stefen erinnern. Für Fischelns Entwicklung war er ein wichtiger Mann, den man nicht vergessen darf.

#### Anmerkungen

Eine Abbildung von Wilhelm Stefen ist veröffentlicht in: Die Heimat, 50, S. 183, Krefeld 1979.



# Reiseberichte von Krefeld und seiner Umgebung

Zusammengestellt und erläutert von Friedrich Gorissen

Der Titel ist — wenn man die ersten Beiträge liest — nicht wenig hochstaplerisch; von Krefeld ist keine Rede, und von der Nachbarschaft werden nur die am Rhein gelegenen Orte erwähnt. Heimatgeschichte wird von innen heraus geschrieben; ganz groß der Kirchturm in der Mitte, ganz klein die Welt da draußen. Reisende sind objektiver oder grausamer — je nach den Erwartungen des Lesers. Der Krefelder Leser mag enttäuscht sein, wenn in frühen Reiseberichten so selten von seiner Stadt die Rede ist. Aber er muß an die Reisenden denken; sie fahren auf der einzigen hinlänglich sicheren und zuverlässigen Straße — auf dem Rheinstrom. Und vom Rhein her kann man wohl Uerdingen und Linn, nicht aber Krefeld sehen. Erst am Ende des 17. Jahrhunderts werden brauchbare Poststraßen angelegt. Aber Krefeld ist in das Straßennetz nicht eingebunden; darum findet man häufiger Nachrichten über das Posthaus von Hochstraß (östlich Moers) als über die Stadt Krefeld. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts hat die Stadt so viel Eigenes bekommen, daß Reisende zu einem Abstecher angeregt werden. Übrigens: würde man alle bekannten Skizzenbücher und Studien von Malern in derselben chronologischen Folge zusammenstellen, so sähe das Bild kaum anders aus; schließlich sind ja die Skizzenbücher auch eine Art Reisetagebücher.

Das ist — aus der Vogelperspektive gesehen — die Summe aus einer großen und zum größten Teil bislang un- oder wenig bekannten Sammlung von Reiseberichten, welche der Verfasser während langer Jahre in Archiven und Bibliotheken gesammelt hat. Zwar ging es ihm zunächst um die Stadt Kleve, deren Archiv er betreute; aber schon vom Anfang des Sammelns an wurde auch die engere und weitere Umgebung mit aufgenommen; das half, den Horizont wörtlich und bildlich zu erweitern, zugleich forderte dies die einfache arbeitsökonomische Überlegung, daß es einfacher ist, aus einem seitlichen Buch ein paar Seiten zu kopieren, die man im Augenblick nicht benötigt, als später noch einmal gezwungen zu sein, die zeitraubende Prozedur für einen Nachbarort zu wiederholen.

Noch immer ist der Verfasser der Meinung, die ganze umfangreiche Sammlung sollte insgesamt (für den Niederrhein) oder abschnittsweise (für einige Landschaften) publiziert werden. Vielleicht regt das erste Häppchen aus einer buchtüllenden Sammlung allein von Reiseberichten über die weitere Umgebung von Krefeld (welche die Redaktion der „Heimat“ in den nächsten Jahren und in hoffentlich solideren Happen veröffentlichen will) die öffentlich bestellten Verwahrer der dafür bestimmten Fonds an, über die notwendige Gesamtpublikation nachzudenken.

Ein Wort noch zur Darbietung. Dem Leser wird es nicht einfach gemacht. Da bis weit ins 17. Jahrhundert die anspruchsvollsten Texte lateinisch geschrieben werden und mehr Ausländer als Oberdeutsche von ihrer Reise auf dem Rhein und durch das Niederrheinland berichten, so wird er sich meist mit fremdsprachigen Texten auseinanderzusetzen haben. Das Original verdient auf jeden Fall den Vorzug vor der Übersetzung, denn nur die Sprache der Autoren vermittelt das so wichtige Zeitkolorit und läßt Temperament und Bildungsstand der Schreiber richtig erkennen. Eine zusätzliche Übersetzung würde den Umfang des Ganzen verdoppeln und damit die Aussicht auf den Druck der ganzen Sammlung vollends illusorisch machen. Dagegen wurde auf die Wiedergabe des ganzen Titels und auf einen umfassenden Anmerkungsapparat großen Wert gelegt.

## I.

Bernardus MOLLERUS, durch die Fürsprache des fürstbischöflichen Leibarztes Dr. Gerhard Martellus vom münsterischen Bischof Johan Graf Hoya ins Hofgesinde aufgenommen als Beichtvater des Bischofs, starb als Kanoniker zu Vreden. Sein Rhenus — gewiß angeregt von der Mosella des Ausonius, die zwar um das Jahr 375 niedergeschrieben, aber erst durch die Druckausgabe (Antwerpen 1568) des aus Kranenburg stammenden Altphilologen Theodorus Poelman (1510 — nach 1580) M. und seinen Zeitgenossen bekannt geworden ist

— ist das erste Werk einer zahlreichen Gattung von Rheinführern, an deren Ende — seit der Einführung der Lithographie — die Rheinpanoramen stehen. Die erste Auflage des Buches ist von 1570. Der nachfolgende Text ist aus der von mir kopierten Auflage von 1571.

## 1570

Rhenus et eius descriptio elegans, a primis fontibus usque ad Oceanum Germanicum; vbi Vrbes, Castra, & Pagj adiacentes. Item Flumina & riui in hunc influentes, & si quid praeterea memorabile occurrat plenissime carmine Elegiaco depingitur. Auctore D. Bernardo Mollero Monasteriens. Coloniae, Aqvd Ioannem Birckmannum, Anno 1571. Cum gratia & priuilegio Caes.Majest.

[196] Liber Rheni quintus a Titio<sup>1</sup>, quod e regione vrbis est Agrippinae, vsq; Vesaliam inferiorem, vbi Rheni & Lippiae fluminum est confluens, deductus.

Argumentvm in librum Rheni Quintum, à Colonia vsque Vesaliam inferiorem . . .

[197] Rhenus verò longè latèque diffusus pagum habet à dextris, qui vocatur ad Saxum<sup>2</sup>; inde nonnihil remotum à sinistris opp. habet Nuesium<sup>3</sup>, sed tamen fossa deducta ciuitatem alluit.

Dusseldorpium à dextris, fluuiumq; ibi Dusselam accipit. Distat Nuesio Dusseldorpium decem [198] stadiis & sex.

Inter Voringiam<sup>4</sup> & Dusseldorpium sunt centum stadia.

Rhenus opp. à sinistris habet Keisersuerdt, Traiani, ceu putant, Coloniam<sup>5</sup>.

Inter Dusseldorpium & Traiani Coloniam<sup>5</sup> quatuor mille passus: Non procul à Rheni sinistris Gelduba<sup>6</sup>, praeclarum quondam opp. iam Gelb, pagus est, è regione arcis Lien<sup>7</sup>.

Rhenus dum continuo labitur cursu, à dextris longissime Cruisburgum<sup>8</sup> praeterit: insulam facit exiguam; à dextris pagum alluit Vitteriam<sup>9</sup>; à sinistris opp. habet Ordineum<sup>10</sup>.

A Colonia Traiana vsq; Ordineum sunt quadraginta stadia.

Rhenus à sinistris habet altam Butbergam<sup>11</sup>, Frimarsenium<sup>12</sup>, Morsani principis arcem in insula: à dextris Angerordum<sup>13</sup> arcem, & Angeram flu. habet: à sinistris pagum Eimericum<sup>14</sup>; ibiq; facit insulam.



Rhenus mutando hic sepius alueum suum,  
Asciburgium ex dextra, in sinistran fudit;  
vbi adhuc iuxta Asschenburg, siue Assce-  
am<sup>15</sup> veteris alvei vestigia cernuntur [199]  
locis passim paludosis. Rhenus fossa de-  
ducta accedit opp. Duisburgum à dextris.  
antea quod Rheno proximum extiterat, iam  
remotissimè distat.

Inter Ordineum & Duisburgum sunt sex  
mille passus.

Rhenus Rurordum eadem parte perexi-  
guum, sed pulcherrimum, alluit oppidum,  
flumenque Ruram ibi excipit validissimum.  
[...]

Rhenus autem dum pergit à dextris Ems-  
cerum habet fl. eadem parte arcem in der  
Knipen<sup>16</sup>, à loeua pagum Alen<sup>17</sup> ha-[207]  
bet, à dextris pagum Vualtzen<sup>18</sup> praeterit.  
A Duisburgo vsq; Vualtzen quatuor millia  
passuum.

Rhenus proinde subit Orsenium<sup>19</sup> à loeua,  
Berichium<sup>20</sup> nec non Burichium<sup>21</sup> oppida  
eadem parte. Inde Vesaliam à dextris  
inferiorem fossa alluit: ibiq; flumen Lippiam  
digerit.

[206] Ore supra Saxum dextro spumoso  
oberrat.

Rhenus: adhuc Saxi<sup>2</sup> nomina tractus ha-  
bet.

Rheno tractus adest: remouetur Nußia Rhe-  
no;

Hic facies Rheni lata repellit humum.  
Dextra procul gestit loeuam distare: tre-  
centis

Et pedibus Rhenum mille fluuenta tra-  
hunt.

Nußias (quam reliqui dixerunt Nuesion<sup>3</sup>) agris  
Praesidet: ad loeuam praesidet ista  
latus.

Flumen ab auerso deduxit gurgite Rheni:  
Quam reunit Tethys, arte reduxit aquam.

[207] Diruta cernuntur veteris vestigia  
Rheni,

Claßis vbi stabat, terra refundit agros.  
Annulus excelso murorum vertice pendet;  
Quo solitus cymbam nauta ligare fuit.

Vrbs (fateor) ratione loci speciosa videtur:  
Delicijs Rheni dignas carere minus.

Dußela defertur proprij sub nominis vrbem:  
Excipit hunc Rheni dextera: flumen  
amat.

Dißidet hoc statijs Voringia<sup>4</sup> flumine cen-  
tum;

Dißidet hinc pedibus Nußia mille decem.  
Vrbs est; Caesareo deducit ab hospite  
nomen.

Si non Caesareo nomen ab ense capit.  
Traiani fuerat quandoque Colonia<sup>5</sup> diui:  
Tunc vrbs: iam lacerae rudera sedis  
habet.

Omnia mutantur: vicus iam cernitur esse.  
Paßibus hinc refugit Dußela mille  
quater.

In miseris pauper latitat Gelduba<sup>6</sup> ruinis:  
Eminus ad loeuam fluminis illa stetit.

Dicitur arctato Gelbis iam nomine: firma

Contigua pagum parte Liaena<sup>7</sup> videt:  
Longius abscedit Cruisburgo<sup>8</sup> dextera  
Rheni.

Hic ex diuiduis insula surgit aquis.  
Poßidet angusto Vuitleria<sup>9</sup> culmine dex-  
tram:

Margo sed Ordineum<sup>10</sup> moenia loeuus  
habet.

Ordineum sedes remouet Traiana recuruo  
Limite; iam fluuij circulus auget iter.

[208] Mille quadraginta totidemque Colo-  
nia palmis

Dißidet: adiungas millia quinque pedum.  
Praeterit obliquo Butergum<sup>11</sup> flumine Rhe-  
nus:

Et latus ad loeuum cernere recta potest.  
Inde Frimarsenum<sup>12</sup>, Morsani sustinet inde

Praesidium: loeua spectat vtrunque  
manu.

Arce sub Angordo<sup>13</sup> prouoluitur Angera:  
dextram

Alueolo Rheni liberiore subit.  
Emericum<sup>14</sup> loeua Rheni tellure leuatur.

Insula disiecto protinus amne venit.  
Asciburgiaca simulacrum continet vrbis

Aßchera<sup>15</sup>: sed loeuum continet illa  
latus.

Transfuga seducto mutauit flumine graßum  
Rhenus: adhuc priscae fossa notatur  
aquae.

Ergo fit ad loeuam transferri saepius arua,  
Quae prius ad dextrum fuderat nuda  
latus.

Paßibus Ordineum Duisburgo mille recedit:  
Addito viginti millia quinque pedum.

Moenia Duisburgi dempto iam flumine  
spernit

Rhenus: & offenso degener amne fugit.  
Quas igitur vindex turbae Natura negauit,  
Turba sibi demptas arte reduxit aquas.

Fossa labris Rheni longo deducta meatu,  
Exiguas vrbi mittit adeße scaphas.

Antea sublimes adierunt moenia cymbae:  
Vix grauidas potuit ripa tuliße ratels.

[209] Tum fuerat, pauper vix vt mercator  
adeßet,

Emporij foelix commoditate forum.  
Omnia mutato fatorum cardine versa:  
Omnia subducto perdidit amne locus.

[...]

[216] Moenia pulchellae Rurardum defluit  
vrbs

Angulus haec Rurae nomina ferre potest.  
Rura graui tandem motu defeßus aquarum,  
Cum famulis Rheni scepra subintrat  
aquis.

Turgidus accepto decurrit flumine Rhenus,  
Maior & auxilio fluminis esse nequit.

Attrahit à dextris Emscheri cornua; dextro  
Limite Cnipeni<sup>16</sup> moenia Rhenus habet.

Alenium<sup>17</sup> loeua prospectat amabile, dextro  
Valsenium<sup>18</sup> cornu Rhenus inane ferit.

Huc à Duisburgo simul atq; fluuenta subegit,  
Ad quatuor paßus mille peregit iter.

Orsonij<sup>19</sup> sedeis loeua metitur: eadem  
Berichium<sup>20</sup> lustrat, Burichiumq<sup>21</sup>, fugit:

Illud in extremo spectatur margine Rheni:  
Longius hoc Rheno deuia, arua colens.

Huc à Valsenio stadijs vt paupere centum  
Aedior fluctu Rhenus ouante ruit;

Abb. 1. Karte der Grafschaft Moers; ge-  
zeichnet von Johann Mercator, einem  
Enkel des berühmten Kartographen Ger-  
hard Mercator







Eminus augusto Vesalia culmine surgit:  
Fluminis ad dextram lippia flumen habet.  
Lippia Velledae castris & nomine quondam  
Clarus: & haec verae praesentis sortis erat.  
[...]

- <sup>1</sup> Tuitium: Deutz  
<sup>2</sup> ad saxum: auf dem Stein; auf dem re. Ufer gegenüber Neuss zw. Volmerswerth und Hamm (Borris-hof)  
<sup>3</sup> Nuesium: Neuss  
<sup>4</sup> Voringia: Worringen; die Entfernung von Düsseldorf (100 Stadien) macht wahrscheinlich, daß Moller die Stadie - deren Länge in der Antike (800 Fuß) ihm unbekannt war - zu 100 Ruten (etwa 365 m) rechnete.  
<sup>5</sup> Traiani Colonia: Kaiserswerth; dort suchte schon Willibald Pirckheimer (Germaniae tam superioris quam inferioris descriptio, Norimbergae 1530, p. 675) die Colonia Traiana. Die Lage zum Rhein, der schon im späten Mittelalter links von der ehemaligen Insel (K. = Caesaris insula) floß, hat M. irrig angegeben.  
<sup>6</sup> Gelduba: Gellep  
<sup>7</sup> Lien: Linn  
<sup>8</sup> Cruisburgum: Kreuzberg; damals bergischer Weiler jenseits des Kaiserswerth umfassenden Altrheins.  
<sup>9</sup> Vitlaria: Wittlaer unterhalb Kaiserswerth. In dieser Gegend verzeichnen ältere Karten 2 Rheininseln.  
<sup>10</sup> Ordineum: Urdingen; willkürliche Latinisierung  
<sup>11</sup> alta Bulberga: Hohenbudberg  
<sup>12</sup> Frimarsenium: Friemersheim. Die moersische Burg ist der Wertsche Hof.  
<sup>13</sup> Angerordum: Angerort, berg. Burg an der Mündung der Anger  
<sup>14</sup> Eimericum: Hochemmerich; die Rheininsel ist die von Werthausen. Im kiev. Rheinbefahrungs-Protokoll von 1540 (HStA Düsseldorf, Kieve-Mark, Akten XII nr. 1) heißt es: „Under der Haeck up der Moerscher syden an dem Rhyne baoven dem Veer to Wardthuysen ligt eyn bloit sandt ind dair beneden is vortan eyn hoig oever ind brickt dem lande aff.“  
<sup>15</sup> Asciburgium, Asschenburg, Assora: Asberg, Essenberg. Das Protokoll von 1540 hat: „Molle. In dem Rhyne boeven Eschenberger hoefde na der Moerschen syden wart hengt syne watermolle tostendich den graven van Moerß. Is to erkundigen off diese molle van rechts oder alder gewintheit wegen off durch vergunstigh onß g. heren hiir gehangen. - Eschenberger steyn. Under der molle vurß. In an dem Eschenbergschen hoefde ligt der Eschenberger steyn. In wirt althyr an den Eschenberger steyn genompt. - Toll van Keyserweert. An den Eschenberger steyn van boeven heraff endigt der toll van Keyserweert up dem Rhyne strome, ut aliqui dicunt, all secus. - Toll van Orsol. An dem Eschenberger steyn antofangen nederwart is in den toll to Orsol. Alj dicunt et verius, dat die regalia des hertogen van Cleve antofangen im Rhyne tegen der Anger ten halven heraff.“  
<sup>16</sup> Emscerum flumen, in der Knipen: Haus Knipp an der Mündung der Emscher. Das Protokoll von 1540 hat: „Dat guet genompt die Knype is eyn guet oder erffguet onß g fursten ind heren hertogen to Cleve ind tengt van boeven an den Overkampe - der mit dair in gehort - an ind geeth benederwart den Rhyne heraff bis an gen Foegelswert. Ind heft dit guet eyns edelmans geseß ind woninge. Ind oic die twee kotten ten Boeken mit dairin gehoerende. Is ditselve guet ter Knypen eyn dapper weidelick guet an Bowlande, wyngarden, weyden ind warden. Ind es maig die Knype verpandert stain Hantzlaire den Drost van Mille ...“  
<sup>17</sup> Alen: Hoch- und Niederhalen, beide Dörfer getrennt durch die Rheinschlinge um die Beeckerwerth. Der Strom untergrub damals noch die Verbindung zwischen ihnen. Das Protokoll von 1540 hat: „Haelen is eyn kirspell tokoemende den graven van Moerse. Ind in diesen kirspel sint voel gueder gelegen tostendich dem hertogen van Cleve, die gantz fryg sint, so dat die luyde dairaff den Moerschen kloekenslage nyet hebben to folgen ind heft der grave van Moerse noch gebot noch verbot dairup. Maig oeck nyemant dairaff doin haelen der syne toffucht up ennig der gueder nympt. - Langs Haelen

heraff up der Moerschen syden an dem Rhyne is eyn hoig over ind lopt mercklich aff ind dair tegens die Knype gewynt dapper an.“

- <sup>18</sup> Vualtzen: Walsum  
<sup>19</sup> Orsenium: Orsoy; ähnliche Latinisierung wie Ordineum  
<sup>20</sup> Berichium: Rheinberg  
<sup>21</sup> Burichium: Buderich

## 1577

Ein Naw Reysebüchlein von der Stadt Dresden aus durch gantz Deutschland / Einem jeden der es wandern wil / notdürfftig zu wissen / & c. Auch der Keyser / Könige / Chur vnd Fürsten / Geistlich vn Weltlich / Hoffleiger / Desgleichen alle geschlecht der Graffen in deutschland vntr dem heiligen Reich / vnd wo ein jeder geseesen / & c. Sampt einem Register / darinnen alles ordentlich angezeigt / wo ein jeder zu befinden ist. Durch Daniel Wintzenberger / weiland Churf. Säch. Postbe-reiter.  
 Das Erste Theil. Dresden. 1577.

Verzeichnis der Haupt-Reiserouten, davon nur eine rheinab:<sup>1)</sup>

### Das XXXVII. Capittel.

Was für Stedt von Speier / auff dem Rein hinab gegen Cöln / vnd ferner hinab vntr Reest do der Rein sich in drey theil begibt / Als nach Nimwegen / Dortrecht vnd Deuenter / vnd komen alle drey Ströme in die Westsee.

3. Franckenthal.  
 3. Wormbs. ⊕  
 1. Gernsheim.  
 4. Oppenheim.  
 3. Meintz. \*  
 4. Bingen / aldo der Meusethurm im Rein.  
 2. Tregshausen.  
 3. S. Gewer vñ Reinfels. \*  
 3. Poppert vnd Kawe.  
 4. Cobelentz vnd Ehrenbreitstein. \*  
 7. Bonn ⊕  
 4. Cöln am Rein. ⊕  
 5. Neus. ⊕  
 1. Düsseldorf. \*  
 3. Keyserwerdt.  
 3. Wals.  
 4. Beurigk.  
 1. Wesel ⊕  
 2. Santhem.  
 2. Reest. Aldo theilet sich der Rein in drey Ströme / vnd erstreckt sich ein jeder strom fast vngefehr in die 14. meilen. Summa 76. Meilen.

<sup>1)</sup> Die Reiseroute ist zu Schiff und darum rheinabwärts, daher auch der Uferwechsel. Die Ziffern vor dem Ortsnamen sind die Entfernung vom vorge-nannten Ort (in deutschen Meilen zu etwa 7 km).

## 1579

Ein Naw Reyse büchlein / von der Weltberühmbten / Churfürstlichen Sechsischen Handelstad Leipzig aus / durch die vornehmsten örter in Deudsch Land / vnd etzlicher anstossenden Königreichen vnd Landern. Sampt einem Register darinnen alles ordentlich ange-zeigt / was in einem jeden Capittel erkleret wird. Durch Daniel Wintzenberger / weiland Churf. Sechsis. Postbe-reyter. Mit Röm Kay. Mayts begnadung / etc. Anno M.D.LXXXIX.

Das II. Capittel.  
 Was für Wasser in den Rein fliesen.  
 [...]

51. Wipper bey Reindorff.  
 52. Erff bey Neuß.  
 53. Düssel bey Düsseldorf.  
 54. Aggara bey Angerotta.  
 55. Rur bey Rurorn.  
 56. Rura bey Dienßburgk.  
 57. Lippa bey Wesel.  
 58. In die Twal laufft Luncken bey Forckheim.  
 59. In Rein leufft Renen bey Renen.  
 60. In die Isel leufft die Ala bey Dießburgk.  
 61. Die Embs bey Zutphen / vnd kommen in die West-See.

<sup>1)</sup> Die Kenntnis der niederrheinländischen Geogra-  
 phie ist nur als Sammlung unverstandener Lese-  
 fruchte zu erklären. 55/56 meint die Ruhr mit Ruhr-  
 ort und Duisburg. - 58. In die Waal läuft die Linge bei  
 Gorinchem (!). - 59. Bei Rhene mündet kein Fluß.  
 -60. Bei Doesburg mündet die Alte Isel in die Isel.  
 -61.: Bei Zutphen mündet die Berkel.

### Das VII. Capittel.

Was für Stedt auff dem Rein gelegen / Von Costantz bis da er sich in drey Teil teilet / vnd komen doch alle drey Ströme in die West See.

- [...]  
 34. Cöln am Rhein. ⊕  
 35. Neus. ⊕  
 36. Düsseldorf. ⊕  
 37. Keyserwerdt.  
 38. Woltza.<sup>2)</sup>  
 39. Beurig.<sup>3)</sup>  
 40. Wesel.  
 41. Santhem.  
 42. Rest.  
 43. Emmerich. Do teilet sich der Rein in drey Theil. / vnd zur Rechten handt der strom wird die Isel genant / vnd zur Lincken die Twal / vnd bleibt der Rein in der mitte...

<sup>2)</sup> 38. Walsum.  
<sup>3)</sup> 39. Buderich.



# Mundart

## Die Kro-estrek

von Theo Wierichs  
(Mundart: Krefeld-Hüls)

Angeni-es freut sech ömmer, wenn me ens op enne köttem Bubbels be-i ür ereenkikt. Se ös oll huech en de achzig, ävver noch sue monter wie enne Kri-ekel. Ür twie Zemmerkes blenke wie en Klökske, on wenn se en et Stöövke an de Ram sett, krett se noch olles möt, wat op de Stro-et jeschitt. Als ek lez op de Namesdoog jrateleijere ko-em, holde se ut de Jloserkoos twie Jläskes on en Flääsch Ördengsche Klo-ere on seit: „Maak se mar selwer op, Jong, dat konn ek ne-it mier. Dä Stopptrekker läk do-e enn de Kro-estrek.“ Als ek möt dä Stopptrekker trük ko-em, mut ek wal en bedsche jejrüeselt hadde, weil se jett spez seit: „Dou bruks ne-it sue de jriellächere, fröijer jo-ev et en jedder jerejelden Huusholt en Kro-estrek. Die Weäver hoden döks en Bobine-käske, wo-e olles drenn jedeut ward, wat me ne-it trek fottschmiete woll. On die olde Hölsche schmi-ete ne-it sue jau jett fott, wie dat op vandag sue jemäk wöd. Die breite jröder Denge, wat onnötz eröm stung, et üesch ömmer op et Bü-en off stellden et enne Schopp. Ävver dä kleene Kro-em, dä se ne-it mier sue reit bruuke koose, off dä se ens jau ut de Honk lägge wolle, dä ko-em en de Kro-estrek.

On wat do-e ne-it olles drenn de fänge wo-er: Offgebro-ekene Schliü-etels, postelne Knööp on Reng von de Jadine, Knäuels Ko-ed, ahl Schruve on Schrükkes, Speite on Heffzwekke, Boxeknööp on Krareknöpkes, Hölpeschnalle, enkle Haasche on Schunsrieme, en ahl Uhrkett, Be-ijerdeckels, enne Stopp von de Flääsch Schampanjer, die U-eme Hendrik op sinne Si-evenzigjöhrije spende-ijert hot, en Ru-es von de Schietbud op de Kirmes, en paar Brokke von de letzte Fastelo-evend, bleäkere Pellendöskes on Radierjummí, en kapott Feuerzeug, en blóng Täschelomp, Billjett von de Bahn op den Drachenfels, en paar Muschele von de Nordsee on en Medallig von en Keävelsreis.

Ja, wä jenn Kro-estrek hod, däm felde jett, weil männig Denge an jett erennerde; Fotoalbums hoden die Lüh noch ne-it. On wo-e woll me ook no-ekieke, wenn jett fottgekueme wo-er? Me moos blues versechtig sien, wenn me die Kro-estrek opmake woll. Ne-it de jau und ne-it de hatt, sons sott sech jett twee-äsch on dann jing se ne-it mier op on ne-it mier tou. On wenn me long jenug jevrasselt on jefummelt hot on woll et donn möt Jewolt twönge — schrumm — flutschde die Trek onverhüts erut on de jonze Kro-es flo-eg dur de Stuev.

Donn waad möt jut Verzuun durjeschnöfelt, opgerümt on fottjeschmi-ete, on wenn me donn noch en paar verjeäte Jrosche jefonge hot, dann wo-er me si-eker, dat et

jebadd hot. Ävver blues dre-i Weäke later wo-er die opjerümde Trek perze-is wier en Kro-estrek.“

On dann knibbelde Angeni-es möt de Oge: „Pross Jong, dou häs jo-e enn dinn Wo-enes son neu Mu-edel, Schrankwand segge jlov ek do-evü-er, mech dönk do-e jövt et si-eker jenn Kro-estrek drenn? Off wie ös et?“

## Räkene

Mö mut all  
Jout räkene  
Jeliert hadde,  
Öm betits,  
Uttelle dö könne  
Dat öt möt  
Räkene allein,  
Op dees Erd,  
Ne-it jedoan  
Ös.

Hannes Martens †, Kempen - St. Hubert

## Wönktermeddig

Üever we-i-e, läje Bläeker  
Flieje Kroane wietöm ronk.  
Schni-e läk üever alle Jronk  
On ok schwoar op alle Däeker.

Mar en Stöndsche li-et dö Sonn  
All dä Schni-e ent Lonk he-i blöi-e,  
Joav möt Jlonz on joav möt Jlöi-e,  
Dröep drob en dö Räjentonn.

Hannes Martens †, Kempen - St. Hubert

Jrad, wä Duve  
Fouert, mut domöt  
Verlievnäehme,  
Dat sö öm öt Daak  
Utröste,  
Mar ok dä Nobber,  
Däm en Hänke  
Voll Fouer  
Dö vüel öss,  
Ka möt döselven  
Donk, telle.

Hannes Martens †, Kempen - St. Hubert

## Öt kiert sech alles

Öt kiert sech alles ob dees Erd,  
dodran luhnt öt dö denke.  
En Schlep dat noch ne-it onger ös,  
dat mutt ne-it ömmer senke.

On hopsdö hongertmoal verjääs,  
en Le-id on Nut on Hunger,  
ob ens, dou häes ne-it dröm jebät,  
jrad dann jeschüht en Wonger.

Hannes Martens †, Kempen - St. Hubert



# Alexander von Heimendahl

von Günter Schwabe

Mit der Geschichte der Stadt Krefeld in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, insbesondere in Hinblick auf ihre wirtschaftliche Entwicklung, ist der Name eines Mannes eng verknüpft: Alexander von Heimendahl. In älteren Jahrgängen der Zeitschrift „Die Heimat“ ist des öfteren an diesen in vieler Hinsicht um die Belange Krefelds verdienten Mann erinnert worden<sup>1)</sup>. In dem nachfolgenden Beitrag soll sich nun diesen skizzenhaften Annäherungen der Versuch einer Würdigung von Leben und Bedeutung Heimendahls, an dessen Person die gleichnamige Straße in Krefeld erinnert, anschließen.

Hugo Alexander Heimendahl, einer ursprünglich in Herscheid im Sauerland ansässig gewesen und 1753 in das Wuppertal gezogenen lutherischen Familie entstammend, wurde am 22. August 1827 in Elberfeld als Sohn des Kaufmannes Friedrich Wilhelm Heimendahl (1796—1850) und seiner zweiten Ehefrau Wilhelmine Brink aus Remscheid (1801—1890) geboren. Mit seinen Eltern und acht Geschwistern verzog Alexander in der Folge in das Elberfeld benachbarte Barmen, wo der Vater 1850 als Inhaber einer Seidenzwirnerei starb.

Sechzehnjährig kam Alexander Heimendahl 1843 nach Krefeld, um hier eine Lehrstelle in der Samtfabrik Jacob von Beckerrath Johannes Sohn anzutreten<sup>2)</sup>. Zwei Brüder folgten Alexander in die Seidenstadt: Gustav (1825—1908) wurde, nachdem der von ihm weitergeführte väterliche Betrieb eingestellt werden mußte, hier zunächst Direktor der Seidenzwirnerei an der Kronprinzenstraße, später Rohseiden- und Schappehändler. Robert ließ sich als Kaufmann nieder und war Teilhaber in der Seidenfabrik Hermes, Greeven und Heimendahl. Er starb schon 1862, 29 Jahre alt, vor der Eheschließung mit seiner Verlobten Eveline de Greiff, einer Tochter des Krefelder Rohseidenhändlers Moritz de Greiff und der Wilhelmine Amalie Heydweiller.



Abb. 1. Alexander von Heimendahl  
(Ölgemälde in Haus Bockdorf bei Kempen)



Nach seiner Lehrzeit verblieb Alexander Heimendahl in der Firma Jacob von Beckerath. Er machte in dieser Zeit die Bekanntheit des um zwei Jahre älteren Wilhelm Jentges, eines Neffen seines Lehrherrn<sup>3)</sup>, der nach seiner Lehre in der Seidenwarenfabrik Johann Kaibel dort Kommis und Teilhaber geworden war. Hieraus sollte sich eine lebenslange Freundschaft entwickeln, die auch auf geschäftlicher Ebene ihre Bestätigung fand: Zum Jahresbeginn 1855 traten Heimendahl und Jentges als Teilhaber in die Firma Jacob von Beckerath

ren Aktionäre und Aufsichtsratsmitglieder in Banken und industriellen Unternehmungen aller Art" berichtet ein Angestellter der Firma in seinen Erinnerungen<sup>4)</sup>. Seinen Chef Heimendahl beschreibt er wie folgt: „ein unruhiger Mann, energisch im Handeln und dementsprechend auch etwas herrisch. Er leitete als tüchtiger Fachmann hauptsächlich die Fabrikation und das Lager.“ Er galt als „politisch konservativ“. Die jährliche Produktion belief sich auf circa 75 000 – 80 000 Stück Sammet (ausschließlich der Samtbandherstellung)<sup>5)</sup>. Die Ge-

der Kammer übertragen, die er bis zu seinem Tode innehatte. Zu seinen ersten Bestrebungen gehörte, nach der Beendigung des deutsch-französischen Krieges 1870/71, die Erneuerung des für die Krefelder Seiden- und Samtindustrie so wichtigen Handelsvertrages zwischen den beiden Nationen, für die er sich bei dem preußischen Gesandten in Brüssel, der an den Friedensverhandlungen teilnahm, stark machte<sup>6)</sup>.

In seiner Funktion als Handelskammerprä-



Abb. 2. Familie Heimendahl 1866

Johannes Sohn ein und wurden, nach dem Ausscheiden Jacob von Beckeraths kurz vor seinem 1863 erfolgten Tode, Alleininhaber des ständig expandierenden Betriebes. Das Unternehmen beschäftigte mehr als 3 000 Weber, die zum Großteil in den umliegenden Ortschaften lebten und sich die zum Betrieb des Handwebstuhls notwendigen Materialien von ihrem Arbeitgeber ins Haus holten, um das nach Anweisung gewebte Stück dann dort wieder abzuliefern. Die Firma Jacob von Beckerath hatte sich auf die Samtproduktion spezialisiert, „schwarze und farbige Sammete und Sammetbänder (bildeten) einen der bedeutendsten Artikel der (Krefelder) Industrie“<sup>7)</sup>. „Ihre Firma galt für die beste und an Mitteln reichste der Stadt. Die Herren wa-

schäftsräume des Unternehmens lagen in der Rheinstraße, an der Stelle der heutigen Commerzbank.

1877 schieden Heimendahl und Jentges aus der Firmenleitung und übergaben sie an drei ihrer Angestellten, während sie selbst als Kommanditisten dem Unternehmen verbunden blieben. Heimendahl war es nunmehr möglich, sich intensiver den Aufgaben zu widmen, vor die er sich als Präsident der Krefelder Handelskammer gestellt sah. Seit 1862 Mitglied der Handelskammer, reiste Heimendahl als einer ihrer Vertreter unter anderem zu den Handelstagen in Berlin 1868, Leipzig 1872 und Berlin 1875<sup>7)</sup>. 1871 wurde ihm auf einstimmigen Beschluß hin die Leitung der Krefel-

sident besuchte Heimendahl 1873 die Weltausstellung in Wien und verfaßte anschließend einen Bericht über seine Beobachtungen auf dieser auch für die heimische Industrie bedeutenden Leistungsschau (allein aus Krefeld stellten 31 Seiden- und Samtfabriken aus)<sup>8)</sup>. Als die österreichische Kaiserin Elisabeth, die Gemahlin Franz Josephs I., den deutschen Pavillon auf dem Ausstellungsgelände besuchte und „keiner der anwesenden Herren der Kaiserin den Arm bot, um sie durch die Räume zu führen, nahm Alexander Heimendahl sich diese Freiheit und wurde dankbar gewürdigt“<sup>9)</sup>. Wohl nicht zuletzt auch für diese Kavallerstat wurde Heimendahl das Komturkreuz des Kaiser-Franz-Josephs-Ordens und der damit verbundene





Abb. 3. Haus Ostwall 227



Abb. 4. Haus Ostwall 215

persönliche österreichische Adel verliehen. Heimendahl machte von dieser Ehre allerdings erst Gebrauch, als er auch in seiner Heimat entsprechend dekoriert worden war<sup>11)</sup>.

In Anerkennung seiner Verdienste während der Wiener Weltausstellung erhielt Heimendahl 1873 den Titel „Preußischer Geheimer Kommerzienrat“.

In den folgenden Jahren nahm sich Heimendahl mit großem Eifer der Interessen des ihm zur Heimat gewordenen Krefeld an — für die Zähligkeit, mit der er die Belange Krefelds zu den seinen machte und in den zuständigen Behörden und Ministerien vertrat, war er bekannt<sup>12)</sup>. Mit Nachdruck setzte sich Heimendahl für die Errichtung einer staatlichen Webeschule ein, deren Neubau dann 1883 als „Königliche Webe-, Färberei- und Appreturschule“ an der Oberstraße (heute Lewerentzstraße) eingeweiht werden konnte<sup>13)</sup>. Auch des Baues der Kaufmannsschule der Handelskammer (1887 eröffnet) nahm sich Heimendahl als Kuratoriumsvorsitzender aktiv an<sup>14)</sup>. Seine Bemühungen und die seines Freundes Beigeordneten Jentges<sup>15)</sup> um die Vergabe eines Landgerichtes nach Krefeld blieben allerdings erfolglos<sup>16)</sup>. Von 1882 an (als Stadtverordneter der 1. Abteilung; seit 1885 auch Ehrenamtlicher Beigeordneter)<sup>17)</sup> war der Geheime Kommerzienrat auch in der städtischen Administration tätig. Heimendahls Wirtschaftskennntnisse hatten ihm einen guten Ruf eingebracht, man schätzte seinen Rat. So saß er unter anderem im Aufsichts-

rat der „Rheinischen Bahngesellschaft“ und, als Nachfolger von Jentges, in dem der „Deutschen Bank“. Die „Gewerkschaft Deutscher Kaiser“ — aus der die August-Thyssen-Hütte hervorgehen sollte — hatte ihm 1883 das Amt des Vorstandsvorsitzenden anvertraut<sup>18)</sup>.

Der deutsche Reichskanzler Fürst Bismarck berief Heimendahl, mit dem er während eines Kuraufenthaltes in Bad Kissingen 1879 zusammentraf und dinierte, 1880 in den Volkswirtschaftsrat, ein Gremium, dessen Aufgaben Bismarck so formuliert hatte: „Mein Bestreben geht dahin, den Entwürfen (betreffend Handel und Gewerbe; Anmerkung des Verfassers), vor ihrer Einbringung in die gesetzgebenden Körperschaften eine vorgängige größere Publicität und eine specielle sachkundige Beurteilung aus den Kreisen der hauptsächlich Beteiligten zu sichern. Dieser Zweck würde meines Erachtens durch die Herstellung eines permanenten Volkswirtschaftsrates zu fördern sein, welcher aus Vertretern des Handels, der Industrie, der Landwirtschaft und der übrigen Gewerbe behufs Begutachtung der wirtschaftlichen Gesetzentwürfe zu bilden wäre“<sup>19)</sup>. Dem Volkswirtschaftsrat war allerdings, da ihm vom Reichstag die Diäten verweigert wurden, nur ein kurzes und relativ unbedeutendes Dasein bis zu seiner Auflösung 1884 beschieden.

Im Mai 1888 wurde Heimendahl von Kaiser Friedrich III. in den erblichen preußischen Adelsstand erhoben. Zwei Jahre noch

konnte sich der so Geehrte seiner neuen Würde erfreuen: Am 29. Dezember 1890 erlag der Geheime Kommerzienrat Alexander von Heimendahl im damals italienischen Mentone an der Riviera einem Krebsleiden<sup>20)</sup>.

Ungeachtet der zahlreichen Verpflichtungen seiner geschäftlichen wie auch kommunalpolitischen Tätigkeit war ihm stets aber auch Zeit für den Rückzug ins Privatleben und für seine große Familie geblieben: 1855 hatte Alexander Heimendahl eine Krefelderin, die Tochter Lydia (1836 — 1914) des Seidenfabrikanten Gustav Arthur Hoeninghaus (in Firma Hoeninghaus und de Greiff) und seiner Frau Wilhelmine Winternitz geheiratet<sup>21)</sup>. Mit ihr und seinen acht Kindern — der älteste Sohn war kurz nach der Geburt gestorben — führte er ein offenbar sehr harmonisches Familienleben<sup>22)</sup>. Heimendahls bewohnten zunächst das Haus Ostwall 227<sup>23)</sup>. Etwa 1875 erwarb Heimendahl das sogenannte „Neue Schloß“, das sich der Kommerzienrat Conrad Wilhelm von der Leyen ab 1836 am Ostwall hatte errichten lassen (Ostwall 215)<sup>24)</sup>. Kurz vor seinem Tod hatte Heimendahl diesen Besitz an die Reichspostverwaltung verkauft<sup>25)</sup>. Den Einzug in das dann erworbene Haus — Ostwall 151 — hat er nicht mehr erlebt; seine Witwe bewohnte es bis zu ihrem Tod im September 1914<sup>26)</sup>. Die Sommermonate verlebte die Familie Heimendahl außerhalb der Wälle Krefelds: zunächst auf Großhüttenhof — später an die Familie Jentges übergegangen — oder in Godesberg, der beliebten Sommerfri-





Abb. 5. Haus Ostwall 151

sche, wo Heimendahl, wie so viele Kölner, Elberfelder und Krefelder Kaufleute, eine Villa besaß. 1874 erwarb der Kommerzienrat von dem Kaufmann Peter Floh dessen Gut Bockdorf bei Kempen, das sich noch heute im Besitz seiner Nachkommen befindet<sup>27)</sup>.

Am Kulturleben seiner Stadt teilnehmend, traf sich Heimendahl mit gleichgesinnten Freunden im „Kränzchen für Höheres“ („Mittwochränzchen“), zu dessen Mitbegründern er zählte<sup>28)</sup>. Seit 1869 bestand der „Verein für wissenschaftliche Vorträge“. Viele der zu Vorträgen nach Krefeld eingeladenen Referenten zu kulturellen und wissenschaftlichen Themen stiegen als Gäste im Hause Heimendahl ab, unter ihnen Heinrich von Treitschke<sup>29)</sup>, Emil Du Bois-Reymond<sup>30)</sup>, Wilhelm Heinrich von Riehl<sup>31)</sup> und Gustav Nachtigal<sup>32)</sup>. Als Mitglied des „Krefelder Singvereins“ gehörte Heimendahl zu dem Vorbereitungs-komitee für das im September 1858 in Krefeld veranstaltete Musikfest<sup>33)</sup>. Auch unter den Gründern des „Krefelder Concertvereins“ (1866) fand man ihn, und Heimendahl und seine Familie sahen unter ihren regelmäßigen Besuchern viele der Solisten, die man zu musikalischen Darbietungen in die Seidenstadt verpflichtet hatte, so Clara Schumann<sup>34)</sup>, das Ehepaar Amalie und Joseph Joachim<sup>35)</sup> und Max Bruch<sup>36)</sup>. Dem Kaiser Wilhelm Museum ist Heimendahl als Stifter des Gemäldes „Nierslandschaft“ in Erinnerung geblieben, wohl eines der bedeutendsten Werke des an der Düsseldorfer Kunstakademie bei Dücker geschulten Arthur Wansleben (1861 — 1917)<sup>37)</sup>.

#### Anmerkungen

- 1) vgl. Die Heimat 8/218 (Abb.); 10/119; 18/95; 194 (Abb.); 19/12; 34; 29/74 (Abb.).
- 2) Jacob von Beckerath (1792 — 1863), Sohn von Johannes von Beckerath und Anna Gertrud geb. Kalbel, errichtete für die Barmer Firma Metzger & de Bary eine Faktorei in Krefeld. Aus dieser entwickelte sich in den 40er Jahren sein eigenes Unternehmen (vgl. Die Heimat 10/119). Vielleicht kam A. Heimendahl durch die Verbindungen seines Lehrherren zu Barmen an die Krefelder Lehrstelle. Auch Heimendahls Vater hatte Geschäftsbeziehungen nach Krefeld, wie ein Brief von 1836 an den Seidenhändler Conrad Wilhelm Hoeninghaus bezeugt.
- 3) zu Wilhelm Jentges (1825 — 1884), Sohn von Isak Wilhelm Jentges und Anna geb. von Beckerath, vgl. Die Heimat 10/119; 18/193 (Abb.); 28/141; 29/74 (Abb.).
- 4) siehe Anmerkung 9, a.a.O. S. 21.
- 5) Die Heimat 10/119; H.R.: Erinnerungen eines ehemaligen Angestellten.
- 6) zur Entwicklung der Textilindustrie siehe: Hae-Bon Chung: Das Krefelder Seidengewerbe im 19. Jahrhundert (circa 1815 — 1880). — Phil. Dissertation Universität Bonn 1974.
- 7) Ludwig Friedrich Seyffardt: Erinnerungen. Leipzig 1900, S. 18 und 64; zu Seyffardt vgl. Aufsatz von Hartmut Rössel in: Die Heimat 48, S. 175.
- 8) Seyffardt, a.a.O. S. 61.
- 9) Alexander Heimendahl (als Vorsitzender der Section IV, Textilgruppe der Internationalen Jury): Bericht über Seiden und Seidenwaren auf der Wiener Weltausstellung im Jahr 1873. — Krefeld 1873 (Stadtarchiv Krefeld IV/125).
- 10) Die Heimat 18/95.
- 11) 1883 wurde ihm bei der Einweihung der Webeschule, für deren Bau er sich eingesetzt hatte, der Preußische Kronenorden 3. Klasse verliehen.
- 12) Oberlandesgerichtspräsident a. D. Jacques Wolff (Schwiegersohn Heimendahls): Alexander von Heimendahl. Manuskript. — [in Familienbesitz].
- 13) zur Webeschule (Textilingenieurschule): Die Heimat 27/89.
- 14) zur Kaufmannsschule: Die Heimat 8/218.
- 15) Wilhelm Jentges war seit 1879 bis zu seinem Tode 1884 Ehrenamtlicher Beigeordneter der Stadt Krefeld, siehe Die Heimat 29/28.
- 16) siehe hierzu: Jacob Kruss: Geschichte des Amtsgerichts und des Landgerichts in Krefeld. — Krefelder Studien 1: 207/65 (insbesondere 221 — 225); Krefeld 1973.
- 17) Die Heimat 29/28 — 31.
- 18) Wilhelm Treue: Die Feuer verlöschen nie: August-Thyssen-Hütte 1890 — 1926. — Düsseldorf 1966, S. 16.
- 19) Otto Fürst von Bismarck: Gesammelte Werke. Bd. 14, II (Briefe, Bd. II 1862 — 1898, herausgegeben von Windtband-Frauendienst 1933) (Brief vom 17.4.1880 aus Friedrichshagen an das Präsidium der Handels- und Gewerbekammer Pflauen).
- 20) In der „Krefelder Zeitung“ vom 30.12.1890 widmet Oberbürgermeister Küper ihm folgenden Nachruf: „Der heute in der Ferne verstorbene Herr Geheimer Kommerzienrat Alexander von Heimendahl hat seit einer langen Reihe von Jahren insbesondere als Präsident der Handelskammer, als Beigeordneter und Stadtverordneter sowie als Mitglied vieler Verwaltungskörper dank seiner ganz außerordentlichen Arbeitskraft und seines unermüdeten Eifers mit sichtbarem Erfolge zum besten seiner Heimat gewirkt und sich namentlich um die Förderung unserer heimischen Industrie große Verdienste erworben. Sein Verlust ist deshalb ein allgemein und tief empfundener. Sein Andenken wird bleiben und stets hoch und in Ehren gehalten werden.“
- 21) Der Großvater von Lydia, Kaufmann Friedrich Wilhelm Hoeninghaus (1771 — 1854) in Krefeld, war ein namhafter Naturforscher und Sammler von Fossilien. Über ihn (und die Familie Hoeninghaus) vgl. Die Heimat 4/311; 6/38; 8/42; 27/41; 28/69; 35/98; 37/94; 39/109; 40/103; 43/91; 44/142; 47/64; 49/112 sowie: Hugo Rütters: Ein Herr aus Krefeld weilte bei Goethe. — In: Krefeld — klassisch und anders; Krefeld 1969, S. 74; Ernst Köppen: Krefelder Miniaturen; Krefeld 1967, S. 91, und: Wolfhart Langer: Friedrich Wilhelm Hoeninghaus. Die Reise eines Krefelders nach Nordamerika 1797 — 1798; Krefeld 1973. Auch Gustav Arthur Hoeninghaus (1806

— 1871), Lydias Vater, bereiste 1827 die USA und unternahm eine Wanderung von New York zu den Niagarafällen.

22) Die Kinder des Ehepaars Alexander Heimendahl und Lydia Hoeninghaus waren: 1. Arthur (1855 — 1856); 2. Lydia (1857 — 1926); heiratet 1876 Paul von Beckerath, Kaufmann und Rohseidenhändler in Firma Heinrich Leonhard von Beckerath, Krefeld (1846 — 1925), (4 Kinder); 3. Eugenie (1858 — 1926); 4. Helene (1860 — 1927); heiratet 1884 Wilhelm Kitz (1851 — 1919), Geheimer Oberjustizrat, Landgerichtspräsident in Krefeld (6 Kinder); 5. Laura (1861 — 1942); heiratet 1881 Jacques Wolff (1850 — 1935), Dr. jur. h. c., Geh. Oberjustizrat, Amtsrichter in Krefeld, später Landgerichtsdirektor in Düsseldorf und Oberlandesgerichtspräsident in Celle (3 Kinder); 6. Adele (1863 — 1937); heiratet 1894 Georg Reimer (1857 — 1928), Regierungs- und Baurat in Krefeld (2 Kinder); 7. Clara (1865 — 1931); heiratet 1888 Alexander Thomas (1858 — 1893), Regierungsrat in Düsseldorf (4 Kinder); 8. Alice (1867 — 1936); heiratet 1885 Ferdinand Berg (1852 — 1924), Geh. Regierungsrat, Landrat in Itzehoe, später des Kreises St. Goar auf Burg Katz am Rhein (3 Kinder); 9. Alexander (1869 — 1926); zunächst Offizier, dann Landwirt auf Haus Bockdorf bei Kempen (Obstplantagen/Gestüt); heiratet 1892 Bertha Niedieck (1870 — 1930) (2 Kinder).

23) 1840 wird das Bauvorhaben des Kaufmanns August Winnertz von der Baukommission genehmigt. Bis 1859 ist das Haus von der Witwe Luise geb. Käuert bewohnt, danach von Familie Heimendahl, die es 1875 an Ernst Brüning verkauft, der es 1925 an den „Verein der Metallindustriellen“ veräußert („Haus Stahl und Eisen“) 1943 zerstört. Vgl. Buschbell-Heinzelmann: Geschichte der Stadt Krefeld, Bd. II, Krefeld 1954, S. 411 und Abb. XVI.

24) vgl. Die Heimat 36/37. Der Erbauer, Geh. Kommerzienrat Conrad Wilhelm von der Leyen (1792 — 1873), begrüßte als Gäste in seinem Haus u. a. König Wilhelm I. von Preußen (1863) sowie (1865) dessen Gemahlin Auguste (Buschbell-Heinzelmann, S. 409); Abb. in Die Heimat 19/38.

25) Das „Neue Schloß“ wurde 1894 abgerissen und an seiner Stelle die Krefelder Hauptpost gebaut.

26) Das Haus ging später in den Besitz der Kreissparkasse über und wurde 1943 durch Bomben zerstört.

27) Im hessischen Borken bei Fritzlar war Heimendahl seit 1870 Eigentümer des Boyneburgischen Gutes, das er vom Prinzen von Hanau gekauft hatte und das seine Erben 1893 veräußerten (Brief des Magistrats der Stadt Borken vom 16.2.1981).

28) Zum Krefelder „Kränzchen für Höheres“ vgl. Die Heimat 29/73. In diesem Kreis traf man sich regelmäßig zu Vorträgen und Erörterungen politischer, sozialer und Erziehungsfragen; Abb. in Die Heimat 18/194.

29) Heinrich von Treitschke (1834 — 1896), Historiker, Professor in Freiburg, Kiel, Heidelberg und Berlin; als politischer Schriftsteller trat er für die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung ein.

30) Emil Du Bois-Reymond (1818 — 1896), Physiologe, Professor in Berlin, Erforscher elektrischer Erscheinungen an Muskeln und Nerven.

31) Wilhelm Heinrich von Riehl (1823 — 1897), Kulturhistoriker, Professor in München, Direktor des Bayerischen Nationalmuseums.

32) Gustav Nachtigal (1834 — 1885), Arzt und Afrikaforscher, stellte als kaiserlicher Kommissar 1884 Togo und Kamerun unter deutschen Schutz.

33) Festschrift „100 Jahre Singverein 1826 — 1926“, Krefeld 1926, S. 11.

34) Clara Schumann geb. Wieck (1819 — 1896), Frau des Komponisten Robert Schumann, gastierte zu wiederholten Malen in Krefeld (1850, 1861, 1869, 1882); vgl. Die Heimat 16/46; 17/402 und E. Klusen: Das Musikleben der Stadt Krefeld, Bd. I, S. 60.

35) Joseph Joachim (1831 — 1907), Violinist und Streichquartettprimarius, und seine Frau Amalie (1839 — 1898).

36) Max Bruch (1838 — 1920), Komponist; Bruch war 1863 erstmals in Krefeld, um die Aufführung seiner Werke „Die Flucht der heiligen Cäcilie“ und „Birken und Erlen“ zu leiten. 1873 fand sein in Krefeld von ihm dirigierter „Odysseus“ großen Applaus (E. Klusen, H. Stoffels, T. Zart: Das Musikleben der Stadt Krefeld, Bd. II, Köln 1980, S. 26).

37) Die Namen der im Hause Heimendahl verkehrenden Persönlichkeiten teilt Wolff mit; s. Anmerkung 12.

38) Die Heimat 12/43.



# Et es den Osel en de Wält - Vuel Papier on wenig Jäld

Notgeldaussgaben im Krefelder Raum 1917—1924

Teile 5—7 sowie Nachträge und Ergänzungen

von Manfred Schmid

## Teil 5: Überregionale Ausgaben

Die Umlauffähigkeit der bisher behandelten Not- und Inflationsgeldarten war stets auf den räumlichen Bereich der ausgebenden Stelle (Stadt, Gemeinde, Firma) beschränkt. Nachbargemeinden waren grundsätzlich nicht bereit, fremdes Kommunalnotgeld einzulösen, das Firmengeld war ohnehin nur im Barverkehr innerhalb des betreffenden Unternehmens und bei verbundenen oder vertraglich zur Einlösung verpflichteten Geschäften verwendbar. Im geschäftlichen Barverkehr war durch Verwendung von Notgeldschecks (s. Teile 3 u. 4) immerhin die Möglichkeit geschaffen worden, auch außerhalb des Ausgabeortes Zahlungen zu leisten, wenn keine Reichsbanknoten zur Hand waren. Der Privatmann verfügte dagegen nur über solche Zahlungsmittel, die er außerhalb des Ausgabeortes nicht verwenden konnte; die überall gültigen Inflationsscheine der Reichsbank hatten regelmäßig einen erheblichen Teil ihrer Kaufkraft verloren, ehe sie in Umlauf kamen.

Um der zunehmenden Zerrüttung des Geldsystems im Spätsommer 1923 Herr zu werden, war die Einführung von Zahlungsmitteln erforderlich, die einerseits in einem größeren Bereich als das Kommunalnotgeld anerkannt wurden, andererseits schneller in Umlauf gebracht werden konnten als dies bei den Berliner Reichsbanknoten der Fall war.

Am 17. 8. 1923 erging von der Handelskammer Krefeld ein Rundschreiben an Städte und Landkreise im Kammerbezirk, das auf die Notwendigkeit einheitlichen Notgeldes mit erweiterter Umlauffähigkeit hinwies:

„Die außerordentliche Knappheit an Zahlungsmitteln im Bezirk hat aus den ver-

schiedensten Kreisen der Industrie, des Handels und des Bankgewerbes den dringlichen Wunsch an uns herangetragen, der besorgniserregenden Notlage durch geeignete Maßnahmen zu begegnen. Eine zur Beratung des Gegenstandes zusammengerufene Kommission, in der sowohl die Wirtschaftskreise wie die kommunalen Körperschaften des Bezirkes vertreten waren, hat empfohlen, Abhilfe auf doppeltem Wege zu versuchen:

1) Eine Verständigung der Notgeld herausgebenden Städte und Landkreise des Bezirkes auf ein einheitliches Format und ein gemeinsames Erkennungszeichen (z. B. Trockenstempel), das dem Notgeld aufzudrücken wäre, um seine Umlauffähigkeit in weiteren Kreisen erkenntlich zu machen. Ferner Fühlungnahme mit den Nachbargebieten Duisburg, Düsseldorf, Neuß und M.-Gladbach, um ein zweckmäßiges Austauschverfahren des in jedem Bezirk aufkommenden Notgeldes der Nachbargebiete zu ermöglichen.

2) Herausgabe eines besonderen Notgeldes für den Handelskammerbezirk Krefeld, dessen Träger diejenigen Städte und Landkreise des Bezirkes sein sollen, die ein Interesse an der Herausgabe eines solchen, in einem weiteren Umkreise umlauf-fähigen Zahlungsmittels für vorliegend erachten.

Im Auftrag der Kommission bitten wir Sie, uns Ihre Stellungnahme zu diesen beiden Vorschlägen möglichst umgehend, spätestens aber bis Donnerstag, den 23. August 1923 mitzuteilen, damit etwa erforderliche werdenden Schritte keinen Verzug leiden.

Bei Beurteilung der aufgeworfenen Fragen bitten wir zu berücksichtigen, daß in keiner Weise die Absicht besteht, die Notgeldaussgabe kommunaler Behörden zu behin-

dern. Es kommt vielmehr lediglich darauf an, die zu Tage tretenden bedenklichen Erscheinungen des gegenwärtigen Zahlungsmittelverkehrs für die Zukunft zu beseitigen. Die Lage wird besonders dadurch gekennzeichnet, daß infolge Fehlens an Zahlungsmitteln und infolge ungenügender Umlauffähigkeit örtlichen Notgeldes eine ganze Reihe von Betrieben dazu übergehen mußten, eigenes Notgeld auszugeben. Damit bahnt sich eine Zerrüttung unseres Zahlungsmittelverkehrs an, die auf die Dauer nicht tragbar ist. Hinzu kommt, daß die Vielartigkeit solcher Scheine die Gefahr der Fälschung außerordentlich erhöht, daß die geringe Umlauffähigkeit örtlichen Notgeldes den Verkehr allerorten empfindlichst behindert, daß das Bankgewerbe sich außerstande sieht, die erforderlich werdenden Geldwechselgeschäfte zu bewältigen und daß die industriellen Betriebe, insbesondere diejenigen, die an verschiedenen Orten, Zweigniederlassungen unterhalten, nicht mehr in der Lage sind, geordnete Lohnauszahlungen durchzuführen. Lediglich diesen Zuständen wirksam zu begegnen und einer völligen Auflösung unseres Zahlungsmittelsystems vorzubeugen, sollen die vorgenannten Vorschläge dienen.“

Unter dem Datum vom 15. 8. 1923 war bereits ein Geldschein durch den Landkreis Crefeld in Verkehr gebracht worden, dem weitere folgen sollten. Daneben kam es zur Ausgabe einheitlichen Notgeldes für die Landkreise Crefeld, Gladbach, Grevenbroich, Kempen und Neuß, wobei ein Serienzeichen auf den jeweiligen Landkreis hinwies, der für die Ausgabe verantwortlich zeichnete.

Um den Umtausch der Landkreisscheine, die durch die Kreisbank an Firmen und Gemeinden zugeteilt wurden, in geordnete Bahnen zu leiten, wurde eine „Notgeld-Ab-



rechnungsstelle" in Krefeld auf der Kronprinzenstraße (heute Philadelphiastraße) Nr. 192 eingerichtet. Hier einige Auszüge aus der Geschäftsordnung für die Verrechnungsstelle vom 17. Oktober 1923:

„Anweisung für die Zähler

1.) Angenommen wird nur Notgeld der

Städte:

Krefeld, Neuss, M. Gladbach, Rheydt, Düsseldorf, Solingen

Landkreise:

Krefeld, Neuss, Düsseldorf, Solingen, Kempen, Geldern, Cleve, Moers

Gemeinden:

die zu den vorstehend angeführten Landkreisen gehören

Handelskammer:

M. Gladbach

Notgeld der Landkreise: M. Gladbach, Grevenbroich und des Vereins der Bergwerke am linken Niederrhein e. V. in Homberg ist anzunehmen, zu bündeln und zu verschnüren, alsdann aufzubewahren. Es wird vorläufig nicht abgestempelt.

Notgelt unter 10 Millionen Mark wird dem Verkehr entzogen. Es wird nicht abgestempelt ..."

„3.) Über den eingelieferten Betrag ist entweder ein weißer oder ein roter Reichsbankscheck auszuhändigen ..."

„9.) Nicht kassenfähiges Geld (Industriegeld, Notgeld linksrheinischer Gemeinden, welches unter Ziffer 1 nicht angeführt ist, und alles Notgeld rechtsrheinischer Städte und Gemeinden und dasjenige der Landesbank der Rheinprovinz) ist dem Einlieferer täglich zum Eintausch zurückzugeben. Ist kein Eintausch erfolgt, so wird der Betrag von der nächsten Geldeinlieferung abgesetzt und der Scheck nur über den verminderten Betrag ausgestellt."

Aus der letzten Anweisung ist zu entnehmen, daß selbst die Notgeldausgaben der Landesbank der Rheinprovinz in Krefeld nicht als kassenfähiges Geld anerkannt wurden. Hieraus wird auch erkennbar, wie wichtig es war, daß die ausgebenden Stellen Vereinbarungen über die gegenseitige Einlösung ihrer Notgeldscheine trafen.

Die Druckkosten der Notgeldscheine des Landkreises Crefeld und der Ausgabe C (für Crefeld) der zusammengeschlossenen Landkreise wurden der Kreisbank berechnet, die diese Kosten auf die Gemeinden und Firmen entsprechend dem Verteilerschlüssel umlegte. Von den insgesamt ausgegebenen Geldscheinen im Nennwert

von 521490,07 Billionen Mark wurden 516131,37 Billionen Mark zur Einlösung vorgelegt, also 99%. Die Druckkosten und Zinsen beliefen sich auf 159709,61 Billionen Mark, wovon 94000,02 Billionen Mark umgelegt werden konnten. Der Gesamtverlust der Kreisbank aus dem Notgeldgeschäft bezifferte sich somit auf 60349,89 Billionen Mark (d. h. Papiermark) bzw. 60349,89 Goldmark.

#### a) Landkreis

Der Landkreis Crefeld umfaßte zur Zeit der Inflation neben der Stadt Uerdingen die Gemeinden Anrath, Fischeln, Langst, Lank, Osterath, Strümp, Willich und Traar. Mit Ausnahme von Langst und Strümp ga-

ben diese Gemeinden alle eigenes Inflationsgeld aus.

Für den Landkreis Crefeld brachte die Kreisbank Crefeld folgende Geldscheine in Verkehr:

263) 2 Millionen Mark schwarz auf blauem Unterdruck mit Trockenstempel „Landrat Crefeld“, 150 x 97 mm, 15. 8. 1923; Druck L. Schwann, Düsseldorf; Auflage 101400 Stück (einschl. 263a)

263a) wie Nr. 263, mit Zonenstempel

264) 5 Millionen Mark schwarz auf rotem Unterdruck mit Trockenstempel „Landrat Crefeld“, 132 x 85 mm, 1. 9. 1923; Druck wie Nr. 263; Auflage 171400 Stück (einschl. 264a)

264a) wie Nr. 264, mit rotem Zonenstempel links

Abb. 67.  
Nr. 263,  
Vorderseite



Abb. 68.  
Nr. 263,  
Rückseite



Abb. 69.  
Nr. 265,  
Vorderseite







Abb. 70. Nr. 265, Rückseite

265) 10 Millionen Mark schwarz auf gelbem Unterdruck, Trockenstempel „Landrat Crefeld“, 150 x 95 mm, 15. 9. 1923; Druck Worms & Lütthgen, Krefeld; Auflage 101 500 Stück

266) 2 Milliarden Mark dunkelgrün auf grünem Unterdruck, Zonenvermerk links eingedruckt, 133 x 84 mm, 15. 11. 1923; Entwurf Schwarzkopf, Druck L. Schwann, Düsseldorf; Auflage 101 224 Stück

266 a) wie Nr. 266, mit Reihenangabe 1—10 auf der oberen Randleiste der Vorderseite; Auflage je Serie 5 122 Stück (Nummern 000001—005122), insgesamt 51220 Stück

267) 2 Milliarden Mark dunkelgrün auf graugrünem Unterdruck, Druckbild unscharf, 128 x 80 mm, schwarzer Zonenstempel links, 15. 10. 1923; Druck A. Rehmann, Krefeld; Auflage 47 000 Stück

267 a) wie Nr. 267, jedoch Zonenstempel rechts; Auflage 52 400 Stück

268) 10 Milliarden Mark lila auf blaugrauem Unterdruck, sonst wie Nr. 267; gedruckt wurden 100 000 Stück, davon sind 18 000 Stück (Nummern 55001—65000 und 92001—100000) durch die Separatisten beschlagnahmt worden; legale Ausgabe demnach 82 000 Stück

269) 100 Milliarden Mark blau auf hellblauem Unterdruck, kleiner schwarzer Zonenvermerk links eingedruckt, sonst wie Nr. 267; Auflage 199 330 Stück

b) Gemeinschaftsausgaben der Landkreise

Alle Gemeinschaftsausgaben sind einseitig bedruckte Scheine im Format 128 x 72 mm, Ausgabedatum ist stets der 30. 10. 1923. Die Druckbilder der einzelnen Serien sind zwar ähnlich gehalten, jedoch nicht einheitlich.



Abb. 71. Nr. 265, Vorderseite



Abb. 72. Nr. 265, Rückseite



Abb. 73. Nr. 266, Vorderseite (Rückseite ähnlich wie Abb. 70)

Abb. 74. Nr. 269, Vorderseite (Rückseite ähnlich wie Abb. 70)





Unter dem Serienzeichen C sind folgende Scheine gedruckt worden:

270) 100 Milliarden Mark olivbraun/braun; Druck B. Kühlen, M. Gladbach; Auflage 61 268 Stück

271) 200 Milliarden Mark braun, wie Nr. 270; Auflage 112 376 Stück

272) 500 Milliarden Mark rot, wie Nr. 270; Auflage 104 400 Stück

273) 1 Billion Mark lila; Druck B. Kühlen, M. Gladbach; Auflage 138 872 Stück

274) 5 Billionen Mark kräftiggrün; Druck B. Kühlen, M. Gladbach; Auflage 11 550 Stück



Abb. 75. Nr. 270



Abb. 76. Nr. 271



Abb. 77. Nr. 272



Abb. 78. Nr. 273



Abb. 79. Nr. 274



275) 5 Billionen Mark hellgrün, ähnlich wie Nr. 274; Druck A. Rehmann, Krefeld; von der Gesamtauflage (174 860 Stück) wurden 1923 nur 96 000 Stück an die Kreisbank ausgeliefert, die Restlieferung erfolgte nach Reklamation erst am 6. November 1924. Zu diesem Zeitpunkt waren die ersten Rentenbankscheine bereits ein Jahr alt (Erstausgabe 5. 11. 1923), die Notgeld-einziehung im besetzten Gebiet galt seit August 1924 als abgeschlossen. Scheine aus der Nachlieferung (Kennziffern 96 001 — 174 860) sind im Handel häufig anzutreffen, also offensichtlich nach der Ablieferung an die Kreisbank nicht vollständig vernichtet worden.



Abb. 80. Nr. 275

Kenn-Nr. 5208

Firma — Martin  
Landratsamt  
Krefeld

Sie empfangen hiermit von  
L. Schwann, Düsseldorf  
Buch- und Steindruckerei  
116 001 - 171 400  
3400 Scheine à 5 Billionen

Fel. Karbrich *[Signature]*

Düsseldorf, den 28. 9. 1923

Empfangsbekräftigung des Überbringer ggf. unterschrieben zurückgeben!

Abb. 81. Lieferschein der Firma Schwann, Düsseldorf, für Papiernotgeld des Landkreises Krefeld

Quittung über 500 Billionen Mark Pf.

Buchstäblich hundert Billionen  
von der Kreisbank Krefeld  
an Notgeld-Kassen des Landrats Krefeld -  
für d. Gladbach - Kemp - Kempen - Grevenbroich

richtig gezahlt erhalten zu haben, bescheinigt  
Fischeln, den 2. Nov. 1927.  
Gemeinde-Spar-Kasse  
Fischeln.

G.-H.-B. Nr. [Circular Stamp]

K. H. 200 *[Signature]*

Abb. 82. Empfangsbekräftigung der Gemeindesparkasse Fischeln über Notgeld des Landkreises Krefeld



# Lieferschein № 4203

für Firma: Kreuzmann

Sie erhalten beifolgend:

Krefeld

Anzahl	Gegenstand	Preis
	<u>III. Lieferung</u>	
	<u>4 Paul Meyerlecher 15. Teilung</u>	
	<u>Seite 6 Januar R. Nr. 40001 - 60000</u>	

Krefeld, den 27. / 11. 1923  
 Südstraße 105  
 Fernsprecher 1069

**Adolf Rehmann**  
 Buch- und Steindruckerei, Papierwarenfabrik  
 Papier-Großhandlung, Kopier-Bedarfsartikel.

Abb. 83. Lieferschein der Firma Rehmann, Krefeld

Buch- und Buchdruck / Offsetdruck / Stahl- und  
 Kupferdruck / Buchbinderei / Druck- und  
 Farbdruck / Buchbinderei / Holzwaren

**B. KÜHLEN**  
 KUNST- u. VERLAGSANSTALT  
 M. GLADBACH

Josephstraße 278 und 279 / Telegraphen-Adressen  
 Köhler-Kunstverlag Mönchengladbach / München  
 Deutsche Bank u. Dresdner Bank Mönchengladbach / Dres-  
 dener Bank 2116 1100 / Österreichische Postbank  
 Wiener-Konto 10732 / (Postamt 10732)

M. GLADBACH, DEN

19. NOVEMBER 1923

AN DEN BESTELLER

-----

Die Lieferungen sind:

9.990	10000	2	10000	10000	11000	✓
24.770	10000	2	10000	11000	12000	✓
13.900	10000	2	10000	11000	13000	✓
16.000	10000	2	10000	11000	14000	✓
10000	10000	2	10000	11000	15000	✓
5000	10000	2	10000	11000	16000	✓
					17000	✓
					18000	✓
					19000	✓
					20000	✓

19/21

147750  
124500

Abb. 84. Lieferschein der Firma B. Kühlen, München-Gladbach (heute Mönchengladbach)



c) Ausgaben für das Reich

Neben den kommunalen und privaten Inflationsnoten sollten die zahlreichen Reichsbanknoten nicht vergessen werden, die in immer größerem Umfang benötigt und verteilt wurden, um bereits wenige

Tage nach der Ausgabe wieder in Wertlosigkeit zu verfallen. Die Beauftragung von 133 über das gesamte Reichsgebiet verstreut ansässigen Druckereien mit der Herstellung dieser Geldscheine konnte wenigstens verhindern, daß das Geld bereits während des Transports zu den Verteilerbanken verfiel.

Die wenigen in Krefeld gedruckten Reichsbanknoten sind an den Zeichen WK (Worms & Lüthgen Krefeld) zu erkennen. Da sie nicht als Notgeld anzusehen sind, führe ich sie hier nur im Interesse einer vollständigen Aufzählung aller hiesigen Geldausgaben mit auf.

WK 1) 20 000 Mark schwarz auf grünem und rotem Unterdruck, 160 x 98 mm, 20. 2. 1923

WK 2) 1 Million Mark, einseitig schwarz bedruckt, rechts grüner Ornament-Unterdruck, 120 x 81 mm, 9. 8. 1923

WK 3) 2 Millionen Mark, einseitig schwarz bedruckt, rechts violetter Ornament-Unterdruck, 126 x 81 mm, 9. 8. 1923

WK 4) 10 Millionen Mark schwarz auf gelblichgrünem Unterdruck, einseitig, 124 x 81 mm, 22. 8. 1923



Abb. 86. WK 2



Abb. 85. WK 1



Abb. 87. WK 3



Abb. 89. WK 4



Abb. 88. Geldscheinbänderole zu WK 3



WK 5) 500 Millionen Mark, einseitiger braun-lila Druck, 155 x 84 mm, 1. 9. 1923

WK 6) 20 Milliarden Mark, einseitig blaugrün bedruckt, 140 x 90 mm, 1. 10. 1923

WK 7) 200 Milliarden Mark, braun auf braunem und grünem Ornamental-Unterdruck, einseitig, 141 x 81 mm, 15. 10. 1923



Abb. 90. WK 5



Abb. 91. WK 6



Abb. 92. WK 7

### Teil 6: Firmen-Gefangenengeld und Offizier-Gefangenengeld

Auch das Gefangenengeld ist nicht als Notgeld im eigentlichen Sinne anzusehen, da der Grund für seine Ausgabe weniger auf der Geldnot-Situation beruht als vor allem auf der Absicht, Gefangene nur mit solchen Zahlungsmitteln auszustatten, die im Falle eines geglückten Fluchtversuchs für den Besitzer wertlos sind und hierdurch die Wiederergreifung des Flüchtlings erleichtern (Aus diesem Grunde wurden bereits im 7jährigen Krieg — 1756—1763 — ähnliche Sonder-Zahlungsmittel für Gefangene hergestellt).

Da das Gefangenengeld jedoch einerseits zur Entlohnung für geleistete Dienste ausgezahlt wurde, andererseits wie das Notgeld ein aus der Kriegssituation geborenes besonderes Zahlungsmittel darstellt und gleich diesem eine wirtschaftliche Funktion hatte, möchte ich es in dieser Zusammenstellung des Krefelder Notgeldes mit erfassen.



Abb. 93. Nrn. 276—280







Abb. 94. Nr. 281, Vorderseite

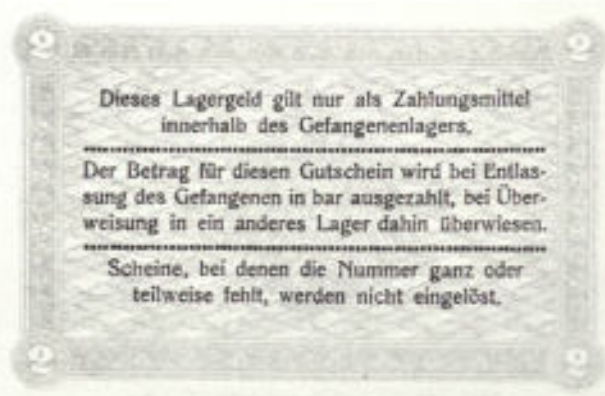


Abb. 95. Nr. 281, Rückseite

Während im Zweiten Weltkrieg einheitliches Kriegsgefangenen-Lagergeld durch das Oberkommando der Wehrmacht ausgegeben wurde, ist im Ersten Weltkrieg die Verwendung von Lagergeld ab 1915 zunächst nur auf Veranlassung der jeweiligen Kommandanturen zurückzuführen. Ein einheitliches Verbot des Bargeldverkehrs (d. h. mit gesetzlichen Zahlungsmitteln) für Läger und Arbeitsstellen der Gefangenen erfolgte erst am 15. 7. 1918 durch

Verfügung des preußischen Kriegsministeriums.

#### Offizier-Gefangenenlager Crefeld

Das Crefelder Offizier-Gefangenenlager befand sich in der Husarenkaserne und unterstand der Inspektion der Gefangenenlager in Münster. Im März 1915 war es mit 99 Gefangenen belegt, davon 48 französischen, 29 russischen, 1 belgischen und 21

englischen Offizieren. Später beherbergte es überwiegend rumänische und deutsch-russische Gefangene.

Folgende Lagergeld-Ausgaben sind hier bekannt:

276) Pfennig Zink o. J., 16,2 mm

277) 2 Pfennig Zink o. J., 18 mm

278) 5 Pfennig Zink o. J., 19 mm



Abb. 96. Nr. 282, Vorderseite

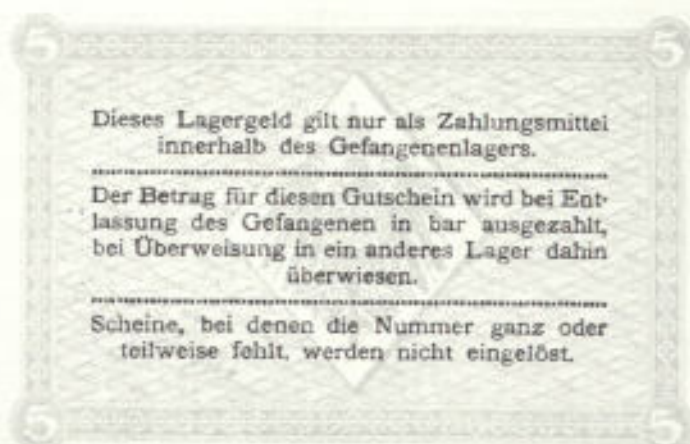


Abb. 97. Nr. 282, Rückseite



Abb. 98. Nr. 283, Vorderseite; Rückseite ähnlich wie Abb. 97



Abb. 99. Nr. 284, Vorderseite; Rückseite ähnlich wie Abb. 97



279) 10 Pfennig Zink o. J., 23 mm

280) 50 Pfennig Zink o. J., 24 mm

281) 2 Mark grün/rosa, Rückseite schwarz auf rosa Unterdruck, 112 x 72 mm, 1. 9. 1916

282) 5 Mark blau, Rückseite schwarz auf grauem Unterdruck, 128 x 82 mm, 1. 9. 1916

283) 10 Mark lila, Rückseite schwarz auf lila, 140 x 90 mm, 1. 9. 1916

284) 20 Mark hellbraun, Rückseite schwarz auf blaßbraun, 138 x 90 mm, 1. 9. 1916

Druck: Firma Lüthgen, Krefeld. Echt gelaufene Scheine sind mit einem blauen Rundstempel „Offizier-Gefangenen-Lager Krefeld“ versehen.

#### Arbeitslager der Industrie

Zur Behebung des Arbeitskräftemangels — wehrfähige Arbeiter befanden sich zu meist an der Front — bemühte sich die Industrie um Kriegsgefangene. Während mittlere Betriebe um die Zuteilung von Gefangenen als billige Arbeitskräfte (vor allem während der Ernteeinsätze in der Landwirtschaft) mit den zuständigen Behörden feilschen mußten, unterhielten größere Betriebe eigene Gefangenen-Arbeitslager.

Laut Erlaß des Kriegsministers vom 6. 3. 1915 war den Gefangenen ein täglicher Arbeitslohn von durchschnittlich 30 Pfennig zu zahlen, daneben wurde freie Verpflegung gewährt. Die Auszahlung erfolgte in Form von Gutscheinen, die die jeweilige Firma ausgab. Ähnlich wie die Kleingeldscheine der Industrie war auch das Gefangenengeld in den werkseigenen Kantinen oder Verkaufsstellen einzulösen. Die Umlaufbeschränkung drückt sich auf den Gutscheinen in Zusätzen wie „nur für den Verkehr mit Kriegsgefangenen innerhalb des Werkes“ oder „für die Kantine“ aus.

#### Krefelder Stahlwerk A.-G.

285) 5 Mark ohne Datum, einseitig bedruckter Karton mit beidseitigem Stempel „Krefelder Stahlwerk A.-G./Kontrolle/Fischeln b. Krefeld“, 96 x 74 mm

286) 10 Mark türkis, wie Nr. 285, 100 x 77 mm

287) 5 Pfennig o. J., Zink, rund, 18,7 mm

288) 10 Pfennig o. J. Zink, rund, 21,3 mm

289) 1 Mark o. J., Zink, rund, 24,5 mm

Die Nummern 287—289 sind bei Chr. Lauer in Nürnberg geprägt.



Abb. 100. Nr. 286, Vorderseite, Stempelaufdruck der sonst freien Rückseite wie auf der Vorderseite



Abb. 101. Nrn. 287—289

Rheinische Dampfkessel- und Maschinenfabrik Büttner GmbH, Uerdingen

290) 1 Pfennig gelb o. D., einseitig bedruckt mit blauem Faksimilestempel „W. Göntgen“, 80 x 60 mm; Scheine ohne Stempel („blanko“) sind vermutlich nicht ausgegeben worden

291) 5 Pfennig blau, wie Nr. 290

292) 10 Pfennig rot, wie Nr. 290

293) 50 Pfennig grün, wie Nr. 290

294) 1 Mark lila, wie Nr. 290

295) 5 Mark hellbraun, wie Nr. 290

296) 1 Pfennig blaßblau o. D., einseitig bedruckt mit rotem oder blauem Faksimilestempel „W. Göntgen“; der Linienrahmen ist oben und unten je viermal, seitlich je zweimal durchbrochen; 110 x 56 mm

296a) 1 Pfennig wie Nr. 296, jedoch Linienrahmen oben und unten je sechsmal, seitlich je dreimal durchbrochen

297) 5 Pfennig rosa, wie Nr. 296

Abb. 101. Nr. 308





- 297 a) 5 Pfennig rosa, wie Nr. 296 a  
 298) 10 Pfennig blaßgrün, wie Nr. 296  
 298 a) 10 Pfennig blaßgrün, wie Nr. 296 a  
 299) 1/2 Mark weiß, wie Nr. 296  
 299 a) 1/2 Mark weiß, wie Nr. 296 a  
 300) 1 Mark weißlichgelb, wie Nr. 296  
 300 a) 1 Mark weißlichgelb, wie Nr. 296 a  
 301) 5 Mark grau, wie Nr. 296  
 301 a) 5 Mark grau, wie Nr. 296 a

Zucker-Raffinerie P. Schwengers Söhne GmbH, Uerdingen

302) 1 Pfennig blaßblau o. D., wie Nr. 296, Unterschrift mit Kopierstift oder Tinte „M. Abel“

302 a) 1 Pfennig blaßblau, wie Nr. 296 a

302 b) wie Nr. 302 a, jedoch Druckfehler „Werkcs“

303) 5 Pfennig rosa, wie Nr. 296

303 a) 5 Pfennig rosa, wie Nr. 296 a

303 b) wie Nr. 303 a, mit „Werkcs“

304) 1/2 Mark dunkelrot, wie Nr. 296

304 a) 1/2 Mark dunkelrot, wie Nr. 296 a

304 b) wie Nr. 304 a, mit „Werkcs“

305) 1 Mark grün, wie Nr. 296 a

305 a) wie Nr. 305, mit „Werkcs“

306) 5 Mark grau, wie Nr. 296

306 a) 5 Mark grau, wie Nr. 296 a

306 b) wie Nr. 306 a, mit „Werkcs“

Waggon-Fabrik A. G., Uerdingen

307) 5 Pfennig o. J., Zink, rund, 14,5 mm

308) 10 Pfennig o. J., Zink, rund, 18 mm

309) 50 Pfennig o. J., Zink, rund, 23 mm

310) 1 Mark o. J., rund, 24,7 mm

311) 2 Mark o. J., Zink, rund, 28,7 mm

312) 5 Mark o. J., Zink, rund, 33,5 mm

313) 10 Mark, Text in Maschinenschrift auf der Rückseite einer Postkarte, Firmennamen gestempelt, „Bon für 10 Mark“, 14. 12. 1917



Abb. 102. Nr. 295

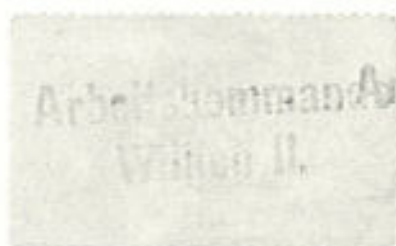


Abb. 103. Nr. 298



Abb. 104. Nr. 303





Stahlwerk Becker, Willich und Uerdingen

314) 0,01 Mark o. J., gelber Karton, 51 x 30 mm, Kante perforiert; Rückseitenstempel „Arbeitskommando Willich II“

315) 0,05 Mark o. J., roter Karton, wie Nr. 314

316) 0,10 Mark, o. J., brauner Karton, wie Nr. 314

317) 0,20 Mark o. J., blauer Karton, wie Nr. 314

317 a) wie Nr. 317, grün mit weißer Rückseite

317 b) wie Nr. 317, beiderseits grün

318) 0,50 Mark o. J., hellbraun, wie Nr. 314

318 a) wie Nr. 318, hellbraun, Rückseite olivbraun

319) 1,00 Mark orange, wie Nr. 314

320) 5,00 Mark grau, wie Nr. 314

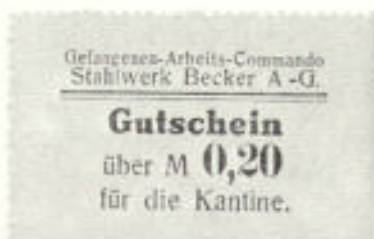


Abb. 105. Nrn. 314—320



## Teil 7: Wertbeständiges Notgeld

Im Herbst 1923 wurde die deutsche Zahlungsmittelvielfalt noch um eine letzte Notgeldart bereichert: Gutscheine und münzähnliche Marken, die auf inflationssichere Werte lauteten, z. B. Goldmark, stabile ausländische Währungen oder schlicht auf Sachwerte.

Aus dem Krefelder Raum sind nur wenige solcher Ausgaben bekannt. Auch ist es oft nicht möglich, festzustellen, ob eine als Zahlungsmittel umgelaufene Marke überhaupt für diesen Zweck hergestellt worden ist; vielfach wurden Verzehr Gutscheine, Marken für Gasautomaten usw. zu Ersatzgeld umfunktioniert, wenn sie nur einen allgemein anerkannten festen Wert besaßen. Der Rückschritt zum reinen Tauschhandel nach Urväter Art war nicht mehr weit (man denke an die „Korn- und Camel-Währung“ nach dem Zweiten Weltkrieg) und wurde im französisch-belgischen Besatzungsgebiet durch die Besatzungstruppen unterstützt.

Zusammen mit den übrigen Notgeldarten ist 1924 auch das wertbeständige Notgeld wieder eingelöst worden, soweit es sich um offizielle Ausgaben handelte.

### Ausgaben der Versorgungsbetriebe

321) Krefelder Gasgutscheine in Form von Registrierkassenabschnitten, ausgegeben 1. 9. — 1. 12. 1923; zur Erläuterung sei eine Bekanntmachung der Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke (GWE) Krefeld vom 11. 10. 1923 zitiert:

„Die Stadtverordnetenversammlung hat beschlossen, die Preise für Gas und Elektrizität auf wertbeständige Grundlage zu stellen, wobei der Kohlenpreis, der sich nach dem Dollarstand richtet, am Tage der Zahlung maßgebend sein soll. Ausfertigung und Zustellung der Rechnungen innerhalb eines Tages an sämtliche Abnehmer ist aus technischen Gründen nicht möglich. Es würden demnach bei steigenden Kohlenpreisen die Rechnungsbeträge umso größer werden, je später die Rechnung vorgezeigt und bezahlt wird. Um die hiermit verbundenen Klagen und Mißheligkeiten zu beseitigen, werden im Verwaltungsgebäude der GWE-Werke, Kanalstraße 9, Gutscheine für Gas und Elektrizität zu den jeweiligen Tagespreisen ausgegeben. Sie werden bei Zahlung der Rechnung in Kauf genommen.“

Da diese Gutscheine gehortet und als wertbeständiges Notgeld bzw. als Spekulationsobjekte mißbraucht wurden, ist ihre Ausgabe nach kurzer Zeit wieder eingestellt worden.

322) Gasmarke der GWE Krefeld, einseitige Messingprägung, 21 mm, Text „KREFELD“

322a) wie Nr. 322, Eisen

323) Gasmarke ohne Ortsangabe, sonst wie Nr. 322, Text „GASGELD“

324) Gasmarke der Gaserleuchtungsanstalt Uerdingen, ähnlich wie Nr. 322, Text „Uerdingen“; das Werk bestand von 1892 bis 1934 als städtischer Betrieb.

### Ausgaben der Industrie

325) Warenbezugsschein der Vereinigten Arbeitgeberverbände von Krefeld und Umgebung über 21 Goldpfennig bzw.  $\frac{1}{20}$  Dollar, einseitiger schwarzer Druck, 74 x 54 mm; solche Gutscheine wurden ab Dezember 1923 von Firmen mit Exportaufträgen an ihre Mitarbeiter ausgegeben, die dafür in den Landkreisen Krefeld und Kempen Lebensmittel erwerben konnten.

326) Essenmarke der Waggonfabrik Uerdingen AG, ohne Datum, Weißmetall, 30 mm



Abb. 106. Nrn. 322 und 324



Abb. 108. Nr. 326

## WARENBEZUGSSCHEIN FÜR DEZ./JAN.

Der Inhaber dieses Warenbezugsscheines ist berechtigt, auf Grund der zwischen der unterzeichneten Vereinigung und den Steinbrüchern, Häutern und Metzgerei betriebl. Vertretungen in Krefeld, Uerdingen, Diersen, Pödingen, Kuffen, Kempen und Umgebung getroffenen Vereinbarungen Waren in Empfang zu nehmen im Werte von

**21 GOLDPFENNIG  
GLEICH 1/20 DOLLAR**

Dieser Schein ist nicht übertragbar und berechtigt nur zum einmaligen Warenempfang. — Gültig bis 15. Sept. 1924. Verein. Arbeitgeberverbände v. Krefeld u. Umgeb.

**A 45551**

Abb. 107. Nr. 325



## Sonstiges Ersatzgeld

Seit November 1923 nahmen die Eisenbahnen im französisch-belgisches Besatzungsgebiet (RCFTO-Régie des Chemins de Fer des Territoires Occupés) Zahlungen nur noch in französischer Währung entgegen, da mit der ständig verfallenden Papiermark der Betrieb nicht aufrechtzuerhalten war. Die Schaffung sogenannter Transportbons hatte möglicherweise auch das Ziel, die separatistischen Bestrebungen zu unterstützen. Die ab 11. 11. 1923 ausgegebenen Geldscheine wurden bis zu ihrer Einziehung am 15. 12. 1924 im Rheinland ein beliebtes, da wertbeständiges Zahlungsmittel. Sie tragen kein Ausgabedatum und kommen in folgenden Nominale vor: 0,05 fr, 0,10 fr, 0,25 fr, 0,50 fr, 1 fr, 5 frs, 10 frs, 20 frs; die Scheine zu 50 und 100 Francs sind nicht mehr ausgegeben worden.

## Nachträge und Ergänzungen:

Teil 1 (Jahrgang 1950):

Nr. 23 a) goldfarbige Probeprägung (wahrscheinlich helle Kupferlegierung, evtl. vergoldet), abweichend von der späteren Ausführung jedoch mit anderer Umschrift

Nr. 34 a) wie Nr. 34, mit Zonenstempel wie Nr. 35 a

Teil 2 (Jahrgang 1951):

Korr. 1. Absatz vorletzte Zeile muß heißen: 1975 (statt 1977)

Nrn. 78—81) Druck Peter Willwerth, Fischeln

Ergänzen:

Nr. 84 a) ähnlich wie Nr. 84, Ort rot eingestempelt

Nr. 90 b) wie Nr. 90, Ausstellerzusatz fehlt, 2 Unterschriften

Nr. 90 c) wie Nr. 90 b, 1 Unterschrift

Teil 4 (Jahrgang 1951):

Nr. 208 a) Europäischer Hof Créfeld, 10 Pfennig Messing, rund, 18,8 mm

Nr. 208 b) 20 Pfennig, wie Nr. 208 a

Bei den Nrn. 208 a—b handelt es sich möglicherweise um Wertmarken, die bereits vor Kriegsausbruch geprägt wurden.

Nr. 261 a) 20 Millionen Mark, ähnlich wie Nr. 260, Druck weinrot auf türkisfarbigem Unterdruck, Überdruck schwarz, 168 x 93 mm, 10. 8. 1923



Abb. 109. „Régie“-Geldschein zu 1 Franc, Vorder- und Rückseite



Abb. 110. Nr. 23 a



Abb. 111. Nr. 208 a

Abbildungsnachweis:  
Sparkasse Krefeld (Abb. 82)  
Sammlung Dr. Rommerskirchen, Krefeld (Abb. 107)  
Sammlung Peltzer, Euskirchen (Abb. 108)  
Sammlung Kitzler, Krefeld, (Abb. 106, Nrn. 322, 324)  
Sammlung Fritz, Köln (Nachtrag Abb. 111, Nr. 208 b)  
Sammlung Neiß, Krefeld (Abb. 110, Nr. 23 a)  
alle übrigen Stücke Sammlung des Verfassers



# Ein Lehrer aus Mörs

von Otto Brües

Zu meinem Vater kamen zuweilen berühmte Leute zu Tisch oder auf ein Kaffeestündchen, und ich mußte mich verbeugen und die Hand geben — was für den Knaben nicht immer eine reine Freude war. Mit Otto Neitzel, dem Komponisten, Pianisten und Musikkritiker der Kölnischen Zeitung, mochte das noch angehen, weil er voller Späße steckte; gegenüber seinem Amtsbruder Karl von Perfall jedoch, der zuweilen in unsere Stadt kam, um einen Vortrag zu halten, fiel die Höflichkeit einem schon schwieriger: er sah struppiger aus als der Struwelpeter und noch nach Tabak, wofür ein Knabe kaum Verständnis hat. Ein Besucher jedoch blieb stets erwünscht, obwohl er, man denke, Lehrer war: Hugo Otto, der mit der elektrischen Bahn aus Mörs kam und gleich an der Ecke, hundertfünfzig Meter von unserer Wohnung, aussteigen konnte. Denn dieser Mann verstand es prächtig zu erzählen.

Nicht daß er von Haus aus ein Erzähler war, dem es Freude gemacht hätte, Fabeln zu finden und vorzutragen; nein, er war aber von hundert und aberhundert Dingen vollgestopft, und sie purzelten, stieß man bei ihm an, nur so heraus (und das hatte der Besucher aus Mörs mit einem Erzähler eben doch gemein). Wovon Hugo Otto voll war, er hat es mit einem Goethe-Wort vor einem seiner Bücher bekannt: „Die Natur ist das einzige Buch, das auf allen Seiten großen Inhalt hat!“

Gegenwart und Vergangenheit mischen sich dabei. Hugo Otto wußte von den Leitgesteinen in den Flußgebieten des Rheins und der Maas. Er wußte, wo die großen Quarzite liegen und die Scheuersteine der Grundmoräne. Er kannte die Hügelzüge des Niederrheins aus der Zeit der Vereisung. Er berichtete von den wilden Pferden, die bis vor hundert Jahren in den Brüchen gestanden haben, er plauderte von den Fischottern und dem Edelmarder.

Seine besondere Liebe galt den Vögeln, und er kannte sie alle; er wußte, welche Arten im Stromgebiet nisteten und wo sie's taten, und ihm waren auch die bekannt, die durch das Vordringen der Industriestädte verdrängt sind. Und der Vogel wegen kam

Hugo Otto bei dem ersten Besuch, an den ich mich erinnere, zu meinem Vater.

Hugo Otto war bei seinen Wanderungen darauf gekommen, daß die Telegraphen- und Telefonleitungen zu Tierfallen wurden; der Draht der Wiesenzäune fordere lauter Opfer in der Vogelwelt. Die Tagabuchnotizen des eifrigen Mannes, mit sorgsam belegten Angaben, zählten auf, was er selbst von solchen Unfällen beobachtet hat oder glaubwürdig erfahren hatte.

Das war in der Tat ein großes Vogelsterben, von den Sperbern und Bussarden, die sich in den Drähten verfangen, bis zu den von ihnen gehetzten Staren, von den Fasanen, den Reb- und Feldhühnern bis zu Sumpfhühnern, Waldschnepfen, Goldhähnchen, Wiesenschmätzern, zu Wasserhühnern, Bläshühnern und Enten, zu Schwarzamseln und Singdrosseln, zu Krähen, Dohlen und Störchen.

Aber nicht die Vögel allein verfangen sich in den Leitungs- und Stacheldrähten, Hugo Otto erzählte von einem Rehbock, dessen Gehörn sich in einem Drahtgeflecht verfangen hatte, er befreite das Tier und war verwundert, es abends völlig abgemattet wieder in der Falle zu finden; aber die Nager freilich verstünden es, die Erfahrungen zu nutzen, Hasen übersprangen die Zäune, Kaninchen unterwühlten das Drahtgeflecht.

Nun zog Hugo Otto einen Aufsatz über die Tierfallen aus der Tasche, den sollte mein Vater in der von ihm geleiteten Zeitung veröffentlichen.

Ein ander Mal erzählte Hugo Otto von Napoleon und den Pappeln am Niederrhein, eine wunderliche Beziehung, aber sie war vorhanden. Es sind lombardische Pappeln, und es habe sie vorher nur selten am Niederrhein gegeben. Der Korse habe sie besonders geliebt und an seine Straßen pflanzen lassen; wie viele alte Bilder der niederrheinischen- und niederländischen Gauen zeigen bereits die Pappel! Aber er hatte gewiß recht, kein Baum wird so wie sie, vom Sturm zerzaust — und wenn der Erzähler den Reisewagen Bonapartes

durch den Niederrhein kutschieren ließ, eine Schwadron vorauf, eine hinternach, und den „petit-Korporal“ befehlen ließ, Armeen und Pappelzeilen aus der Erde zu stampfen, dann hätte jeder Knabe bei solchem Bericht aufgepaßt!

Hinter der naturwissenschaftlichen Sammelarbeit des Mörsers Lehrers steckte tiefe Melancholie: das Wissen darum, daß der Siegeszug der Zivilisation die Natur verarmen läßt. Indem Hugo Otto mit einer bewundernswerten Ausdauer die Naturdenkmäler der Heimat am Rhein sammelte, gab er zugleich eine Verlustliste von Lebewesen und beseelten Dingen, — und er hätte vielleicht in die zornigen Beschwörungen einstimmen können, die Ludwig Klages gegen die Naturlandschaft des modernen Menschen geschleudert hat.

Aber irgendwo fand Hugo Otto stets zu dem zurück, was er in seinem Hauptberuf war, zum Lehrertum. Es ist kraftlos ohne den Glauben daran, daß es einen Sinn hat, die Jugend über die Notwendigkeit des Naturschutzes aufzuklären. Alles, was Hugo Otto geschrieben hat, dient diesem Ziel.

Dabei hat sich der Schilderer, der früher so oft aufbegehrte, später noch zu reinerer Betrachtung der Natur aufgeschwungen. Nicht, daß er sich mit dem Verlust der Arten und Formen durch die Schuld der Menschen abgefunden hätte! Doch er ist mit den Jahren dahintergekommen, daß auch so der Reichtum der Natur noch groß ist und vielleicht, daß der Mensch schließlich auch ein Stück davon, ein Stück Natur ist.

Man hat nach den Söhnen der Lehrer- und Pfarrhäuser geforscht und festgestellt, wie viel sie für das geistige Leben des Volkes bedeuten. Dieser Mann, der Vogelsprache kund, und mit unzähligen Erscheinungen der Natur vertraut, entstammte dem Forsthaus. Auch dessen Gaben müßten einmal untersucht werden. Vielleicht ist es auch schon geschehen. Dabei kann sich nur ergeben, daß im Laufe der Jahrhunderte eine Reihe scharfäugiger, geisteswacher Beobachter daraus hervorgegangen ist, wie es dieser Hugo Otto war, der Freund der Pflanzen und Tiere.



# Des eisernen Kanzlers Denkmal

Das Bismarck-Denkmal in Crefeld, geschaffen von Professor Gustav Eberlein

von Fedor Eberlein

Wenn wir heute mit dem Auto in Richtung Bockum fahren, passieren wir den Bismarckplatz, einen Platz, der ursprünglich von zwei Fahrbahnseiten und einer prächtigen Grünanlage verziert war. Inmitten der Kreuzung Bismarckstraße und Bismarckplatz stand auf einem marmornen Sockel das Denkmal vom „Eisernen Kanzler“, Fürst Otto von Bismarck.

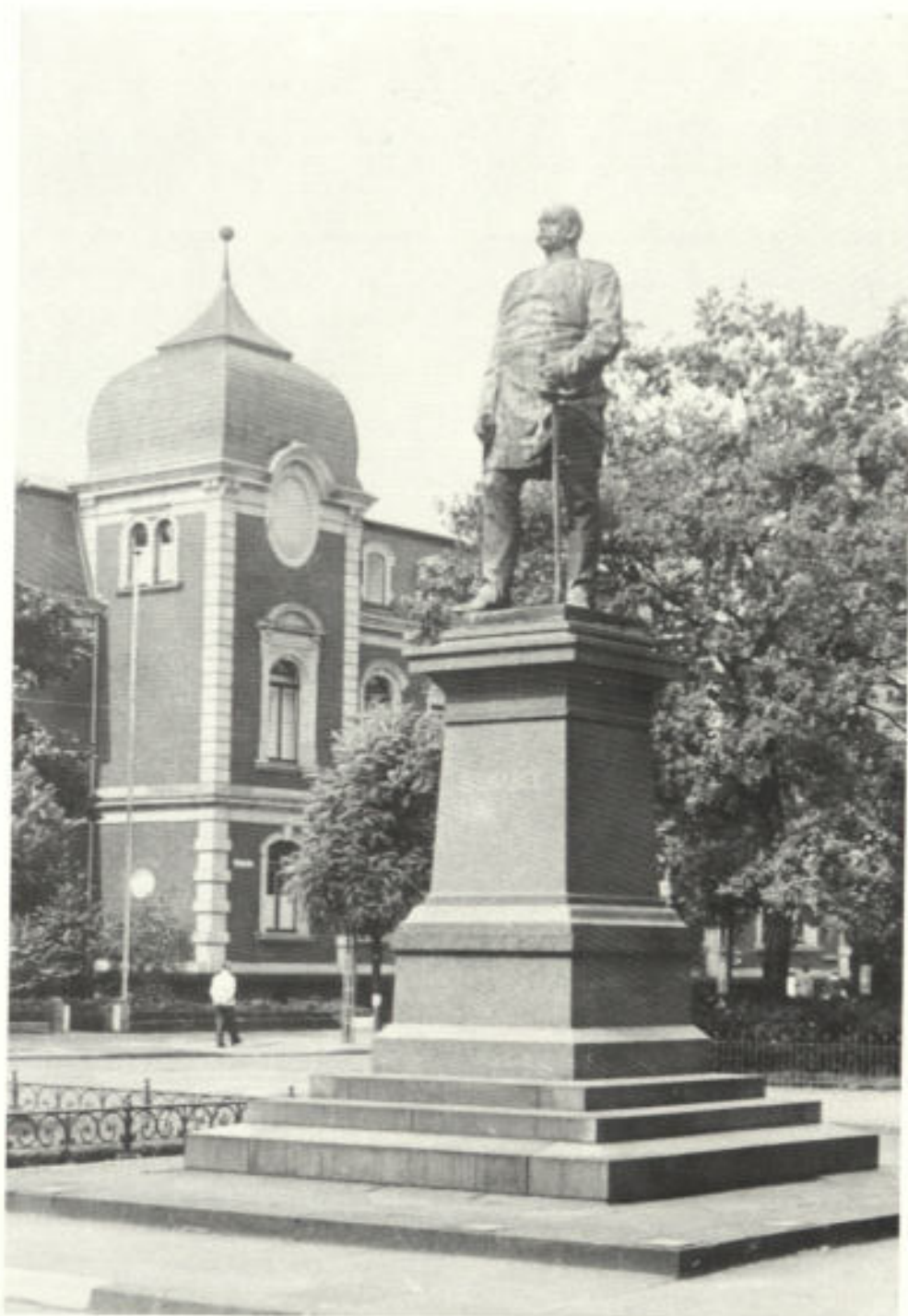
Wie sagte doch dieser Kanzler am 6. Februar des Jahres 1888: „Wir Deutschen fürchten Gott — sonst nichts auf der Welt“. Diese Worte, bald 100 Jahre her, sagten vieles aus, aber es kam anders.

Fürst Otto von Bismarck, ein großer Mann jener Zeit, dem auch wir einiges zu verdanken haben, wurde auch in Crefeld (Krefeld schrieb man damals mit C) geehrt. Die „Festausgabe der Crefelder Zeitung“ vom 1. April 1895 (Druck und Verlag Kramer & Bamm, Telephon Anschluß Nr. 105) — verantwortlich für den politischen Teil: Dr. Bernhard Westenberger, für den übrigen Teil: Ernst Brües — huldigte in einem ausführlichen Bericht dem Kanzler zu seinem Geburtstag am 1. April 1895. So finden wir in dieser Festzeitschrift auch den ausführlichen Bericht:

## Das Bismarckdenkmal in Crefeld

Es war der 26. Januar 1894: Da füllte ein ungeheurer Jubel die Reichshauptstadt Berlin, und dieser Jubel hallte wider in allen deutschen Gauen, in allen deutschen Herzen. Fürst Bismarck war nach Berlin gekommen, um den Kaiser zu seinem Geburtstage persönlich zu beglückwünschen. Wie von einem Alpdruck befreit atmeten Millionen deutsche Männer auf, die mit schmerz erfüllttem Herzen die Kluft gesehen hatten, die zwischen dem jungen Kaiser und seinem früheren Kanzler sich aufgethan. Endlich eine Annäherung zwischen Berlin und Friedrichsruh!

Abb. 1. Das ehemalige Denkmal auf dem Bismarckplatz





Das war der Tag, an welchem in kleinem Kreise hier in Crefeld der Gedanke auf-tauchte, dem Fürsten Bismarck, dem Begründer des neuen deutschen Reiches in Crefeld ein Denkmal zu setzen. Männer verschiedener Konfession und Parteistellung thaten sich zusammen, und schon am

versammlung die Hergabe des Bismarckplatzes für das Denkmal, am 20. März wurde mit den Erdarbeiten begonnen und schon am 31. März, am Tage vor dem 70. Geburtstage des Altreichskanzlers, fand die Legung eines den Namen Bismarck tragenden Steins statt. Um den Gedanken, am

den mit reichem geistigen Gehalt ist auch der neuesten Schöpfung des Meisters auf-geprägt. Auf dem grauschwarzen Syenitsockel erhebt sich das in edelen Linien ohne jedes Beiwerk gehaltene einfach gegliederte Postament aus rotem schwedischem Granit. Es trägt die in Bronze gegos-



Abb. 2. Der ehemalige Bismarckplatz

29. Januar konnte die „Crefelder Zeitung“ berichten:

Aus den Herren Amtsrichter Dr. Bitter, Kommerzienrat de Greiff, Oberbürgermeister Küper, Landrat Dr. Limbourg, Heiner Müller-Brüderlin, Adolf v. Randow und Heiner Seyffardt hat sich ein Ausschuss gebildet, welcher die Errichtung eines Bismarckdenkmals auf dem Bismarckplatze in die Hand genommen hat. Bis jetzt sind zu dem Zweck bereits 7000 Mk. gezeichnet worden.

Der Ausschuss hatte, durch trübe Erfahrungen, die man in Crefeld mit anderen Bauten gemacht hatte, belehrt, sofort die Platzfrage entschieden, sodaß nach dieser Richtung hin ein Meinungs-austausch ausgeschlossen war. Wie wohl er damit gethan hat, lehrt die rasche Erledigung der Angelegenheit, ohne den sonst in Crefeld unvermeidlichen Kampf in der Presse und ohne die übliche Volksversammlung. Gerne und reichlich spendeten die zahlreichen hiesigen Bismarckfreunde ihre Gaben, am 8. März genehmigte die Stadtverordneten-

80. Geburtstag des Gefeierten das Denkmal enthüllen zu können, möglichst sicher zu verwirklichen, wurde von dem zeitraubenden Ausschreiben eines Wettbewerbs abgesehen. Mehrere hervorragende Künstler entsprachen der vom Ausschusse an sie gestellten Aufforderung ein Modell einzusenden. In einem Zimmer des Rathauses wurden die Arbeiten ausgestellt, und der Ausschuss entschied sich für den einfachen, schönen Entwurf Gustav Eberleins. Nachdem der Künstler sich verpflichtet hatte, das Denkmal vor dem 1. April 1895 fertigzustellen, erhielt er den Auftrag zur Ausführung.

Das ist die Geschichte der Entstehung des Crefelder Bismarckdenkmals. Ein vollgerütteltes Maß der Anerkennung muß dem Ausschusse zugesprochen werden, der in der verhältnismäßig kurzen Zeit von stark einem Jahr den schönen Plan in so herrlicher Weise zur Ausführung gebracht hat. Wie bei allen Schöpfungen Eberleins, so ist es auch bei seinem Bismarck die volle Wahrheit, das warme Leben der Natur, dem er nachstrebt. Ruhe und Einfachheit verbun-

sene Gestalt des Fürsten. Im schlichten Interimsrock, mit unbedecktem Haupte, die linke Hand auf den Säbel gestützt, in der rechten eine Papierrolle haltend, den rechten Fuß vorgestellt, den markigen Kopf geradeaus gerichtet, mit weitblickendem Auge, so steht der Gewaltige vor uns. Möge sich um ihn her bald ein geschäftiges Leben entwickeln, damit in nicht zu ferner Zeit das Bildwerk inmitten eines neuen schönen Stadtteils sich erhebt, der Kunde giebt von neuem Aufblühen Crefelds.

Das ganze Denkmal hat eine Höhe von 7 Meter, 3,84 Meter mißt der Unterbau, 3,15 Meter die Statue. Sockel und Postament stammen aus der Granitschleiferei von Wölfel und Herold in Bayreuth, den Guß hat die Aktiengesellschaft Bildgießerei vormals H. Gladenbeck und Söhne in Friedrichshagen ausgeführt. Das schöne Gitter, welches das Denkmal umgibt, hat die Schmiedewerkstätte und Kunstschlosserei von Heinrich Walbers, Luth. Kirchstraße hier geliefert.

Wer war dieser Professor Gustav Eberlein,



der Urgroßenkel des Verfassers? Gustav Eberlein, geboren am 14. Juli 1817 im Dorf Spickerhausen bei Hann. Münden, ging nach dem Besuch der Bürgerschule in Hann. Münden in eine Böttcherlehre und später zu einem Gerichtsschreiber in die Ausbildung. Sein handwerklicher Drang

zur Schaffung eines solchen Denkmals am 29. Januar 1894 schuf der Künstler diese Statue in seiner Berliner Werkstatt. Ehe es zur Enthüllung des Denkmals am 31. März 1895 kam und am Abend drei große „Dotys - Petroleum - Gasfackel - Apparate“ den Denkmalsplatz taghell erleuchteten,

Ständehaus stand, ansonsten gab es nur die neu geschaffene Parkanlage.

Kommen wir auf den 31. März 1895 zurück. Es war ein Sonntag. Wer morgens früh von Hülz kommend über die Friedrichstraße ging und an den Fenstern der Niederrheini-

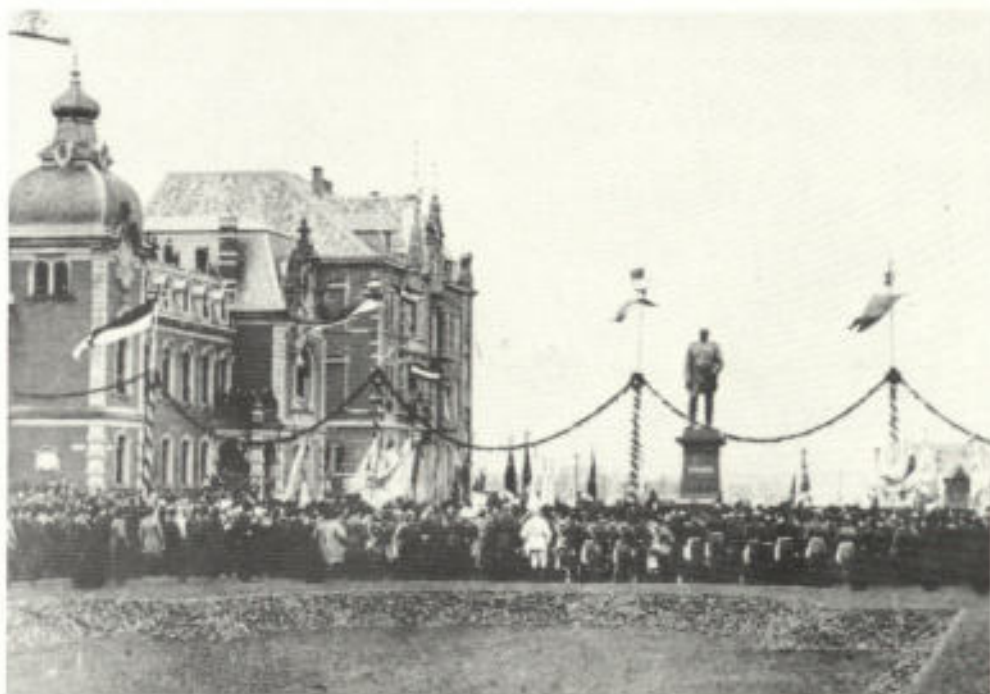


Abb. 3. Einweihung des Bismarck-Denkmal

fürte ihn zur Goldschmiedekunst. Danach erlernte er das Holzschnitzerhandwerk und ging nach Nürnberg auf die Kunstschule. Durch den Einfluß seines Lehrmeisters kam Eberlein bereits 1869 nach Berlin, arbeitete dort in der Werkstatt Gustav Bläfers und erhielt 1876 den „Michael Beerschen Preis“ der Berliner Kunstakademie. Als Mitarbeiter des Architekten Gropius, dem Erbauer des Kunstgewerbemuseums, erhielt er Aufträge von behördlicher Stelle in Berlin. Danach schuf Eberlein bedeutende Denkmäler der damaligen Zeit, wie das Goethe-Denkmal in Rom, das Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Mannheim und die Denkmäler Kaiser Wilhelms und Kaiser Friedrichs in Elberfeld. Weitere hervorragende Kunstbildnisse stammen von Eberlein, so auch das Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Krefeld, das bis zum Jahre 1966 die Eingangshalle des Kaiser Wilhelm Museums zierte und jetzt seitlich in den Grünanlagen am Museum wieder seinen Platz fand.

Zurück zum Bismarck-Denkmal in Crefeld: Nach der Entscheidung des Ausschusses

schuf eine Baufirma den 3,84 m hohen Unterbau aus Granit. Die Granitplatten schaffte die Firma Wölfel und Herold aus Bayreuth heran und just bereits am 19. März 1895 feierte man die Grundsteinlegung. Eine Urkunde, die man am 8. Juli 1963 beim Abbruch dieses schönen Sockels fand, war fein säuberlich in Sütterlinschrift geschrieben, trug das Datum 19. März 1895 und lag in einem kleinen, länglichen Gläschen gehüllt. Es war eine Urkunde der „Steinhauer und Zimmermänner“, voran der Vorarbeiter Heinrich Peltzer aus Schiefbahn, der Maurer Jakob Kockers aus Crefeld, Josef Schellen und Carl Steeger aus Fischeln und ein Peter Stillger aus Villmar an der Lahn. Von den Zimmergesellen sei zu vermerken ein Richard Philipp aus Connerwitz bei Leipzig, ein Monteur Willibald Vonroth der Firma Wölfel und Herold aus Bayreuth.

Es dauerte dann nicht mehr lange, denn Professor Gustav Eberlein hatte seine Statue gefertigt, die dann als ein ganzes Denkmal am 31. März 1895 enthüllt wurde. Hiervon gibt es noch ein Foto, wonach damals am heutigen Bismarckplatz nur das

schen Volkszeitung vorbeischaute, wußte etwas von dem feierlichen Anlaß für Crefeld. Dort war nämlich ein Glückwunschschreiben des Papstes Leo XIII., umgeben von einem Blumenflor, ausgestellt, denn Fürst Otto von Bismarck feierte seinen 80. Geburtstag. Ein Künstler hatte dazu in schöner Druckschrift als Transparent geschrieben „Dem großen Otto“.

Der Anlaß war gegeben, Fürst Otto von Bismarck hatte Geburtstag und für Crefeld stand das große Fest der Denkmals-Enthüllung an. Ein Bismarckplatz mußte her, so wie er heute auch noch benannt ist und sogar eine Bismarckstraße.

Zurück aber zum Festtag, wie üblich zu Kaisers Zeiten: schon morgens früh Fanfarenklänge, Kanonendonner und das übliche Zeremoniell, dann Kirchengeläut aller Crefelder Kirchen — ein großes Spektakel. Nun, die Crefelder Bürger sollten ja wissen, um was es ging; neben den vielen und großen Tönen der übliche Fahnschmuck in Schwarz-Weiß-Rot, viele Schleifen und die Honoratioren in Frack beziehungsweise



Gehrock und Zylinder. Alle Schaufenster der Geschäfte zeigten patriotische Dekorationen.

Dann ging es zum Bismarckplatz. Dort stand die 3,15 m hohe Bronzestatue des „Eisernen Kanzlers“, angetan mit Militär-

Kanzler in den Abend- und Nachtstunden hell erleuchtet durch die drei Dotys-Petroleum-Gasfackel-Apparate ansehen.

So stand nun „Unser Bismarck“ dort, jahrelang, es gab bestimmt noch viele Festlichkeiten seinetwegen, bis der Erste Weltkrieg

Da andere Städte sich schon durch das Einschmelzen solcher Denkmäler hervorgetan hatten, wurden jetzt auch in Krefeld diese Statuen eingeschmolzen. Eine Firma Fritz Bender aus Düsseldorf-Oberkassel mußte her, baute alle diese Denkmäler ab, transportierte sie zu einem Schrott-Lager-



uniform, wie damals üblich, mit Interimsrock, Säbel, Pergamentrolle sowie Orden und Ehrenzeichen. Nur der Helm fehlte, wie dies so beim Kaiser und bei Moltke der Fall war.

Es war eine prächtige Stimmung, viele Fahnen und Uniformen. Voran war ein Festzug vom Westwall zum Bismarckplatz gegangen, wie ihn wohl Krefeld noch nie gesehen hat: 28 Kriegsvereine, 28 Bürgervereine, 20 Gesangsvereine und 21 Musikkapellen, voran die Musiker vom 16. Infanterieregiment.

Viele Festreden wurden gehalten, bis das Hoch auf den Kaiser und Kanzler erschallte. Wer aber noch nicht genug vom Festtag zu Ehren des Kanzlers hatte, wandelte abends zum Festbankett in die Stadthalle (St.-Anton-Straße/Ecke Hubertusstraße), erwies dort seine Reverenz dem Kanzler, ließ sein Kaiserhoch los und sah sich nebst Gattin die Aufführung des „Wilhelm Tell“ an. Wer dann aber immer noch etwas mehr sehen wollte, wanderte zurück zum Bismarckplatz und konnte den bronzenen

Abb. 4. Statuen vor dem Einschmelzen

Abb. 5. Die Bismarck-Plakette von Arthur Winkler



platz am Bahnhof Ost (Städtische Eisenbahn), und ab ging es in den Schmelzofen.

Nur wenige Krefelder Bürger sahen diese Statuen vor dem Einschmelzen noch einmal, so auch Herr Heinrich Hönniger, der ein Foto dieser stillen Szene fertigte.

Ein weiteres Werk des Bildhauers Professor Gustav Eberlein wurde weggewischt; die Stadt Krefeld verlor ihre bedeutenden Denkmäler, von denen es fast keines mehr gibt. Nur eine Erinnerung an den „Eisernen Kanzler“ blieb erhalten.

(1914—1918) kam. Dann wurde es stiller um den Kanzler.

Was unsere Denkmäler in Krefeld angeht, ob Germania-Denkmal auf dem Friedrichsplatz, Moltke-Denkmal auf dem Südwall/Ecke Ostwall oder den Seidenweber auf dem Südwall/Ecke Breitestraße, sie blieben alle verschont, bis das Jahr 1944 kam. Granaten über Granaten wurden benötigt. Nur, wo nahm man all das Metall her?

Auf dem Hülser Berg, Am Rennstieg 3, ist auf einem von Moos bewachsenen Felsstein eine bronzene Plakette des Kanzlers Fürst Otto von Bismarck angebracht, geschaffen im Jahr 1902 von dem bedeutenden Krefelder Seidengroßhändler und Bildhauer Arthur Winkler. Der schöne Park auf dem Hülser Berg, fast wie der Sachsenwald in Friedrichsruh, der Schloßpark des Fürsten Otto von Bismarck, gehört dem Sohn von Arthur Winkler. Diese Gedenkplakette ist von der Straßenseite her gut sichtbar.



# Der Krefelder Theaterbauverein

Bau eines neuen Stadttheaters 1950—1952

von Paul Kleinewefers

Über viele Jahrzehnte war an der Rheinstraße für die immer theaterfreudigen Krefelder Bürger gutes Theater gemacht worden. Mancher später berühmt gewordene Schauspieler und manche Schauspielerinnen mit Karriere haben in Krefeld, das als Sprungbrett galt, ihre erste Gage verdient. Dieses alte, barocke, mit drei Rängen ausgestattete Krefelder Stadttheater war am Ende des Zweiten Weltkrieges ebenso zerstört, wie große Teile der Stadt. Was nun?

Theaterspielen war nur scheinbar nicht das Wichtigste dieser Zeit, als es primär um das einfache Überleben ging. Aber trotzdem: Die Menschen hungerten auch nach geistiger Nahrung, nach ein wenig Freude und Ablenkung, nach geistiger Auseinandersetzung mit dem Geschehen der Zeit. Also sollte wieder Theater gespielt werden. So war es überall in Deutschland beziehungsweise dem, was davon noch übriggeblieben war. Die große — für ein normales Theater sehr kleine — Aula des „nur“ stark beschädigten Mädchengymnasiums (Ricarda-Huch-Schule) an der Moerser Straße bot sich als einziger intakter Saal in Krefeld an. Im Oktober 1945 schon stieg hier die erste Aufführung unter Leitung von Dr. Herbert Junkers als Intendant. Fritz Hühnen, erfahrener und erfolgreicher Bühnenbildner, war vom Neubeginn an wieder dabei. Nach einem Interregnum in der Theaterleitung durch Gerhard Tödtle (1947/48) wurde Anfang 1949 Dr. Erich Schumacher zum Intendanten gewählt. Er blieb bis 1958 in Krefeld, wo er sehr erfolgreich wirkte; dann ging er nach Essen. Herbert Junkers kam vom Schauspiel, ebenso Erich Schumacher; beide waren begabte Schauspieler, erfahrene Regisseure und gute Intendanten. Gerhard Tödtle war ein bekannter und beliebter Opernsänger. Dr. Heinz Wildhagen und Dr. Roman Bach wirkten viele Jahre als Dramaturgen. Als Generalmusikdirektor für Konzerte und Oper amtierte Franz Paul Decker. Seit 1950 gibt es das Gemeinschaftstheater mit Mönchengladbach; Romanus Hubertus wurde neuer Generalmusikdirektor.

Die Schülerzahl des Mädchengymnasiums stieg von Jahr zu Jahr. Leiterin war Frau Dr. Margarete Porten. Nicht nur das Schauspiel wurde in der Aula geboten; es gab

auch Konzerte und sogar Opern und Operetten. Die Krefelder kamen in Scharen; über viele Firmen gab es „Theaterringe“ für die Belegschaft. Schließlich kamen auch viele Besucher vom Niederrhein, obwohl das Ensemble regelmäßig in die kleineren Orte des ländlichen Hinterlandes fuhr, um dort in Wirtshaussälen seine Kunst zu zeigen. Genügten schon der Zuschauerraum der Aula und die Bühne in keiner Weise mehr den Anforderungen, so waren die Raumverhältnisse für Künstlergarderoben, Kulissen- und Requisitenunterbringung und anderes allmählich katastrophal. Der Schulbetrieb wurde durch das Theater, die täglichen Proben und die mit allem einhergehende Unruhe immer mehr gestört. Es gab Proteste der Schulleitung und der Eltern. Also mußte ein neues, „richtiges“ Theater her. Das Problem war die Finanzierung, denn vor allem anderen rangierten Wohnungsbau, Wiederaufbau von Schulen, von Straßen, von Energieanlagen und vielem anderen mehr. Die Stadtfinanzen waren bei damals noch bescheidenem Verwaltungsaufwand bis aufs Äußerste angespannt. Industrie, Handwerk, Handel und Banken brachten an Steuern noch nicht viel auf. Der Wiederaufbau nach den immensen Zerstörungen des Krieges hatte überall Vorrang und beanspruchte die knappen Mittel.

Als Ansatz für ein neues Theater bot sich die Bauruine des „Garnison-Theaters“ am damaligen Parkhofplatz an, der nun Theaterplatz heißt. Dieser Platz war von den Stadtplanern schon vor dem Ersten Weltkrieg als Standort für ein neues, freistehendes Stadttheater vorgesehen. Dort sollte nun 1946 auf Befehl des ersten Stadtkommandanten der englischen Besatzungstruppen ein Theater für die Garnison entstehen. Über die Anfänge kam dieser Bau nicht hinaus; dann wurde der Kommandant abgelöst, und das Garnison-Theater wurde vergessen. Grundmauern, Umrisse und Maße dieses Anfangs schienen aber für einen Theaterneubau geeignet.

Im Frühjahr 1949 beschloß der Stadtrat nach vielen vorangegangenen Beratungen endgültig, kein Theater-Provisorium, sondern ein ausbaufähiges neues Stadttheater zu bauen, und zwar unter Verwendung der

vorhandenen Bausubstanz des Garnison-Theaters. Der Krefelder Architekt Eugen Bertrand wurde mit Planung und Bauausführung beauftragt. Er hat die Fertigstellung des Theaters nicht mehr erlebt, da er im Laufe der Bauzeit schwer erkrankte und starb. Als Berater wurden noch Theaterfachleute aus Hamburg und der Schweiz herangezogen. Einiges aus den von diesen kostenlos zur Verfügung gestellten Plänen wurde berücksichtigt. Im ganzen blieb es bei der Planung von Bertrand, ergänzt und kritisch begutachtet durch den Intendanten Dr. Schumacher und den Baudezernenten Dipl.-Ing. Wronka mit seinem Bauamt.

Der Bau war so geplant, daß er später von etwa 750 Zuschauerplätzen mit einem Rang auf rund 830 Plätze ausgebaut werden konnte. Zunächst waren die Plätze unter Ausnutzung allen verfügbaren Raumes nur in einem Parkett relativ eng angeordnet. Auf aufwendige Bühnentechnik (Drehbühne und anderes mehr) sowie teuren Innenausbau wurde ebenso verzichtet wie auf ein repräsentatives Foyer. Die Pläne sahen vor, eine künftige Vergrößerung durch „Vorschüben“ sowie durch Seiten- und rückwärtige Bauten zu ermöglichen. Diese vorausschauende Planung hat sich bei der inzwischen (1962) durchgeführten Vergrößerung und endgültigen Gestaltung des Theaterbaues durch den Theaterarchitekten Professor Gerhard Graubner, Hannover, bewährt.

Die Kosten für den vorstehend skizzierten Bau des Theaters waren mit 1,2 — 1,3 Mio. DM veranschlagt. Rund 1 Mio. DM stand der Stadt aus verschiedenen „Töpfen“ zur Verfügung. Den geringsten Betrag machten Etatmittel aus. Dazu kamen insbesondere ein Darlehen der Bühnengenossenschaft von 500000,— DM sowie ein Zuschuß des Landes. Mindestens eine viertel Million DM aber mußte noch aufgebracht werden. Da bat mich im März 1951 der damalige Oberbürgermeister Hanns Müller (FDP) zu einer Besprechung in das inzwischen teilweise wieder hergerichtete Rathaus. Er und der damalige Kulturdezernent Dr. Walther Höller trugen mir die Idee des Theaterbauvereins vor. Dieser sollte gemeinnütziger Träger für eine Sammelaktion zur Förderung des Theaterbaues sein.



Gedacht war an eine Lotterie beziehungsweise Tombola, mit der man sich an die gesamte Bevölkerung wenden wollte, sowie an Spenden aus der Industrie. Die Herren fragten mich, ob ich bereit sei, an der Gründung eines solchen Vereins mitzuwirken und den Vorsitz desselben zu übernehmen. Trotz mancherlei Bedenken — ich trug unter anderem die Verantwortung und Arbeitslast für den Wiederaufbau einer zerstörten und demontierten Maschinenfabrik und mußte sehr viel reisen — sagte ich nach einiger Überlegung zu. Schließlich handelte es sich hier um eine vaterstädtische Aufgabe, deren Lösung vielen zugute kommen würde. Ein neues Theater würde weiten Kreisen Anregung und Auftrieb geben, es würde als sichtbares Zeichen kulturellen Wiederaufbaues Freude und Mut verbreiten. Dies alles konnten wir damals brauchen.

Die Formalitäten zur Vorbereitung der Vereinsgründung bereiteten die geringste Mühe. Wichtiger war es, unter den Mitbürgern Männer zu finden, die bereit waren, die geringe Freizeit für die gute Sache zu opfern, und die zugleich repräsentativ für einen Berufsstand waren. Es stellten sich schließlich zur Verfügung die Herren: Günter Dilthey, Krefelder Baumwollspinnerei, als stellvertretender Vorsitzender, Josef Leuchter, Direktor der Commerzbank, als Schatzmeister, Intendant Dr. Erich Schumacher als Schriftführer, Felix Hunn als Beisitzer und Vertreter der Gewerkschaft, Willy Clever als Beisitzer für den Einzelhandelsverband sowie Kreishandwerksmeister Heinz Küppers als Beisitzer für die Handwerkskammer. Am 4. Juli 1951 fand die relativ gut besuchte Gründungsversammlung des Theaterbauvereins im — alten — Hotel Krefelder Hof statt. Die Gründung zum vorgesehenen Zweck wurde beschlossen und der Vorstand den Vorschlägen gemäß gewählt.

Die lokale Presse, die fortlaufend unterrichtet wurde, nahm sich nun des Theaterbaues an, berichtete ständig an bevorzugter Stelle über den Fortgang der seit Ende 1950 in Gang befindlichen Bauarbeiten und nicht zuletzt über die Aktivitäten des Theaterbauvereins. Wenn der Theaterbauverein so bald zu einer Angelegenheit aller Bürger wurde, dann hatte die Presse durch ihre Berichterstattung an dieser Entwicklung einen hervorragenden Anteil.

Bis November 1951 sollte der Rohbau fertig sein, und im Herbst 1952 sollte das neue Theater eröffnet werden. Für die geplante Tombola wurde ein auf diesem Gebiet erfahrener Unternehmer gewonnen, und der Verein fungierte als Träger. Diese Verhandlungen führte in erster Linie Dr. Höller. Die Zeit vor Weihnachten 1951 erschien uns für die Lotterie am günstigsten. Auf dem Neumarkt war der Losverkauf, und hier prangte

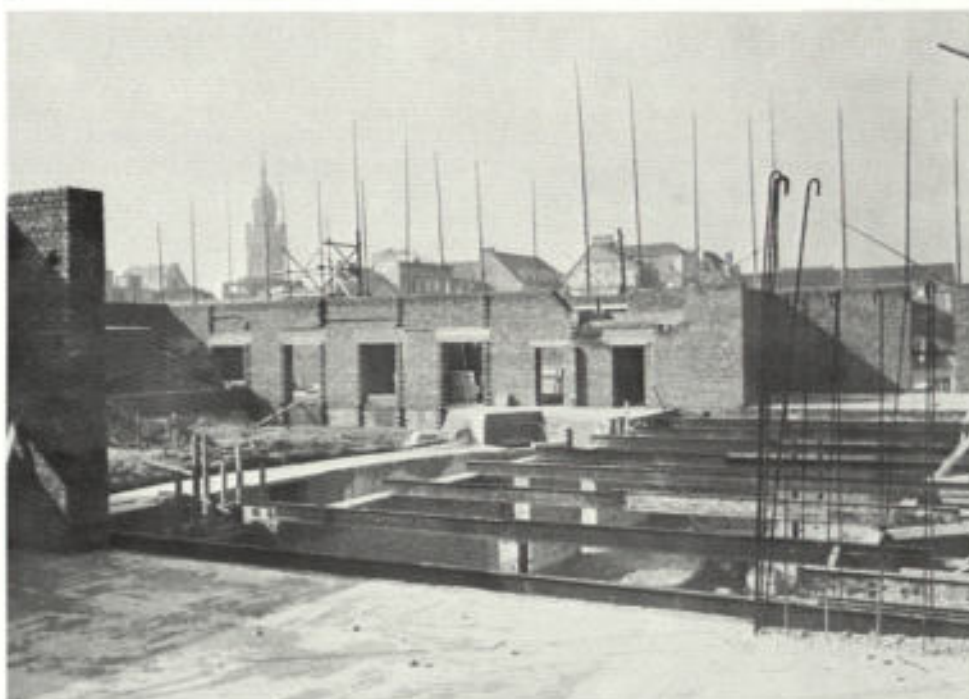


Bild 1. Der Theater-Neubau im Werden

auf einem Podest auch der Hauptgewinn — ein Volkswagen (Käfer natürlich). Das Los kostete 0,50 DM, und es wurde gekauft und gekauft. .... Das Theaterorchester gab Konzerte auf der Straße und in den Betrieben. Bühnenkünstler erfreuten mit Liedern und kleinen Stücken die Passanten. Es war ein „Theater“ fürs Theater! Viele Geschäfte des Einzelhandels hatten Preise gestiftet, darunter wertvolle Pelze, Kleider und vieles andere. Als im Vorstand des Theaterbauvereins das Ergebnis der Tombola abgerechnet war, verblieb nach Abzug aller Unkosten und des Anteils, den der Lotterieu-Unternehmer erhielt, ein Nettobetrag von 160000,— DM. Er war aus den Groschen aller Bürger zusammengekommen und übertraf unsere Erwartungen.

Nun brauchten wir noch 100000,— DM aus der Wirtschaft als Spitzenfinanzierung. Die Industrie- und Handelskammer, als Repräsentantin der Krefelder Wirtschaft, vertreten durch Präsident Holtz und Hauptgeschäftsführer Nordsiek, lehnte es ab, einen von mir verfaßten „Aufruf an die Wirtschaft“ zur „Vollendung des Krefelder Theaters“ mit zu unterschreiben. Schließlich gelang es mir, Jean Lenzen, den Vorsitzenden der Unternehmerschaft, für die Sache zu gewinnen. Die „Unternehmerschaft“ stellte sich hinter den Aufruf. Gleichzeitig erließ im Januar 1952 der inzwischen zum Oberbürgermeister gewählte Bäckermeister Johannes Hauser (CDU), Vater unseres jetzigen Oberbürgermeisters, einen Aufruf an die Wirtschaft, worin er auch den Dank an die Bevölkerung und den Theaterbauverein für den Erfolg der Tombola zum Ausdruck brachte.

Viel Erfolg, aber auch manchen Mißerfolg, hatten die Besuche, Gespräche und Briefe, die in den folgenden Monaten besonders die Vorstandsmitglieder des Vereins beschäftigten und belasteten. Aber schließlich führte auch diese Aktion zum Ziel, so daß die 100000,— DM an geplanten Spenden aus der Wirtschaft zusammenkamen. Etwas mehr als eine viertel Million DM konnte der Theaterbauverein der Stadt als Ergebnis seiner Tätigkeit zur Verfügung stellen. Damit war die Finanzierung des neuen Theaters gesichert.

Als der Vorstand des Theaterbauvereins sich nach zahllosen Abendbesprechungen mit Dr. Schumacher, Dr. Höller und Dipl.-Ing. Wronka zu einer der letzten Sitzungen, die sich schon mit den Vorbereitungen zur Eröffnung des neuen Theaters beschäftigte, traf, fehlten dem Intendanten noch die Bühnenwagen. Diese flachen, auf Rollen laufenden Wagen benötigte man mangels Dreh- oder Schiebebühne, um die Dekoration aufzubauen. Von den Wagen stehen je zwei in den Seitenbühnen und in der Hinterbühne in Reserve, während — nach Bedarf — sechs „aufgebaute“ auf der Bühne stehen. Beim Szenenwechsel werden diese weggerollt und die „vorbereiteten“ Wagen auf die Bühne geschoben.

Ich sagte dem Intendanten spontan zu, die Wagen, zwölf an der Zahl, in unserer inzwischen wiederaufgebauten Stahlbauabteilung herstellen zu lassen. So war auch diese letzte Klippe überwunden. Dr. Schumacher machte eine Skizze und erläuterte dem Betriebsleiter und einem Meister dieser Abteilung den Zweck der Bühnenwa-



Abb. 2. Blick in den entstehenden Zuschauerraum

Abb. 3. Der Rohbau vor der Fertigstellung

Abb. 4. Blick auf den Neubau vom Ostwall aus

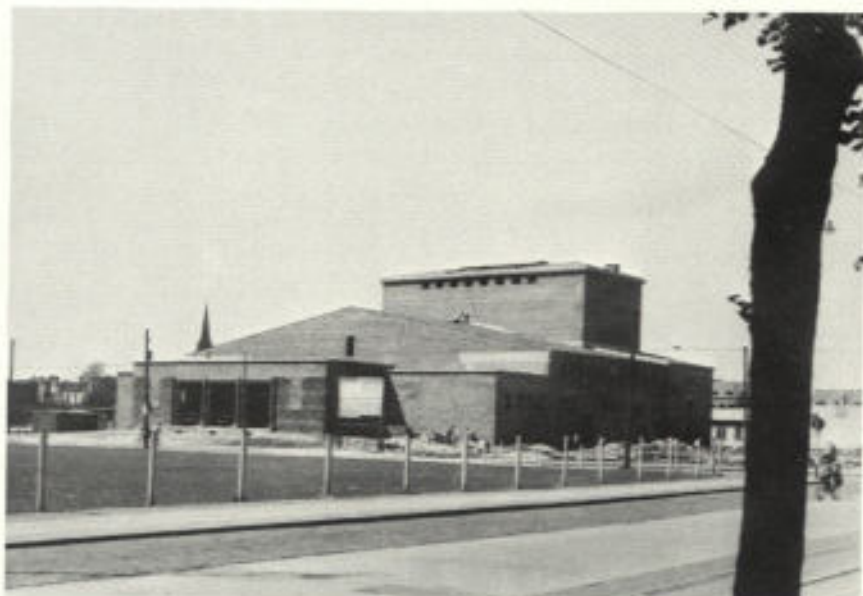
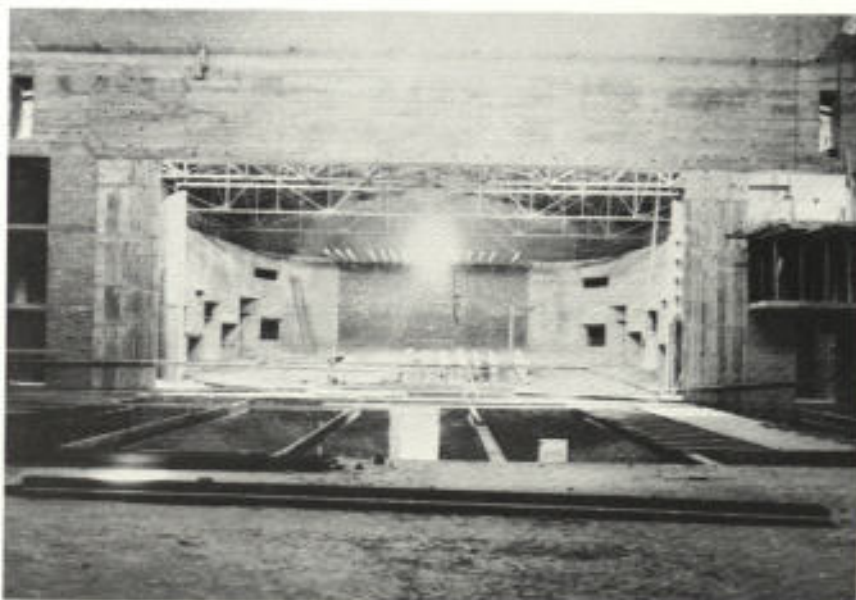
gen. Sie wurden rechtzeitig fertig und fielen zur Zufriedenheit des Intendanten aus. Trotz der Kugellager vollzog sich damals der Szenenwechsel stets mit einigem Gerumpel auf „den Brettern, die die Welt bedeuten“. Das störte aber niemanden.

Am 7. Oktober 1952 wurde das neue Krefelder Theater mit einem Festakt und der Aufführung des „Lohengrin“ eröffnet. Es war ein großes vaterstädtisches Ereignis mit vielen Ehrengästen. Der Theatereröffnung ist eine repräsentative Festschrift gewidmet. Dieses Theater, das seinen Zweck voll erfüllte, war mit Baukosten von rund 1,3 Mio. DM das billigste Theater, das damals in der Bundesrepublik Deutschland gebaut wurde. Es ist, wie ich von dem durch die Theaterreihe mit Mönchengladbach zum Generalintendanten gewordenen Dr. Schumacher weiß, in den folgenden Jahren oft von in- und ausländischen Interessenten besucht worden, um den Bau und die Einrichtung zu studieren.

Frau Dr. Porten, Direktorin des Mädchengymnasiums, war glücklich, nun vom „Theater“ in ihrer Schule entlastet zu sein. Die Krefelder, immer theaterfreudig, nahmen „ihr“ Theater in Besitz; die Vorstellungen waren stets ausverkauft. Es war nicht nur das billigste, sondern auch das am besten ausgelastete Theater der Bundesrepublik, wie der Verwaltungsdirektor Willi Kraemer wiederholt berichtete.

Als am 12. Januar 1963 das nun mit rund 12 Mio. DM unter Leitung des Theaterarchitekten Professor Gerhard Graubner zum Endzustand ausgebaute Theater eröffnet wurde, war von alledem nicht mehr die Rede. Deshalb sei hier verzeichnet, wie in einer noch sehr schwierigen Zeit mit bescheidenen Mitteln und viel persönlichem Einsatz der Kultur und dem Gemeinwohl der Bürger gedient worden ist. Nachdem seine Aufgabe erfüllt war, löste sich der Theaterbauverein auf. Die Akteure traten wieder „ins Glied“ der Bürgerschaft zurück.

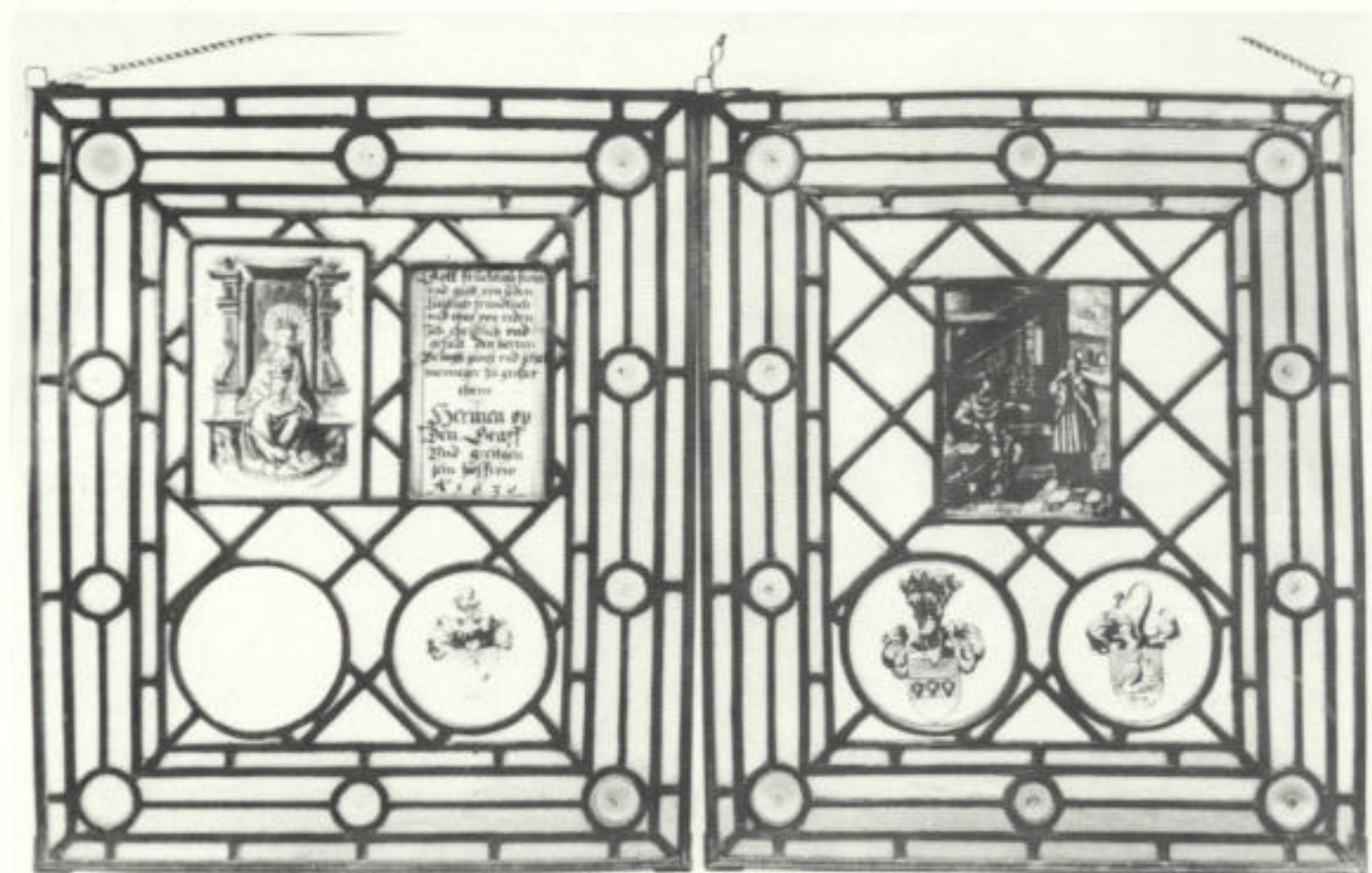
In den fünfziger Jahren wurde unter Schumacher in Krefeld, unter Gründgens in Düsseldorf, Schalla in Bochum und Stroux in Köln, an Rhein und Ruhr hervorragendes Theater gemacht. Dazu kamen noch die von den Gewerkschaften als Dank an die Bergleute initiierten Ruhrfestspiele in Recklinghausen.





# Die Glasgemälde von Hermann op den Graeff

von Guido Rotthoff



Unter den ältesten Krefelder Mennoniten nimmt die Familie op den Graeff die erste Stelle ein, weil Hermann op den Graeff der erste namentlich bekannte Prediger der Mennoniten-Gemeinde war. Er soll aus Alderkerk stammen, wurde aber 1605 Bürger in Kempen, wo er im gleichen Jahr Gritgen Pletges heiratete. Schon 1608 ist er in Krefeld bezeugt; er starb dort 1642. Auf der Dordrechter Konferenz führender Mennoniten unterzeichnete er 1632 mit einem anderen Krefelder Delegierten die 18 Artikel ihres Glaubens. Von seinen 18 Kindern verdient sein 1616 in Krefeld geborener Sohn Isaak Erwähnung, weil seine Frau

Abb. 1. Die beiden Glasgemälde von Hermann op den Graeff im heutigen Zustand

Grietgen Peters mit ihren vier Kindern Hermann, Derick, Abraham und Margrit zu der Gruppe gehörte, die 1683 von Krefeld nach Pennsylvanien auswanderte<sup>1)</sup>.

Aus dem Krefelder Haus von Hermann op den Graeff sen. sind zwei Glasgemälde erhalten geblieben, die sich 1894 im Kaiser-

Wilhelm-Museum befanden. Die „Krefelder Zeitung“ vom 20. August 1894, Nr. 421, bietet eine Beschreibung, insbesondere der zwei damals auf den Glasgemälden befindlichen Sprüche. Eine weitere Notiz über die Glasgemälde mit Wappenbeschreibung fand sich im Nachlaß von W. Niepoth (Mappe op den Graeff) im Stadtarchiv Krefeld, der aus einem Brief von Richard Wolferts an Dr. Risler vom 17. 11. 1935 notierte: „hat im alten Museum die Wappenscheibe gesehen: Hermann op den Graaf und Grietgen syn housfrau oder ähnlich. Wappen: Im Schild einen silbernen Schwan in Blau, Helmzier (ich glaube:) Schwan wachsend“.



An dritter Stelle erwähnt F. Nieper<sup>1)</sup> die beiden Glasgemälde, die sich im Erscheinungsjahr seines Buches, 1940, im damaligen Heimatmuseum auf Burg Linn befanden. Sie waren also offensichtlich bei der Einrichtung dieses Museums vom Kaiser-Wilhelm-Museum dorthin verbracht worden. Nieper ist es auch gewesen, der zuletzt den Wortlaut der Sprüche beider Glasgemälde veröffentlicht hat, den zweiten Spruch anscheinend in der Zeilenfolge der Vorlage. Wir lassen hier die Texte beider Sprüche erneut folgen, den ersten nach der Zeilenanordnung der erhaltenen Vorlage.

I

Gott fruchtigh from  
und gutt von seden,  
Luistigh frundtlich  
und war von reden,  
Ist<sup>2)</sup> christlich und  
gefalt den herren,  
Bringt<sup>3)</sup> gunst und setzet  
menneger zu großer  
ehren.

Hermen op  
Den Graff  
und Greitgen  
sein hosfrow  
A° 1630

II

Wer wyl uns scheyden von der  
liebe gottes, Trübsal oder angst oder  
verfolgung oder Ferligkeyt oder schwerdt?  
Wie geschriben steht um Deinen  
willen werden wir getödtet den  
gantzen tag. Wir siendt geachtet fur  
Schlachtschaaffe. Aber in dem allen  
überwinden wir weit um des  
willen, der uns geliebet hatt Röm. 8 c 35 v.

Ein Versteigerungskatalog des Stuttgarter Kunstauktionshauses (290. Auktion) Dr. Fritz Nagel, den das Kreisarchiv Viersen vom Kreisarchiv Biberach erhalten hatte und dankenswerterweise an das Museum Burg Linn weiterleitete, bot nun die überraschende Information, daß die Glasgemälde am 10. März 1981 versteigert werden sollten. Da der Katalog beide Objekte in schwarz-weißen Abbildungen enthielt, bestand kein Zweifel, daß hier tatsächlich die zwei Glasgemälde aus Krefelder Museumsbesitz wieder aufgetaucht waren. Von der Stadtverwaltung sofort eingeleitete rechtliche Schritte erbrachten das Ergebnis, daß sie sich schon seit Anfang der 50er Jahre in Privatbesitz befanden, mithin eine Verjährung der Eigentumsrechte eingetreten war.

Wann und unter welchen Umständen die Glasgemälde nach 1940 aus dem Museum in Linn verschwanden, bleibt der Spekulation überlassen. Am wahrscheinlichsten dürfte sein, daß sie in den Wirren der letzten

Kriegstage oder der ersten Nachkriegszeit in fremde Hände gelangten.

Ein Vergleich der alten Beschreibungen mit dem heutigen Zustand der Glasgemälde läßt auf den ersten Blick erkennen, daß aus dem zweiten (rechten) Glasgemälde die Schriftscheibe entfernt wurde. Berücksichtigt man die Länge und zeilenweise Verteilung des zweiten Spruches, so müßte die Schriftscheibe ziemlich genau die Abmessungen gehabt haben, die jetzt von der Bildscheibe ausgefüllt werden. Man darf wohl noch einen Schritt weitergehen und behaupten, daß auch das Glasgemälde mit dem erhaltenen Spruch (das heißt das linke) verändert worden ist, indem man die Mariendarstellung, die überhaupt nicht zu einem strenggläubigen Mennoniten paßt, mit einfügte, worauf auch die verschiedenen Abmessungen von Bild- und Schriftscheibe hindeuten. Schließlich passen die Bildscheiben des einen wie des anderen Gemäldes offensichtlich nicht zueinander.

Problematisch ist die Bestimmung der Wappen; man sollte die Wappen beider Eheleute op den Graeff erwarten. Stutzig macht, daß die Beschreibung von 1935 nur das Schwan-Wappen beschreibt, auf dem ein Bügelhelm beziehungsweise Stechhelm steht. Die Verschiedenheit der Helme zeigt schon, daß dieses Wappen noch keine feste Form angenommen hatte. Vermutlich wurde nur das Schwan-Wappen beschrieben, weil vielleicht schon 1935 das zweite Wappen des linken Glasgemäldes fehlte.

Bei dem nur einmal vertretenen zweiten Wappen ist nicht deutlich erkennbar, mit welcher gemeinen Figur der Balken des Schildes dreifach belegt ist. Von der Helmzier des Bügelhelms ist noch eine alte Adelskrone auszumachen. Es scheint daher mehr als bedenklich, die Wappen in den dargestellten Fassungen als Familienwappen der Eheleute anzusehen. Dieses könnte zutreffen, wenn wir Helm und Helmzier beider Wappen als Zutaten des Glasmalers streichen. Die nachgewiesenen Manipulationen an den Glasgemälden bieten auch keine Gewähr dafür, daß das heraldisch rechte, vom Betrachter linke Wappen das des Ehemannes darstellt.

Obwohl beide Glasgemälde, die im Auktionskatalog mit 2.200,— beziehungsweise 2.000,— DM angesetzt waren, von der Stadt gegen konkurrierende Bieter nicht ersteigert werden konnten, ist dank eines vom Auktionshaus zur Verfügung gestellten Fotos<sup>4)</sup> jetzt wenigstens das derzeitige Aussehen der bisher nur aus Beschreibungen bekannten Glasgemälde festgehalten. Angesichts der minimalen gegenständlichen Zeugnisse der älteren Krefelder Geschichte möchte man hoffen, daß sie vielleicht doch einmal ihren Rückweg nach Krefeld finden.

Anmerkungen

<sup>1)</sup> W. Niepoth, Die Abstammung der 13 Auswanderer von Krefeld nach Pennsylvanien im Lichte niederländischer Quellen, in: Die Heimat 24, 1953, S. 21. — Derselbe, Evangelische im Kempener Raum, Kempen 1958 (Schriftenreihe des Landkreises Kempen-Krefeld 6), S. 47 f.

<sup>2)</sup> F. Nieper, Die ersten deutschen Auswanderer von Krefeld nach Pennsylvanien, Neukirchen Kreis Moers 1940, S. 17.

<sup>3)</sup> die Vorlage hat: Ich.

<sup>4)</sup> Vorlage: Bringh.

<sup>5)</sup> Der Verfasser verdankt dieses den Bemühungen von Frau Museumsdirektorin Dr. R. Pirling. — Das Foto läßt erkennen, daß beide Glasgemälde für eine gemeinsame Aufhängung an drei Ketten durch einen Steg verbunden wurden.



## Ein Schiff der Menschlichkeit -

ist das deutsche Rettungsschiff, die CAP ANAMUR geworden, die halb Verhungerte, Kranke, Alte und Kinder aus dem Meer fischt, weil sie in der Flucht über das Meer ihre einzige Rettung aus einer unmenschlichen Situation sehen.

Deutsche Ärzte, Schwestern und Helfer geben den Menschen, die dem Tod oft näher als dem Leben sind, eine mitmenschliche, manchmal eine letzte Hilfe. Sie tun dies gerne und unentgeltlich jeweils für die Dauer von 2 Monaten. Die Menschen spüren an Bord dieses Schiffes vielleicht zum ersten Mal, daß wir MITEINANDER ihre Probleme lösen helfen in dem Bewußtsein, FÜREINANDER da zu sein.

**action medeor** möchte diese beispielhafte Arbeit auch weiterhin mit seinen Möglichkeiten unterstützen, durch hochwertige deutsche Medikamente. Sie können dabei mithelfen in dieser EINEN WELT.

## Uganda - Land ohne Hoffnung

Seit 2 Jahren wird das Land, ausgeblutet nach beispielloser Willkürherrschaft, von einer verheerenden Trockenheit heimgesucht, die jetzt zu einer Hungersnot geführt hat. Internationale Hilfsorganisationen versuchen das Schlimmste abzuwenden, denn Mangelercheinungen führen zu Krankheiten und Epidemien. Vergreiste Kinder auf den Armen ihrer ausgemergelten Mütter können nicht mehr lachen.

Hier muß schnell geholfen werden mit lebenswichtigen Vitaminen, mit schmerzstillenden Medikamenten, mit Salben und Verbandstoffen. Ein deutsches Notärzte-Team ist dort bereits tätig und braucht Hilfe - Ihre Hilfe.

MITEINANDER werden wir es auch hier schaffen, denen eine Hilfe zu geben, die sich aus eigener Kraft nicht helfen können. So zeigt sich auch hier, daß wir FÜREINANDER da sind in EINER WELT.



## Behindert in der Dritten Welt -

eine besondere Tragik für die Betroffenen, denn sie werden von ihren Familien oft alleine gelassen und von den Dorfgemeinschaften ausgestoßen. Die Ursachen der Behinderung sind vielfältiger Art: unzureichende medizinische Versorgung, Unwissenheit, mangelnde Hygiene, Schutzlosigkeit bei Epidemien. Die Probleme lassen sich nur langfristig lösen und rückten in das Bewußtsein der Welt-Öffentlichkeit auch durch die UNO-Proklamationen zum internationalen Jahr der Behinderten.

Die medizinische Betreuung Behinderter und damit ihre soziale Wiedereingliederung gehören zum Tätigkeitsfeld von **action medeor**. Sie können dabei helfen, denn wir verfügen über die notwendigen Medikamente zur Behandlung nach orthopädischen Maßnahmen. Geben Sie den Menschen, insbesondere den behinderten Menschen in der Dritten Welt, nicht nur das Gefühl sondern das Bewußtsein, daß wir MITEINANDER und FÜREINANDER da sind in EINER WELT





Deutsches Medikamenten-Hilfswerk

MITTEINANDER-FÜREINANDER  
EINE WELT





# Das Zierliche Wollgras, *Eriophorum gracile* (Koch 1800) — Zur Verbreitung und Vergesellschaftung im Gebiet des Niederrheins

von Kurt Rehnelt

## 1. Einleitende Bemerkungen

Die „Rote Liste“ der in Nordrhein-Westfalen gefährdeten Arten von Farn- und Blütenpflanzen von Foerster & Lohmeyer & Patzke & Runge, unter Mitarbeit von G. Bauer, H. J. Bauer, Düll, Harms, Korneck, Lienenbecker, Savelsbergh, Schumacher, Trautmann und Wolff-Straub, gibt unter A.1.2 diejenigen Arten an, die „Vom Aussterben bedroht“ sind. Zu diesen Arten gehört auch das Zierliche Wollgras, *Eriophorum gracile* (Koch 1800). In der „Roten Liste“ der Bundesrepublik Deutschland steht das Zierliche Wollgras ebenso unter den „Vom Aussterben bedrohten“ Arten (Korneck & Lohmeyer & Sukopp & Trautmann 1977, S. 48). Die Pflanze ist somit bei uns dem Aussterben nahe oder bereits verschollen (Düll & Kutzelnigg 1980, S. 114). Es soll deshalb über die historische und derzeitige Verbreitung im niederrheinischen Bereich berichtet werden.

## 2. Zur Unterscheidung der Wollgrasarten

Die Wollgrasarten gehören zur Ordnung Cyperales und dort zu der Familie der Cyperaceae, der Sauer- oder Riedgräser.

In unserem Gebiet kommen drei Arten aus der Gattung *Eriophorum* L. mit einem mehrjährigen Blütenstand vor. Es sind das die Arten:

*E. latifolium* (Hoppe), Breitblättriges Wollgras. Pflanze ohne Ausläufer, Stengel stumpf dreikantig, die Ährenstiele rau, die Blätter 3—8 mm breit.

*E. angustifolium* (Honck.), Schmalblättriges Wollgras. Pflanze mit Ausläufern, der Stengel ist stielrund, die Ährenstiele glatt, die Blätter 3—4 mm breit, oft rot überlaufen.

*E. gracile* (Koch), Zierliches Wollgras. Pflanze mit Ausläufern, Stengel dreikantig, schlank, oft übergebogen, die Ährenstiele kurz rauhaarig, die Blätter 1—2 mm breit.

## 3. Zur Verbreitung des Zierlichen Wollgrases im niederrheinischen Raum

Meigen (1836, S. 130) berichtet über die Verbreitung von *E. gracile* auf Moorböden



Abb. 1. Herbarium-Nr. 1001 des Verfassers „Herbarium-Niederrhein“: *Eriophorum gracile* Koch, Elmpter Bruch, Niederrhein, Schwalmthal, 14. 6. 1969, leg. Rehnelt

in Deutschland und in den Niederlanden. Garcke (1890, S. 459) gibt die Pflanze für Norddeutschland als verbreiteter an. Für den Bereich des Niederrheins finden sich in der Literatur und im Archiv von Höppner folgende Angaben: W. Mink (1839) bringt keine Fundorte. P. Wirtgen (1842, S. 179) nennt die Fundorte „H. v. Malathen u. Merheimer Bruch b. Köln (Sehm.)“; am ersten Orte durch Austrocknung und Cultivierung des Bodens verschwunden; ferner bei Könen unweit Trier (Löhr)“. In dem Ver-

zeichnung von Herrenkohl (1871) ist auf S. 211 eine handschriftliche Eintragung „*E. latifolium*, *E. gracile* — Nütterden“, wahrscheinlich von Höppner (Archiv). Nach Karsch (1911, S. 315) ist in der Provinz Westfalen die Pflanze auf Sumpfwiesen und Torfmooren der Ebene verbreitet. Eine handschriftliche „Flora Crefelds“ von Höppner zeigt auf S. 10 auch *E. gracile* Koch ohne Fundortangabe (Archiv Höppner). Hahne & le Roi (1907, S. 8) berichten über ein Vorkommen von *E. gracile* im Schafsheider Sumpf bei Düsseldorf-Unterbach. Höppner (1909, S. 65) bringt in seiner Flora des Niederrheins die Fundorte: „Im Bruch beim Krug zwischen Kempen und Aldekerk, Bärenonk bei Kempen, Lobberich, Schafsheide bei Düsseldorf, Aachen (F.), Merheimer Brüche bei Köln (L. Ob jetzt noch?)“. Höppner (1909, zitiert in: Rehnelt 1975, S. 57) berichtet in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen über den Standort „Sumpfwiese beim Krug“ und die dort seinerzeitigen Begleitpflanzen von *E. gracile* Koch.

Ferner ergänzen Höppner & Preuß (1926 und 1971, S. 62) die Fundorte wie folgt: W.: Hamm, Rhyern, Dorsten, Rh.: Im Bruch zwischen Kempen und Aldekerk! Bärenonk bei Kempen! Lobberich! Schwalm-sümpfe bei d. Lüttelforster Mühle und oberhalb Diergardthof b. Brüggel! Erft-sümpfe zw. Gustorf u. Neuenhausen Kr. Grevenbroich! Schafsheide b. Düsseldorf! Aachen, Merheimer Brüche b. Köln (ob noch?). Sümpfe zw. Spich u. Lind b. Wahn!

Höppner (1926, S. 8 und S. 19) berichtet über das in dichten Beständen leuchtende Weiß der Fruchtköpfe des seltenen Schlangen Wollgrases (*E. gracile*) von der Lüttelforster Mühle und von der Vergesellschaftung dieser seltenen Pflanze mit der Schlammsegge im Moor gegenüber Diergardthof (S. 19). Knorr & Schwickerath (1959, S. 78) beschreiben das Vorkommen des Zierlichen Wollgrases im Elmpter Bruch. Coenen & Hubatsch (1968, S. 4 und S. 6) wie auch Rehnelt (1980, S. 54 ff) bestätigen diesen Fundort.

## 4. Derzeitiges Vorkommen und Herbarbelege

Im Gebiet des linken Niederrheins kommt



das Zierliche Wollgras derzeitig nur noch im Elmpter Bruch vor. Die Belege im „Herbarium-Niederrhein“ des Verfassers tragen folgende Nummern und Funddaten: Herbar-Nr. 1001 und Herbar-Nr. 1002, *Eriophorum gracile* Koch, Elmpter Bruch, Niederrhein Schwalmthal, 14.6. 1969 leg. Rehnelt. — Auf jedem Herbarium-Blatt sind zwei Exemplare; vgl. Niederrh. Jb. 14 (1980), S. 55, Abb. 3. — Die Exemplare auf Blatt Nr. 1001 sind 64 cm und 53 cm, die auf Blatt 1002 sind 52 cm und 57 cm groß. Das gilt mit der Wurzelregion (s. Abb. 1).

## 5. Vergesellschaftung und pflanzensoziologische Wertung

Nach Schwickerath (1944, S. 15) ist *Eriophorum gracile* eine Charakterart des Caricetum lasiocarpae sphagnosum, der torfmoosreichen Variante der Fadenseggengesellschaft. In den „vermoorten Maaren der Vulkaneifel“ kommt das Caricetum lasiocarpae mit der Vollzahl seiner Charakterarten wie *Carex lasiocarpa* (= *filiformis*), *C. diandra* und *Eriophorum gracile* in typischer Ausbildung vor. Oberdorfer (1970, S. 144) stellt das Zierliche Wollgras, auch Schlankes Wollgras genannt, als Charakterart ebenfalls in das Caricetum lasiocarpae, dem Eriophorion gracilis-Verband zugeordnet.

Das Schlanke Wollgras findet sich selten in Zwischenmooren, auf nassen oder flach überschwemmten, nährstoffarmen, mäßig sauren Torfböden. Höppner (1909, zitiert in: Rehnelt 1975, S. 57) gibt folgende Begleitpflanzen an: *Carex filiformis* (= *lasiocarpa*) (Fadensegge), *C. teretiuscula* (= *diandra*) (Rundliche Segge), *C. intermedia* (= *disticha*) (Zweizeilige Segge), *C. paludosa* (= *acutiformis*) (Sumpfssegge), *C. pulicaris* (Flohsegge), *C. hornschuchiana* (= *hostana*) (Hornschuchs-Segge), *C. stricta* (= *elata*) (Steife Segge), *Eriophorum latifolium* (Breitblättriges Wollgras) und *Nymphaea alba* var. *minor* (Heidemoor-Seerose). In seiner Arbeit über die Schwalm Moore nennt Höppner (1926, S. 8 und S. 19) ebenfalls *C. lasiocarpa* und *C. teretiuscula* als Begleiter des Zierlichen Wollgrases. Im Moor bei Diergardtshof wird als Begleitpflanze noch *Carex limosa*, die Schlammsegge, genannt. Es handelt sich um Stellen mit Zwischenmoorcharakter. Da in dem Separatum von Herrenkohl (1871, S. 212) bei *Carex teretiuscula* von Höppner handschriftlich der Fundort Nütterden nachgetragen wurde, ist das Schlanke Wollgras bei Nütterden ebenfalls mit *C. teretiuscula* vergesellschaftet gewesen. Das gilt für diesen Fundort auch für *C. limosa* und *C. lasiocarpa*. Für beide Seggen gibt Höppner handschriftlich auf S. 213 und S. 214 den Fundort Nütterden an, so daß hier ähnliche Verhältnisse vorlagen wie zwischen Kempen und Aldekerk. Zusätzlich liegt auf S. 212 bei *Carex pulicaris*

ebenfalls noch ein handschriftlicher Nachtrag Höppners mit „Nütterden“ vor. *Carex teretiuscula* (= *diandra*) findet sich derzeit im Kranenburger Moor bei Kleve. Belegexemplare Herbar-Nr. 426 und 427 im Herbarium-Niederrhein des Verfassers, leg. Dr. Knörzer am 8. Juni 1980.

Auch für die Barendonk bei Kempen läßt sich aus den Literaturdaten eine Fadenseggengesellschaft erschließen, da Höppner (1909) für diesen Fundort *Eriophorum gracile*, *Carex diandra* (= *teretiuscula*) und *Carex lasiocarpa* (= *filiformis*) angibt. Knörzer (1972, zitiert in: Potonie & Jacob & Rehnelt) konnte durch Großreste-Analyse in einem Humosapropel von den Barendonk (Barendonk)-Kuhlen eine Innenfrucht von *Carex diandra* (cf.) nachweisen.

Für das Elmpter Bruch wurden folgende Vergesellschaftungen nach Knorr & Schwickerath (1959, S. 78), Coenen & Hubatsch (1968, S. 4 und S. 6) sowie Rehnelt & Hubatsch (o. J., S. 5, und 1976, S. 130), festgestellt, die in Tabelle 1 zusammengestellt sind.

In der Tabelle bedeuten: I = Aufstellung von Knorr & Schwickerath (1959), II = Aufstellung von Coenen & Hubatsch (1968), III = Aufnahme Rehnelt am 14. 6. 1969, IV = Ausschnitt aus der Uferfazies des Caricetum limosae (Rehnelt & Hubatsch o. J.) vom 14. 6. 1969, V = Ausschnitt aus einem Caricetum limosae-Fragment, Aufnahme Rehnelt und Hubatsch am 28. 5. 1981.

Die Gesellschaft der Fadensegge kann als Vorläufer der Schlammseggengesellschaft angesehen werden (Arntzenius & Rehnelt 1964, Rehnelt 1980, S. 54 ff.). Vergesellschaftungen der Fadensegge mit der

Schlammsegge finden sich im Elmpter Bruch, können aber auch, wie aus dem Literaturstudium ersichtlich ist, für den Fundort Nütterden, für das von Höppner erwähnte Diergardtshof-Moor, für den Schafsheider Sumpf bei Düsseldorf und für das Gangelter Bruch gelten. Antz (1846, S. 113 und S. 114) beschreibt das Vorkommen der Faden- und der Schlammsegge für die Gräben und Sümpfe hinter Gerresheim und in den Torfsümpfen am Grafenberge hinter Gerresheim. Schwickerath (1930, S. 16) gibt Abbildungen der Fadensegge aus dem Gangelter Bruch und im Herbarium von Höppner und Steeger liegen Belege von *Carex limosa* mit der Bezeichnung „Gangelter, 22. 8. 1908, leg. Steeger, Herbar-Nr. 264/1“.

Fadenseggengesellschaften mit der Schlammsegge gibt auch Hueck (1942, S. 35) für das Naturschutzgebiet Krumme Laake bei Rahnsdorf an. Das gilt auch für die Gesellschaften, die Jonas (1935, S. 49) mitteilt. Anders (1897, S. 79–88) nennt für das Habsteiner Torfmoor in Nordböhmen (Sudetenland) die Arten *Carex limosa*, *Carex filiformis* und *Eriophorum gracile*.

Das Sukzessions-Schema (s. Abb. 2) soll die Verhältnisse im Elmpter Bruch wiedergeben und vor allem die Stellung der Fadenseggengesellschaft mit dem seltenen Zierlichen Wollgras aufzeigen. Nach Coenen & Hubatsch (1968) ist die in Tabelle 1 unter II gebrachte Artenkombination (wörtlich) „nur an einer Stelle im Zentrum der Moorfläche. In der Nähe liegen reine *Carex lasiocarpa*-Bestände und viele Bestände, die mit den Fragmenten der ehemaligen Seevegetation durchsetzt sind. Die weitere Entwicklung der Gesellschaft verläuft über ein *Sphagnum*-reiches Stadium zu Hoch-

Tabelle 1

### Caricetum lasiocarpae Koch 1926

Aufnahme Nr.	I	II	III	IV	V
<b>C-Arten</b>					
<i>Carex lasiocarpa</i>	X	X	3	1,1	+°
<i>Eriophorum gracile</i>	X	X	r	r,1	1
<b>VC-Arten</b>					
<i>Agrostis canina</i>	X	X	-	-	-
<i>Viola palustris</i>	X	-	-	-	-
<i>Drepanocladus revolvens</i>	X	-	-	-	-
<i>D. vernicosus</i>	X	-	-	-	-
<b>OC-Arten</b>					
<i>Menyanthes trifoliata</i>	X	X	r°	r,1°	-
<i>Comarum palustre</i>	X	X	-	-	-
<i>Pedicularis palustris</i>	X	-	-	-	-
<i>Eriophorum angustifolium</i>	X	-	-	-	-
<b>Begleitarten</b>					
<i>Potamogeton polygonifol.</i>	-	-	+	+4	3
<i>Phragmites communis</i>	-	-	1	-	2



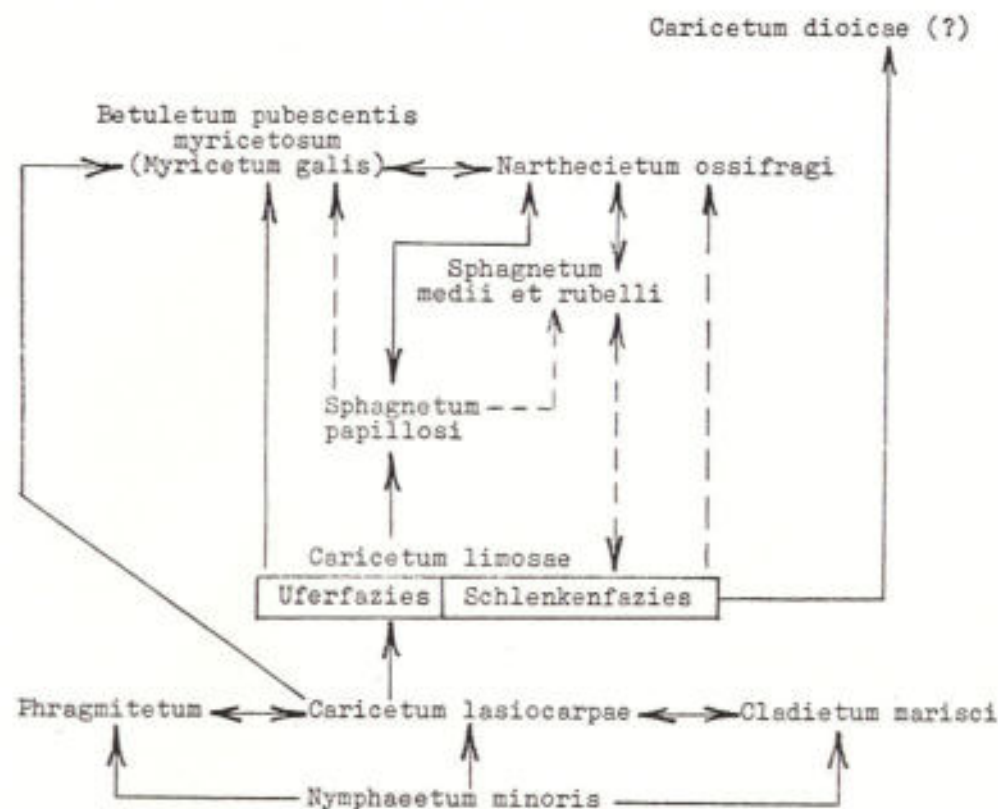


Abb. 2. Sukzessions-Schema für das Elmpter Bruch (1968–1977). Ergänzung und Berichtigung zu Rehnelt (1980)

moorgesellschaften bzw. den Abbaustadien.“

Nach den Untersuchungen des Verfassers kann im Elmpter Bruch die Schlammseggengesellschaft eine Nachfolgesellschaft des *Caricetum lasiocarpae* (= *Caricetum filiformis*) sein

Nach Coenen & Hubatsch (1968) zeigt die Fadenseggengesellschaft hier den Zwischenmoorzustand an, da sie (wörtlich) „zwischen Flach- und Hochmoor vermittelt, auch in bezug auf die Säure- und Nährstoffverhältnisse, denn das während des ganzen Jahres über der Oberfläche stehende Wasser ist nur schwach sauer und relativ nährstoffreich.“

#### Anmerkungen

Die vorstehende Mitteilung gilt als VII. Mitteilung zur Verbreitung seltener Pflanzen im nördlichen Rheinland. Als VI. Mitteilung gilt: K. Rehnelt: Bemerkungen zu einigen Pflanzengesellschaften des Elmpter Bruches. — In: Kinkler & Swoboda & Rehnelt: Beitrag über die Großschmetterlinge (Makrolepidoptera) und Köcherfliegen (Trichoptera) des Elmpter Bruches (Ndrh.) mit Bemerkungen über die Pflanzengesellschaften. — Niederrh. Jb., 14: 53–72; Krefeld 1980. Als V. Mitteilung s. Hubatsch & Rehnelt (1979): Weiteres über Standorte der Aschheide, *Erica cinerea* L., in Deutschland. — Ber. Offenbacher Ver. Naturkd., 81: 29–32; Offenbach/M.

#### Schriften

Anders, J. (1897): Das Habsteiner Torfmoor. Botanische Skizze. — Mitt. Nordböhmer. Excursionsclubs: 20, 79–88. — [Neudruck in: Beitr. Arbeitgem. Heimatforsch. Nordböhmen: 5, 25–27; Kassel-Nördlingen 1968]

Antz, C. C. (1846): Flora von Düsseldorf. — Düsseldorf.

Arnzenius, C. R., & Rehnelt, K. (1964): Über ein *Caricetum limosae* in Nordbayern. — Ber. Bayer. Bot. Ges., 37, 99–101; München.

Coenen, H., & Hubatsch, H. (1968): Das Naturschutzgebiet Elmpter Schwalbruch. — Exkursionsführer zur Exkursion am 15. 6. 1968: 5 S., 1 Prof., Viersen. — [Maschinenschrift]

Coenen, H., & Hubatsch, H. (o. J.): Die Naturschutzgebiete Elmpter Schwalbruch und Meinweg b. Herkenbosch/NL. — Exkursionseinführung: 11 S., 1 Prof., 1 Kt.; Viersen. — [Maschinenschrift]

Düll, R., & Kutzelnigg, H. (1980): Punktkartenflora von Duisburg und Umgebung nebst Angabe der Standortansprüche, Herkunft, Einbürgerungsweise und Gefährdung für alle im weiteren Raum um Duisburg seit 1800 beobachteten Gefäßpflanzen. — Forschungsber. Land Nordrhein.-Westf., 2910, 326 S.; Opladen (Westdeutscher Verlag).

Foerster, E., & Lohmeyer, W., & Patzke, E., & Runge, F. (1979), unter Mitarb. von Bauer, G., & Bauer, H. J., & Düll, R., & Harms, K. H., & Korneck, D., & Lienenbecker, H., & Salvetsbergh, E., & Schumacher, W., & Trautmann, W., & Wolff-Straub, R.: Rote Liste der in Nordrhein-Westfalen gefährdeten Arten von Farn- und Blütenpflanzen (Pteridophyta et Spermatophyta). — Schr.-R. L.-Anst. Ökologie, Landschaftsentwicklung u. Forstplanung Nordrhein.-Westf., 4, 19–34; Recklinghausen.

Garcke, A. (1890): Flora von Deutschland. — 16. Aufl.; Berlin.

Hahne, A., & le Roi, O. (1907): Bericht über die Sitzungen und Exkursionen. — Ber. Versamml. bot. u. zool. Ver. Rhein.-Westf., 1907. — [Sonderdruck]

Herrenkohl, F. G. (1871): Verzeichnis der phanerogamischen und cryptogamischen Gefäßpflanzen der Flora

von Cleve und Umgegend. — Verhand. naturhist. Ver. Rheinl. u. Westf., 28: 123–232; Bonn.

Höppner, H. (o. J.): Flora Crefelds. — Handschriftliches Exemplar, Archiv Höppner, Krefeld.

Höppner, H. (o. J.): Handschriftliche Notizen in dem Separatum von F. G. Herrenkohl. — Archiv Höppner, Krefeld.

Höppner, H. (1909): Flora des Niederrheins. — 2. Aufl.; Krefeld.

Höppner, H. (1926): Das Schwalmtal als Naturdenkmal. — Natur am Niederrhein: 2(2), 5–20; Krefeld.

Höppner, H., & Preuß, H. (1971): Flora des Westfälisch-Rheinischen Industriegebietes unter Einschluß der Rheinischen Bucht. — Duisburg (Braun). — [Neudruck von 1926]

Hueck, K. (1942): Die Pflanzenwelt des Naturschutzgebietes Krumme Laake bei Rahnsdorf. — Arb. Berliner Provinzst. f. Naturschutz: 3; Berlin.

Jonas, F. (1935): Die Vegetation der Hochmoore am Nordhümmling. — Rep. spec. nov. regni vegetab., Beih., Bd. 78/1; Berlin-Dahlem.

Karsch, N. N. (1911): Flora der Provinz Westfalen und der angrenzenden Gebiete. — 8. Aufl. (Hrsg. H. Brockhausen); Münster (Westf.).

Knorr, E., & Schwickerath, M. (1959): Das Elmpter Schwalbruch. — In: 50 Jahre Naturschutz im Regierungsbezirk Aachen (Hrsg. M. Schwickerath); Aachen (Georgi).

Korneck, D., & Lohmeyer, W., & Sukopp, H., & Trautmann, W. (1977): Rote Liste der Farn- und Blütenpflanzen (Pteridophyta et Spermatophyta). 2. Fassung. Stand 31. 12. 1976. — In: Rote Liste der gefährdeten Tiere und Pflanzen in der Bundesrepublik Deutschland. (Hrsg. W. Erz). — Naturschutz Aktuell, 1; Greven.

Kükenhal, G. (1909): Cyperaceae-Caricoideae. — In: Engler, Das Pflanzenreich: 38. — [Nachdruck 1966; Weinheim/Bergstr. (Engelmann (Cramer))]

Mattäuch, F. (1936): Ein Beitrag zur Kenntnis der Verlandungserscheinungen am Hirschberger Großteiche. — Beih. bot. Zentralbl., 54: 377–428; Jena.

Meigen, J. W. (1836–1842): Deutschlands Flora, oder systematische Beschreibung der in Deutschland wildwachsenden und im Freien angebaut werdenden Pflanzen. — 3 Bde.; Essen.

Mink, W. (1839): Aufzählung der um Crefeld wildwachsenden und am häufigsten cultivierten phanerogamischen Pflanzen, wieweit dieselben bisher gefunden worden, nebst Angabe der Standorte derselben. (Mit einem Vorwort über die Lage der Stadt Crefeld und die Bodenverhältnisse ihrer Umgebung von Dr. A. Rein). — Jber. d. höheren Stadtschule zu Crefeld; Crefeld. — [Bü.-Nr. 2233 — Handschriftliches Exemplar, Archiv Höppner]; Krefeld.

Oberdorfer, E. (1970): Pflanzensoziologische Exkursionsflora. — 3. Aufl.; Stuttgart (Ulmer).

Potonie, R., & Jacob, H., & Rehnelt, K. (1972): Zustand des Blattgrüns in Böden, Sapropeliten, Torfen, Kohlen und sonstigen Kaustobioilithen. „Chlorophyllin“. — Fortschr. Geol. Rheinl. u. Westf., 21, 151–174; Krefeld.

Rehnelt, K. (1975): Eine botanische Wanderung im Jahre 1909 von Hans Höppner. — Der Niederrhein: 42, 56–58; Krefeld.

Rehnelt, K. (1980): Bemerkungen zu einigen Pflanzengesellschaften des Elmpter Bruches. — In: Kinkler, H., & Swoboda, G., & Rehnelt, K.: Beitrag über die Großschmetterlinge (Makrolepidoptera) und Köcherfliegen (Trichoptera) des Elmpter Bruches (Ndrh.) mit Bemerkungen über die Pflanzengesellschaften. — Niederrh. Jb.: 14, 53–72; Krefeld.

Rehnelt, K., & Hubatsch, H. (1975): Das *Caricetum limosae* im Elmpter Bruch 1968–1969. — In: Hubatsch, H.: Das Elmpter Schwalbruch. — Mitt. L.-Anst. Ökologie, Landschaftsentwicklung u. Forstplanung: 1/III (5), 129–130; Düsseldorf.

Rehnelt, K., & Hubatsch, H. (o. J.): Das *Caricetum limosae* im Elmpter Bruch 1968–69. — In: Coenen, H., & Hubatsch, H.: Die Naturschutzgebiete Elmpter Schwalbruch und Meinweg b. Herkenbosch/NL. — Exkursionseinführung: 5 S.; [Viersen. — Maschinenschrift]

Schwickerath, M. (1930): Das Gangelter Bruch. — Natur am Niederrhein: 6: 14–19; Krefeld.

Schwickerath, M. (1944): Das Hohe Venn und seine Randgebiete. — Pflanzensoz. 6; Jena (Fischer). — [Hrsg. Reichsstelle f. Naturschutz]

Wirtgen, Ph. (1842): Prodrömus der Flora der Preussischen Rheinlande. — Bonn.



# Gustav Ruhnau — Leben und Werk

von Werner Böcking



Abb. 1. „Der Hafen“, Holzschnitt, 1929



Abb. 2. Gustav Ruhnau in der Akademie, 1932

Der im Xantener und niederrheinischen Raum bekannte Maler und Holzschnitler Gustav Ruhnau wäre in diesem Jahre 80 Jahre alt geworden. Er starb am 9. Oktober 1978 in einer Düsseldorfer Klinik.

Am 16. November 1901 wurde er als zweiter von vier Söhnen des Schlossermeisters Ferdinand Ruhnau und seiner Ehefrau Lisette, geborene Pferdekamp, in Düsseldorf geboren. Der Vater stammte von einem Erbhof aus Marienburg in Ostpreußen; von ihm hatte Sohn Gustav die Naturverbundenheit, während die Mutter, aus dem Siegerland kommend, das musische Naturell beisteuerte.

Nach der Volksschule besuchte Gustav Ruhnau die Mittelschule. Mit achtzehn Jah-

ren trat er in der Commerz- und in einer Privatbank zu Düsseldorf eine Banklehre an, machte seine Prüfung und war mit einundzwanzig Jahren ausgebildeter Bankkaufmann. Die Firma schickte den aufgeweckten Mitarbeiter als Börsenvertreter nach Hamburg in die dortige Filiale. Das verschaffte dem jungen Ruhnau ein relativ freies und nicht an einen Acht- oder Zehnstundentag gebundenes Leben. Er begab sich morgens zeitig in die Börse, studierte die Börsenberichte, machte seine Notizen, tätigte im Auftrag der Commerzbank die sich daraus ergebenden Geschäfte, kassierte die fälligen Provisionen und verdiente in den Jahren von 1922 bis 1924 als junger Bankkaufmann recht gut. Da das Geld wieder etwas stabiler wurde, konnte er sich Ersparnisse anlegen.

Zwar hatte Ruhnau in der Schule bereits gerne gemalt, aber er besaß in dieser sehr frühen Zeit durchaus noch keine Kunstambitionen. Diese stellten sich erst langsam ein, nachdem er die Hamburger Zeit fleißig nutzte, Museen und Kunstgalerien zu besuchen, um sich dort die ersten Eindrücke zu verschaffen. Mit einem Gehalt von 250,— Reichsmark plus 100,— Reichsmark Spesen, was damals sehr viel Geld war, konnte er ein halbwegs sorgenfreies Leben in der Weltstadt Hamburg führen. Im Jahre 1923 übernahm Ruhnau im Hamburger Hafen für seine Düsseldorfer Bank eine Geldwechselstube. Er erhoffte sich Abwechslung und Verfeinerung seiner Ausbildung. Aber hier hatte er seine festen Stunden abzusetzen und verdiente entschieden weniger. Das behagte ihm nicht und



wurde ihm leid. In dieser Zeit war er mit einer Graphikerin befreundet, die ihn künstlerisch sehr inspirierte und zum Malen anregte.

Die Folge war, daß er — vielleicht etwas überstürzt und unüberlegt — seine Stellung aufkündigte, um 1924 eine Reise anzutreten. Sie führte Ruhnau nach Italien — hier erstmals nach Venedig —, Jugoslawien und Griechenland, also an die ‚Küsten des Lichts‘ und der Wiege der abendländischen Kultur, wobei ihm als unerfreulicher Auftakt gleich in Neapel ein Koffer gestohlen wurde, was ihn jedoch keineswegs abhielt, die Reise fortzusetzen.

Wieder in Düsseldorf, wurde er 1925 Buchhalter in einer Schokoladenfabrik und behielt diese Stelle ein Jahr lang. Aber auch an dieser bürgerlichen Art des Geldverdienens fand er kein sonderliches Vergnügen, zumal die Zeitläufte kritischer wurden und die Geldentwertung immer weiter um sich griff. Er machte sich im Jahre 1926 ein zweites Mal auf den Weg nach Hamburg. Inzwischen war der feste Entschluß in ihm gereift, Kunstmaler zu werden. Aus diesem Grunde besuchte er in Hamburg die dortige Kunstgewerbeschule. Morgens war er in den Kursen, die er belegt hatte, für die Nachmittage suchte er sich entsprechende Arbeiten, die seinen Lebensunterhalt sicherten. Er wurde in wechselnder Folge Stau- und Schauerer in der Hamburger Häfen sowie Werftarbeiter bei Blohm & Voss. Als man dort einen Maler suchte, meldete er sich. Man verstand darunter jedoch Anstreichen. Da er zuviel Farbe verschwendete, wurden ihm stufenweise geringere Arbeiten übertragen. Über das Menniggestreichen landete er in den untersten Schotträumen der Schiffe zum Rostklopfen, die wahnsinnigen Geräusche der Niethammer in den Ohren. Diese Arbeit verrichtete Ruhnau etwa ein halbes Jahr. Dann gab er sie auf und kehrte 1928 heim.

In diesem Jahre gab sein Vetter Wilhelm Pferdekamp, im gleichen Alter wie Gustav Ruhnau, sein erstes größeres Erfolgsgeschäft über eine Mexiko-Amerika-Reise heraus: „Auf Schiffen, Schienen, Pneus“, allerdings unter dem Pseudonym Arnold Nolden. Für Pferdekamps Laufbahn war dessen Begegnung mit dem Konstruktivismus in Paris von entscheidender Bedeutung. 1925/26 war er Mitarbeiter an der von Le Corbusier herausgegebenen Zeitschrift „L'Esprit Nouveau“. Seit dem Kriege war er mit der Übertragung von Werken der Zeitgeschichte hervorgetreten. 1963 erschien eine Kulturgeschichte der Indianervölker Amerikas in literarischer Form unter dem Titel „Die Indianer-Story“. Wilhelm Pferdekamp starb 1966 im Alter von 65 Jahren in Badenweiler.

In den Jahren 1928/29 waren in Ruhnaus Branche einfach keine Stellen mehr zu be-

kommen. Die große Arbeitslosigkeit mit nahezu sieben Millionen Erwerbslosen in Deutschland setzte allenthalben ein und zerstörte viele Hoffnungen, zunächst auch die des jungen Gustav Ruhnau. Teils aus dieser Notlage heraus geboren, teils um seine vermehrt in ihm aufkeimende Kunstbegeisterung zu befriedigen, ließ er sich im Jahre 1929 in der Kunstakademie Düsseldorf einschreiben. Hier studierte er bis 1933 als Schüler des Expressionisten Professor Heinrich Nauen, der 1940 in Kalkar starb.



Abb. 3. „Heimatlos“, Kohlezeichnung, 1932

Neben dem Malen, Zeichnen und Aquarellieren verschrieb sich Ruhnau dem soliden alten Handwerk des Holzschnidens, das sich in den späteren Xantener Jahren zur Reife entwickeln sollte. So entstand als eine seiner frühesten Arbeiten der Holzschnitt „Der Hafen“, ein Blatt mit Schiffen, Kränen und mächtigen Duckdalben, zweifelsohne einen Ausschnitt des Hamburger Hafens darstellend. Dieses grobe und die Kunst des Weglassens beachtende Bild wurde im Oktober 1929 Titelblatt der Monatsschrift der Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf, betitelt „Das Werk“. In dem darin enthaltenen Aufsatz „Das Schiff in der bildenden Kunst“ ist das Ruhnau-Blatt „Der Hafen“ noch einmal enthalten neben Arbeiten von Constantijn Meunier, Peter Paul Rubens, Raffael, J. M. W. Turner, Claude Monet, Alexander Eckener, Hans von Marées, Friedrich Kallmorgen und Alfred Kubin.

Im Jahre 1932 schuf er den strengen und sich auf die nötigsten Darstellungen beschränkenden Holzschnitt „Verkündigung Anno 1932“, wo man hinter den lagernden Hirten die kanonen- und stacheldrahtstarrende Maginot-Linie erblickt, hier bereits vor der Machtübernahme durch die Nazio-

nalsozialisten den drohenden völkermordenden Zweiten Weltkrieg vorwegnehmend und heraufbeschwörend. Welch eine Weitsicht des jungen Künstlers Gustav Ruhnau!

Ähnlich sein früheres Blatt „Frieden auf Erden“: Die Mutter kniet mit dem Kind, und Josef im Hintergrund wehrt die modern und neuzeitlich ausgerüsteten Soldaten ab, deren Karabiner und aufgepflanzte Bajonette unzweifelhaft unsere Zeit symbolisieren! Ebenfalls im Jahre 1932 illustrierte Ruhnau mit drei Kohlezeichnungen eine Erzählung des Arbeiterdichters Heinrich Lersch, betitelt „Der alte Heizer“, die im März 1932 in „Die Wacht, Zeitschrift katholischer Jungmänner“, erschien.

Es gibt einen Sonderdruck vom 17. Januar 1932. Die Schlagzeile lautet: „Düsseldorfs Akademie eröffnet ihre Ateliers! — Ein Blick in Lehr- und Studienräume — Freier Eintritt für Jedermann vom 17. bis 20. Januar.“ Ein Foto zeigt die Bühnenkunstklasse, ein anderes die Klasse der Maltechnik bei der Freskomalerei und ein drittes die Zeichenklasse: Studie nach der Natur. Im Vordergrund dieses letzten Fotos sehen wir Gustav Ruhnau, mit einem weißen Kittel an und eine Mappe mit Zeichnungen unter dem Arm. Hier erlernte er sein Handwerk, und von den damals 125 Studierenden war nur ein Zehntel Maler und Graphiker. Der Rest verteilte sich auf die Gebiete Baukunst, der dekorativen Malerei (Mosaik, Glasmalerei, Gobelinweberei), der Bildhauerei, der Gebrauchsgraphik und der Typographie, die unter der Leitung von Dr. Kaesbach neu eingeführte Abteilung für Bühnenbildkunst sowie die Klasse für die Ausbildung zum künstlerischen Lehramt an höheren Schulen, also das, was man heute als Kunsterzieher bezeichnet.

Dieses Foto in der Akademie von 1932 ist das einzig bekannte Bild von Gustav Ruhnau aus dieser seiner frühen Zeit der Ausbildung zum Kunstmaler. Er mußte einen schweren und dornigen Weg bis zur Anerkennung gehen, zumal er die Brücken einer soliden bürgerlichen Ausbildung hinter sich abgebrochen hatte, um sich aus tiefster innerer Überzeugung heraus ganz der Kunst zu widmen. Er erhielt sogar ein staatliches und ein städtisches Stipendium. Dadurch kam er 1932 abermals in den Genuß einer Studienreise, die ihn nach Italien und ein zweites Mal nach Venedig führte. Seit 1932 war Gustav Ruhnau Mitglied der 1929 gegründeten „Rheinischen Sezession“. Mit dieser Künstlervereinigung beschickte er mancherlei Ausstellungen.

Eben in diesem Jahre 1932 kam Ruhnau, erstmals nach Xanten, und zwar mit einer Reihe von 15 bis 20 Kunststudenten zur Sommerakademie für Freiluftmalerei. Sie wurden im Schloßchen auf dem Fürstenberg einquartiert, das Dr. Liebrecht gehört.



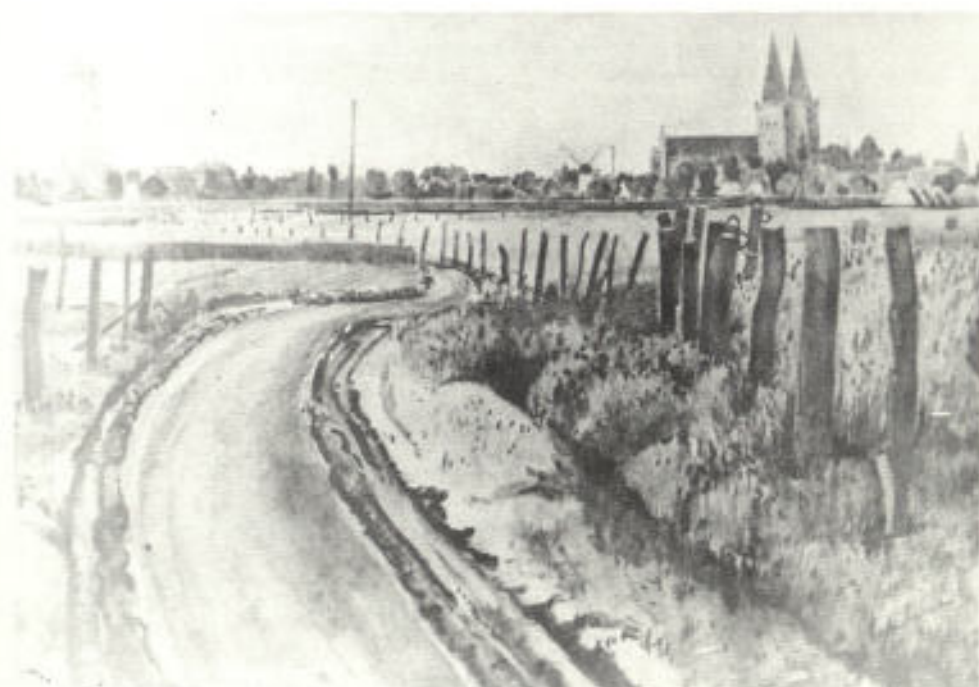


Abb. 4. Blick auf Xanten, Aquarell, 1942

Abb. 5. Gustav Ruhнау

Abb. 6. Dom zu Xanten, Holzschnitt, 1952

Abb. 7. Mühle Hardering in Wardt, Federzeichnung, 1954

Auf dem Fürstenberg wurde an der Staffelei gemalt und in der weiteren Umgebung gezeichnet. Ruhнау war noch auf der Suche nach seinem Stil, der sich zu formen begann und sich in dieser Zeit zu etwas Eigenständigem entwickelte. Er ist zu keiner Zeit und in keiner Phase ein Abstrakter gewesen oder geworden. Er malte seit seiner Frühzeit rein gegenständlich und hat zeit lebens auf diesem Gebiet sein Bestes gegeben. Sein Malstudium absolvierte er bis 1933 in der Düsseldorfer Akademie. Fortan ging er eigenständig seinen Weg auf der

Suche nach Erfolg und Anerkennung. Er richtete sich am Martin-Luther-Platz in Düsseldorf ein Atelier ein und stürzte sich in die Arbeit. Das für Deutschland so bedeutungsvolle Jahr 1933 wurde auch für Ruhнау zu einem Wendepunkt: Da er sich hartnäckig weigerte, auch nur irgendeiner der NSDAP verhafteten Organisationen beizutreten, wurde ihm die Meisterklasse, letzte Vollendung künstlerischer Ausbildung, verweigert.

Leicht verbittert setzte er sich von Düsseldorf ab und begab sich nach Xanten, das





ihn fesselte und auch nicht mehr loslassen sollte. Der kunstinteressierte damalige Bürgermeister Schöneborn verhalf Ruhnau zum Pesthäuschen als Unterkunft, das im Besitz der Kirche war. Sein Malerfreund Bert Hartwig aus Essen siedelte sich gleichzeitig mit Ruhnau in Xanten an und erhielt den Rundturm am Nordwall zugewiesen. Dies wurde für Ruhnau der Beginn einer fast vierzigjährigen, nur durch die Militärzeit von 1942 bis 1945 unterbrochenen Tätigkeit als freiberuflicher Maler und Holzschneider im Xantener und nieder-rheinischen Raum.

Hier, in der herben Landschaft, in der unendlichen Weite des Raumes entstanden alle jene Bilder, die in ihrer farblichen Ausgewogenheit den Betrachter immer wieder fesseln. Der Krieg zerbombte 1943 sein Düsseldorfer Atelier und alle seine dort lagernden Werke. So wurde für ihn das Jahr 1945 ein entscheidender Neubeginn. Die Ruine des zerstörten Xantener Domes und die Trümmer der kleinen und mittelalterlichen Stadt waren zunächst zentrale Gestaltungsthemen.

Bereits 1946 stellte er mit der Künstlervereinigung 'Rheinische Sezession' im Städtischen Museum der Stadt Wuppertal-Elberfeld aus, 1947 in der Galerie Kahl in Marburg an der Lahn. Seine drei ausgestellten Titel waren bezeichnend für die Schwere der Zeit: „Ruine des Xantener Domes“, „Friedhof I“, „Friedhof II“. Ebenfalls 1947 stellte er in der städtischen Galerie Schloß Oberhausen, 1953 in Nimwegen aus. Heute finden sich seine Gemälde und Aquarelle in den Museen von Düsseldorf, Oberhausen, Duisburg und als Einzelstücke an vielen anderen Stellen wie auch in Privatbesitz. Bei einem ausgeschriebenen Wettbewerb anlässlich des Neubaus der Homburg-Ruhrorter Brücke der Stadt Duisburg im Jahre 1954 erhielt Ruhnau den ersten Preis.

Das mittelalterliche Xantener Pesthäuschen bewohnte er bis 1964 und er hatte sein Atelier, das ihm nach dem Kriege Stadtbaumeister Augustin besorgte, bis 1963 im Klever Tor. Er zog nach ganz oben, der besseren Fernsicht wegen, obwohl die Decke des großen Raumes noch stark beschädigt war. Hier lernte der Verfasser Gustav Ruhnau erstmals im Jahre 1952 persönlich kennen und schätzen, als er die bescheidenen Malversuche des Anfängers begutachtete und ihm den Rat gab, sich zwischen Malen und Schreiben zu entscheiden. Die Entscheidung fiel zugunsten des Schreibens. Seitdem riß die Verbindung zu Ruhnau nie mehr ab.

Nach der Währungsreform war er glücklich, Fahrrad mit Hilfsmotor, später Motorroller und Kleinauto als Helfer zu haben, um mit den vielen Malutensilien auf- und eingepackt Landschaft und Natur im weite-

ren Umkreis zu ergründen, und er versuchte, diese Erlebnisse in schöpferische Arbeit umzumünzen. Als im Jahre 1963 im Klever Tor Renovierungsarbeiten einsetzten und Betondecken in den einzelnen Etagen eingezogen wurden, mußte er sein luftiges Höhenatelier verlassen, was ihm sehr schwer fiel. In der alten Schule des Norbert-Heims, dort, wo heute das neue Rathaus steht, erhielt Ruhnau eine notdürftige Bleibe in einem der Klassenräume, wo Heizung und sanitäre Anlagen schlecht waren. Zudem wurden ihm oftmals die Fensterscheiben eingeschlagen, so daß sein Bleiben in diesem Notquartier nur bis 1964 andauerte.

Als wenig Aussicht bestand, je wieder sein altes Atelier nach der Renovierung des Klever Tores zu bekommen, entschloß er sich schweren Herzens, nach Vynen überzusiedeln, wo er mit seiner Lebensgefährtin ein kleines Katen-Haus erwarb, das er für seine Zwecke umbauen ließ. So wurde der in den Garten mündende ehemalige Stallteil zu einem Atelier ausgebaut, wobei die alten Balken als stützende und tragende Elemente erhalten blieben. Auch das gewölbte doppelwügelige Stalltor blieb erhalten und gab dem Atelier, plattiert und im Sommer sehr kühl, eine eigenartige Atmosphäre. Dahinter dehnte sich ein wilder Garten mit Obstbäumen, den er kultivierte und bepflanzte, jetzt also direkt und unmittelbar 'in der Natur' lebend und die Vogelwelt studierend. Ohne Fernglas und Tierbücher zum Nachschlagen sah man ihn selten.

Aber es war trotz allem ein wehmütiger Abschied von Xanten. Die feste Geborgenheit der alten Mauern und Türme und der Umgang mit Freunden fehlten ihm, dem leidenschaftlichen Schachspieler, ganz entschieden. Die ersten Jahre, in denen er in Vynen wohnte, war er wieder seinem alten Wanderleben verfallen, da er sich noch nicht heimisch fühlte. Es folgten in den sechziger Jahren Reisen nach Holland, Norditalien und Südfrankreich, von wo er herrliche Aquarelle, Zeichnungen und Ölbilder heimbrachte. 1962 sah er Venedig zum dritten Mal.

Dann begann er immer mehr nach Holland auszuweichen, wo sein 1958 erworbenes und mehrfach umgebautes Kajütboot „Hilde“ ihm auf der Vecht als schwimmendes Atelier diente, so, wie es der französische Maler Monet in Argenteuil auch besaß und nutzte. Hier feierte er 1971 seinen siebzigsten Geburtstag, allein und in der Stille der Wasser- und Polderlandschaft, die ihm niederrheinverwandt schien, die er schätzte und liebte und bereits vor Einsetzen des Massentourismus für sich entdeckte.

In dieser Umgebung setzte noch einmal eine weitere Schaffensperiode ein, in der die Wasserlandschaft ihn inspirierte und beflügelte, wo die Windmühlen wie am Niederrhein zu Hause waren. Dort knüpfte

er an die Tradition der großen niederländischen Freiluftmaler an. Neben vielen Zeichnungen und Aquarellen entstanden später im Atelier großformatige Werke in Öl. An einzelnen Stücken arbeitete und änderte er viele Jahre. Nie galten sie ihm als fertig im Sinne seiner Kunst. Dementsprechend spärlich signierte er auch seine Arbeiten, da er das meiste als Arbeitsunterlagen und als Vorstudien betrachtete, die er einer Signierung selten für würdig befand. Käufer mußten ihn oftmals mahnen, doch auch noch zu signieren und die Jahreszahl einzusetzen. Dem Verfasser sagte er einmal: „Was soll der Ruhm zu Lebzeiten? Man hat mehr Verpflichtungen, und die Menschen erwarten stets etwas ganz Besonderes von einem. Ich hätte bei mehr Strebbarkeit eine Professur übernehmen können. Ich mochte nicht und heute mit meinen 69 Jahren könnte ich es auch nicht mehr. — Und der angebliche Ruhm nach meinem Tode interessiert mich nicht. Uninteressant! Ich möchte mein Leben leben, wie ich es wünsche. Alles andere ist unwichtig.“ Das war seine ehrliche Einstellung und Überzeugung, und nach ihr richtete er sein Leben auch ein. In diesem Zusammenhang sagte einst ein einflußreicher Kunstmanager zu ihm: „Ich könnte Sie lancieren und reich machen. Aber Sie müßten nicht so faul bleiben und fleißiger werden.“ Als er dies erzählte, lachte er verschmitzt. Er war innerlich reicher als die meisten seiner wohlhabenden Mitbürger, und die Faulheit ist natürlich nur im Sinne desjenigen zu verstehen, der durch seinen Schützling selber reich zu werden gedachte. Für solche undurchsichtigen Menschen hatte Ruhnau ein gutes Gespür und fiel nicht auf ihre lockenden Sprüche herein. Er blieb sich in Malstil und Lebensweise in jeder Phase seines Daseins selber treu.

Nachdem ihm sein geliebtes Kajütboot „Hilde“, das ihm über achtzehn Jahre zum Zeichnen und Aquarellieren gute Dienste geleistet hatte, im Juni 1976 gestohlen wurde, zog er sich in sein Vynen-Domizil zurück. Es wurde still um den Menschen und Maler Ruhnau, der sich jedoch in gemühtlichen Plauderstunden immer lustig und humorvoll gab und nie müde wurde. Anekdoten aus seinem Leben zu erzählen, was er trefflich verstand. Ausstellungen beschickte er nicht mehr. Lediglich in der großen Düsseldorfer Winterausstellung bildender Künstler und im Niederrheinischen Künstlerbund Kleve war er verschiedentlich noch vertreten. Er haßte den lauten Kunstbetrieb. Als letzte größere Ölarbeit stand das niederrheinische ‚Haus Beerenbrouck‘ am Finkenhorst der Issumer Fleuth zwischen Kapellen und Issum auf der Staffelei. Es wurde nicht mehr fertig.

Seine letzte Beteiligung war in Kleve an der Jubiläumsausstellung des Niederrheinischen Künstlerbundes im Januar 1978, die er selber bereits nicht mehr besuchen



konnte. Bei der Einweihung des neuen Regionalmuseums in Xanten am 29. Mai 1974 kam eine Ruhнау-Ausstellung überwiegend aus Privatbesitz zustande. In der Ausstellung „Xanten im Bild, Gemälde, Aquarelle und Zeichnungen des 15. – 20. Jahrhunderts“ des Regionalmuseums Xanten waren von April bis Mai 1978 noch einmal Arbeiten Ruhnaus zu sehen.

Befreundet war Gustav Ruhнау mit dem Xantener Töpfer Josef Hehl, mit dem Dichter der „Xantener Hymnen“, Emil Barth, und mit dessen Bruder, dem Maler Carl Barth. Ruhнау war zeitlebens ein begeisterter Schachspieler, der ohne ein kleines Taschen-Schach nie ausging. Es begleitete ihn selbst an der Front. Auch war er ein guter Literaturkenner, was äußerst befruchtend auf den Verfasser wirkte. Das Basteln und das abendliche Beobachten des Sternenhimmels waren seine Steckpferde in den letzten Lebensjahren. Daneben spielte sein großer Garten eine bedeutende Rolle, wobei er im Winter an den hausnahen Futterstellen die Singvögel beobachtete. Die Natur war sein weiträumiges Atelier, und die Tiere darin seine Studienobjekte. Er hat sich stets in das jeweilige Landschaftsbild einfühlen können, er wußte um dessen Feinheiten und Eigenarten. Sein Werk ist eine lebendige Bildfolge, in der motivisch, aber auch künstlerisch ein Kenner sein Erleben eingefangen hat. Das Material, das Ruhнау in erster Linie einsetzte, war die Wasserfarbe. Im Aquarell erfüllte sich diese Kunst. Diese Bildgattung kennt von vornherein das weich Fließende und das melodisch Schwingende. Wo andere Maler nur Skizzen schufen, ging es Ruhнау um vollgültige Kunstwerke. Wo Bäume und Häuser, Tiere oder, wenn auch in späteren Jahren seltener, Menschen in Erscheinung traten, dann, weil es Komposition oder Bildaufbau erforderten. Ansonsten ‚ruhte die Landschaft in sich‘, ‚trug sich selber‘, wirkte ‚in sich ausgleichend und ausgewogen‘.

So sagte er einmal: „Das einzig Wahre ist die Natur. Sie ist es, die uns immer beglückt und tröstet und uns selten enttäuscht“. Es ist anzunehmen, daß er um sein Leiden wußte. Nach seiner Operation am 20. Januar 1978 kehrte er am 30. April 1978 nochmals nach Vynen zurück. Alles ertrug er in demütiger Duldsamkeit. Doch am 13. Juli 1978 mußte er abermals operiert werden, und am 1. August fand sogar ein dritter Eingriff statt. Im Krankenbett las er als letztes die Bücher „Die Rückkehr des verlorenen Sohnes“ von André Gide und Thomas Manns „Zauberberg“. Am 9. Oktober 1978 verstarb Gustav Ruhнау in der Düsseldorfer Klinik Goltzheim. In seiner Geburtsstadt Düsseldorf wurde er auf dem Nordfriedhof zur letzten Ruhe gebettet. Seine nachgelassenen Bilder sind die Spuren seines Lebens.



Abb. 8. Wohnboot und Paddelboote am Vuntus/Holland, Gouache, 1957

Die Kunst ist einem ständigen Wandel unterworfen. Aber Ruhнау malte zeitlos. Erst nach Jahren wird man die Wirkung, Ausstrahlung und Wertschätzung seiner Werke erkennen. Sein Andenken lebendig zu halten, sollten sich Freunde und Verehrer Gustav Ruhnaus zur Aufgabe machen. Er wäre am 16. November 1981 80 Jahre alt geworden. Die Xantener Ausstellung gilt seinem Gedächtnis.

Abb. 9. Letztes Bild des Malers Gustav Ruhнау, 1978





# Uerdinger Bürgerinitiativen im 19. Jahrhundert

von Franz Nießen

Das Menschenleben spielt sich ab in der Spannung zwischen dem Sozialen und dem Personalen. Beiden Bereichen sind Kräfte zugeordnet, die sich gegenseitig ergänzen. Ein gesellschaftlicher Prozeß ist dann gut, wenn sich beide Kräfte im gesunden Miteinander entfalten können. Jede Vergewaltigung der einen Kraft auf Kosten der anderen ist von großem Übel. Ein Ausschlagen zur einen oder anderen Seite signalisiert auf jeden Fall Gefahr.

Dem Personalen ist zugeordnet das feine Organ für das Aufspüren von Nöten und Sorgen, die an der Basis des Lebens erfahren werden. Da einer allein ihnen schutzlos ausgeliefert ist, schließen sich die Menschen zu Bürgerinitiativen zusammen. Sie greifen die etablierten Kräfte und Mächte an und versuchen sie zu korrigieren.

Die religiösen Kräfte sind den personalen eng verbunden, sie haben heute und in der Vergangenheit oft die Bürgerinitiativen geprägt. Ein politisches Beispiel hat uns Polen in allerjüngster Zeit gezeigt. Über den Verhandlungstisch in der Danziger Werft hing das Kreuz, Lech Walesa unterschrieb mit einem Schreibgerät, das mit dem Bild des polnischen Papstes geschmückt war. Als erstes Einrichtungstück in den neuen Büroräumen der „Solidarität“ wurde das Kreuz aus dem Verhandlungsraum aufgehängt. Scheinbare Nebensächlichkeiten, die aber symbolhaft zeigen, was Geisteskind hier am Werk war.

In Fortsetzung des Artikels über das St.-Josefs-Hospital (s. Die Heimat, 51, S. 143—149) soll versucht werden, einige weitere Initiativen zu erkennen. Die Geschichte hat gezeigt, daß vor der französischen Revolution alle menschlichen Nöte eine Anlaufstelle im Hospital zum heiligen Michael hatten. Es hatte sich zu einer fest etablierten Form entwickelt, die mit großen Vermögenswerten ausgestattet war.

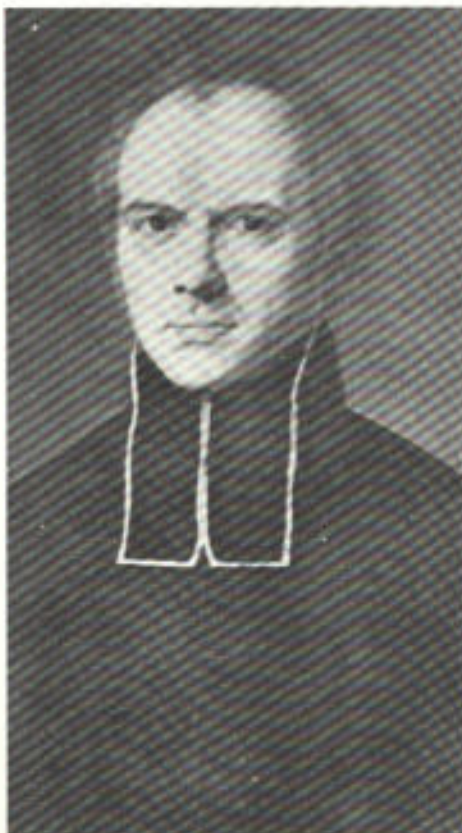


Abb. 1. Pfarrer Arnold Compes von St. Peter in Uerdingen (1827—1845); Gemälde im Uerdinger Pfarrhaus, signiert Dornbusch 1844

Napoleon nahm alle Stiftungen und die ihnen zugeordneten Vermögenstitel und verstaatlichte sie. Er erklärte die Sorge für die Waisen, die Armen, Kranken, Nichtseßhaften und Arbeitslosen zur Aufgabe des Staates und begründete einen Rechtsanspruch auf diese Hilfe. Dieser Versuch scheiterte schon nach wenigen Jahren. Die unmittelbar darauffolgende Industrialisierung schuf zu

den alten Nöten neue hinzu. Staatliche Organe standen ihnen machtlos gegenüber. Sie hatten in der Vergangenheit weder Erfahrungen noch Verhaltensformen sammeln können.

Aus dem religiös geprägten, personalen Raum kam die Antwort. 1830 schlossen sich in Uerdingen eine Reihe von Frauen zusammen und bildeten einen „Kreis zur Hilfe für arme Wöchnerinnen“. Sie bestellten den Haushalt, versorgten die Kinder, vor allem aber holten sie entsprechende Nahrungsmittel für die Mutter heran. In den Küchen der begüterten Häuser wurde das Essen gekocht. Aufzeichnungen und Berichte über ihre Tätigkeit liegen vor.

1840 erfolgte eine Vereinsgründung, der sich „Agatha Verein zur Bekleidung armer Kinder“ nannte. Die heilige Agatha war eine in Frauenkreisen hochverehrte Heilige der christlichen Frühzeit, die in der frommen Legende immer neue Ausdeutungen erfahren hatte. Im Turm der Pfarrkirche hing damals eine Glocke, die ihren Namen trug. Die Frauen richteten Nähstuben ein und funktionierten Kaffeekränzchen zu Arbeitskränzchen um.

Ein Kreis von Männern schloß sich um 1860 zusammen und versuchte, die Not der Männer zu lindern. Auch über ihre Tätigkeit sind genaue Aufzeichnungen vorhanden. Die spätere Vinzenzkonferenz hat sich in die Nachfolge gestellt.

Es liegen Berichte vor von einer ganzen Reihe Aktivitäten, die für einen ganz konkreten Anlaß gebildet wurden und mit Lösung der Aufgabe wieder verschwanden.

Alle diese Gruppierungen sind im Fluß der Geschichte wieder untergegangen, mit Ausnahme der Männergruppe, die sich in der Vinzenzkonferenz bis nach dem Zweiten Weltkrieg gehalten hat.



In vielen deutschen Städten sind solche Bürgeraktivitäten zu weltumspannenden Organisationsformen geworden. Für Aachen seien genannt Pauline Mallinckrodt, Luise Hensel, Clara Fey und Johannes Höfer. Ihre Ordensgründungen arbeiten bis heute in allen Teilen der Welt. 1840 bildeten sich in Trier die Vinzenz- und Elisabethvereine, die bis heute in vielen deutschen Städten im Dienste an den Armen stehen. Aus einer Handwerkerinitiative entstand in Köln 1849 unter Führung Adolf Kolpings der Gesellenverein, die heutige Kolpingsfamilie. Die konkrete Not im Umgang mit dem gedruckten Wort (die Bevölkerung war damals bei weitem noch nicht im Lesen eingeübt) ließ in Bonn 1844 den Borromäusverein entstehen, der heute einer der größten Buchausleihorganisationen der Bundesrepublik ist. Allenthalben bildeten sich aus den Initiativen an der Basis die Bildungs- und Arbeitervereine. Späterhin sind solche Organisationen — von denen hier nur einige genannt sind — auch in Uerdingen tätig geworden. Die Ideen kamen von anderswo.

Der Grund für diesen Vorgang war sicher in der Tatsache begründet, daß in Uerdingen die kommunalen und kirchlichen Aktivitäten in den gleichen Händen lagen. Die Armenverwaltungen lagen in den Händen der öffentlichen Organe, die gleichen Hände bestellten aber auch den kirchlichen Raum. Was lag da näher, als alles in einen Topf zu werfen. Der Preis war eine Lähmung der Kräfte an der Basis, die sich nicht so entfalten konnte wie zum Beispiel in Trier, Aachen oder Köln.

Und doch hat sich neben dem St.-Josefs-Hospital eine zweite Aktivität auf Dauer festsetzen können. Oberpfarrer Compes (1827—1845) setzte nach der Zerschlagung der caritativen Organisationsformen des Mittelalters im Hospital zum heiligen Michael einen neuen Akzent durch sein Testament vom 17. Juni 1845, in dem er bestimmte:

„a.) Zur Bestreitung der Kosten für die religiöse und sittliche Erziehung verwahrloster Kinder. . . vermache ich aus meinem Nachlaß ein Kapital von dreitausend Thalern, preußisch courant,

b.) Da ich bei dieser Stiftung das geistige Wohl unglücklicher verwahrloster Kinder im Auge (habe), so ist es mein Wille, daß zum Genuße derselben nur solche Kinder zugelassen werden, bei welchen in Ermanglung der nothwendigen häuslichen Erziehung das Seelenheil derselben besonders gefährdet ist. . .“ (Pfarrarchiv 1845, 1)<sup>1)</sup>

Die zur Verfügung gestellten Mittel sollten die Unterbringung der Kinder in Familien ermöglichen. Damit wurden Familien in die

Lage versetzt, helfen zu können, denen bislang die finanziellen Mittel dazu fehlten.

Schon zu Lebzeiten von Compes fand sein Anliegen weites Gehör und wurde zum Mittelpunkt einer Bürgerinitiative, die bis heute wirksam ist.

Die Compressche Stiftung weist im Lagerbuch der Pfarrgemeinde St. Peter, das vom Stifter 1842 selbst angelegt wurde, folgenden Vermögenswerte auf:

- 1) 3000 Taler preußisch courant, von Oberpfarrer Compes
- 2) 50 Taler von Witwe Johann Funk 1852, die im Testament festlegt „an die hiesige Kirchenverwaltung ein Legat von fünfzig Taler preussisch Courant, damit die Zinsen derselben zum Besten verwaister und verwairster Kinder der Gemeinde Uerdingen verwandt werden. Welches Legat als ein Anschluß an die hier selbst bestehende Compsche Stiftung betrachtet werden soll“ (1852, 3)<sup>1)</sup>
- 3) 1300 Taler von ungenannten Spendern
- 4) eine Wiese, groß 12 ar Lt. von Philipp Bücken, der festlegte „der Compschen Stiftung hier meine Ländereien und Wiesen am Kirchhof, oder die Zinsen des Erlöses dieser Grundstücke soll vom jeweiligen Pfarrer hier zur Versorgung verwahrloster Kinder verwendet werden.“ (1887, 17)<sup>1)</sup>
- 5) ein Stück Ackerland, groß 33 ar (die sogenannte Eselsweide), ebenfalls von Philipp Bücken
- 6) ein Stück Ackerland, groß 64 ar (am Heesbusch), gestiftet von Josef Hoffmann

Das Geld wurde gewinnbringend angelegt, darüber sind genaue Aufzeichnungen vorhanden. Die Ländereien wurden verpachtet. Mit den Einkünften wurden gestellte Aufgaben gelöst.

Das aber nicht nur Vermögenswerte festgelegt wurden, die im Lagerbuch erfaßt sind, sondern daß darüber hinaus auch für die laufenden Ausgaben ständig Geld gegeben wurde, zeigt das Testament des Frä. Therese de Groote von 1867: „an die katholische Kirche zu Uerdingen dreihundert Taler als Zulage zum Stiftungskapital der Compschen Stiftung für verwahrloste Kinder“ (1867, 6)<sup>1)</sup>.

Bestimmt ist vieles nicht erfaßt, weil es sofort in die konkrete Hilfe einfloß. So wurden die finanziellen und wirtschaftlichen Grundlagen gelegt zur Linderung der Not, die sich stellvertretend für viele so darstellte:

„Ratlos stand ich mit sieben unversorgten Kindern vor der Bahre. . . wenn es schon zu Lebzeiten meines sparsamen Gatten, dem die Erziehung seiner Kinder so sehr am Herzen lag, nicht leicht war, in so teuren Zeiten mit so großer Familie schuldenfrei

durchzukommen, steht mir nun erst recht ein schwerer wirtschaftlicher Kampf bevor, denn fünf von meinen Kindern besuchen noch die Schule. . . erlaube ich mir daher sehr ergebenst um Beihilfe aus der Stiftung bitten zu dürfen.“

Viele dieser Anträge waren auf den Besuch einer Schule bezogen. Antragsteller waren die Eltern, Verwandte und solche, die sich der Kinder nach dem Tod ihrer Eltern angenommen hatten. Solche und ähnliche Briefe liegen in großer Zahl im Pfarrarchiv. Sie zeigen, daß ein Schwerpunkt der Hilfsmaßnahmen die Bildungs- und Erziehungshilfe war. Am Ende des Schuljahres mußten die Zeugnisse vorgelegt werden, diese Bedingung wurde in manchen Bewilligungsschreiben genannt.

Daß aber auch die wirtschaftlichen Voraussetzungen des Lebens geschaffen werden mußten, zeigen die folgenden nüchternen Zahlen:

„Für 17 Kinder wurden die gesamten Lebens- und Erziehungskosten gezahlt. 13 davon waren in Uerdinger Familien untergebracht. 3 im Vinzenzhaus in Oberhausen und eines im St. Josefs Hospital“ (1899, 12)<sup>1)</sup>.

Ob es fehlende Familienplätze oder größere Nachfrage waren, die nach einem eigenen Haus riefen, ist nicht genau festzulegen.

Am 6. August 1901 genehmigte Bürgermeister Aldehoff den Umbau der Peterschen Destillerie, Obere Mühlengasse 7, Flur 3, Nr. 738/118, 786/191. Der Kirchenvorstand hatte dieses Haus gekauft, um daraus ein Waisenhaus zu machen. Stiftungsmittel sind dafür nicht gebraucht worden. Zwei Flügelgebäude mußten niedergelegt werden, die sich an die beiden heute noch erkennbaren Bauteile in Richtung Oberstraße anlehnen. Mit einem Kostenaufwand von 28000,— Mark wurde das Haus von dem Bauunternehmer Kother für die Zwecke eines Waisenhauses, einer Kinderbewahranstalt und einer Haushaltungsschule umgebaut. Das Haus wurde dem Krankenhaus angegliedert und damit die mittelalterliche Hospitalidee wieder aufgegriffen. Im Interesse einer sich schon lange abzeichnenden Differenzierung im großen Sammelbecken „Arme“ wäre es besser gewesen, eine Eigenständigkeit aufzubauen. Aber die schon angesprochene enge Verbindung von öffentlichen und kirchlichen Interessen hatte wohl einen kühnen Schritt nach vorn verhindert.

Der Minister für den geistlichen Unterricht und Medizinalangelegenheiten schrieb aus Berlin unter dem Datum vom 4. Januar 1902:

„Auf den Bericht vom 24. November vorigen Jahres. . . wollen wir widerrufflich gestatten. . . die Pflege und Unterweisung von



Art 7. Von dem Kleinsten dasalt ein formenlos Mark Ketzist  
Lufar Wohlthätigkeit, zur ffer Gottes und zum Nutzen  
des dienlichen und unglücklichen firsosner des firsigen  
Katholischen Pfarrgemeinde zu gründen, mit bewirk-  
firsigant, daß die gungensartige Gafatzgabung der  
Liedgemeinde die Keryflistung anflagt, für die ma-  
tawilla Stottdurst der Abman gungenda firsosner  
zu waffnen fobn ifenif antffloßten nachfolgende  
Stiftung zu machen.

a.) zur Kostentung der Kosten für die zaligste und  
fittliche firsingung unversorgter Kinder aus der  
firsigen Katholischen Pfartra wermara if aus  
minimem Stotflaßten ein Kapital von Dunitanfunt  
Halben grüßlich konvert.

b.) Da if bei dieser Stiftung das griffige Koff unglück-  
Lufar unversorgter Kinder im Auge, fo ift abman  
Willa, daß zum grüßten der foblen mit fofafindes  
zügelaßten werden, bei realifan im fermanlung  
des notfremdigen fämblichen firsingung der Kralen  
foid der foblen befonders gefafstet ift. Demnach foll die  
dienflichkeit der Kinder allem nicht antffrideniffen,  
fonden vorzuehlf der auf Dandst gungemman  
werden, daß der Stotlangal fämblicher chriftlicher  
firsingung wafat und der dursf dem zeitlichen und  
meigen Folgen der firtartung mit Gottes  
gnade zuebrugelommen werden.

c.) Von dieser Stiftung einen kirchlichen Gervaktes  
zu wafalten, wofür if, daß der Kirchen wofstand  
des firsigen Katholischen Gemeinde die Kery-  
realitung dieser Stiftung übernehmen, und die  
jäflichen firtkündte unter Zugsingung nicht  
von der Dymonens waltung zu Salugivanden  
Stitgliedeb zu dem in dem wofstandeb Art.  
a, beaufnuten zuehlfen und unter firsingung  
der nachfolgenden firsimmungen unversorgt  
werden.

d.) Stotf wermar Antist witten die iat. 1 1



Kindern kath. Glaubens, welche sich nicht im schulpflichtigen Alter befinden, in der daselbst zu errichtenden Bewahranstalt. Ferner die Pflege und Erziehung von kath. Weisen, physisch verwahrlosten und hilfsbedürftigen Kindern beiderlei Geschlechtes. . . Ihren Unterricht erhalten sie in der Volksschule, doch ist darauf zu achten, daß die Zahl. . . im Verhältnis zu den übrigen Kindern der Volksschule, sowohl in den einzelnen Klassen, nach dem Ermessen der Schulaufsichtsbehörde keine zu große ist."

Der Konvent der Cellitinnen, der das Krankenhaus versorgte, übernahm die Leitung des Hauses und die Erziehung der Kinder. Schwester Benedikta war die erste, die ins Waisenhaus übersiedelte, 1911 übernahm Schwester Julia die Aufgabe, ihr folgte 1917 Schwester Maria Elisabeth. Sie starb 1919. Schwester Emerentia übernahm ihre Stelle.

Die durchschnittliche Kinderzahl lag bei 25. Was dort geleistet worden ist, kann mit Menschenmaßen nicht gemessen werden. Ein Kind soll stellvertretend für alle sprechen:

„Ich kam mit meinen Brüdern (1919) als ganz kleines Kind in dieses Waisenhaus. Da unser Vater im Krieg gefallen ist und unsere Mutter mit ihren 24 Jahren im Kindesbett. . . starb . . . die ehrwürdigen Schwestern taten alles, um uns ein sorgloses Kinderleben zu verschaffen im Sinne des Wortes Mutterliebe. . . Ich möchte so gerne mein geliebtes Uerdingen noch einmal wieder sehen und meinem Mann zeigen, wo ich mit soviel Liebe erzogen worden bin.“

So schrieb eine 60jährige Frau 1971 aus Budapest nach Uerdingen, nach mehr als 45 Jahren Leben in Ungarn wurde diese Bitte erfüllt.

Oberpfarrer Hüllstett bestimmte in seinem Testament vom 29. Februar 1915:

„. . . der katholischen Pfarrkirche Uerdingen — speziell der Compes-Stiftung — wende ich hiermit 10 000,— M. zu. . .“

In den folgenden Jahren ist die Stiftung noch einige Male um bedeutende Titel vermehrt worden. Familie Kaufmann bestimmte 1960, ihren Hausbesitz Augustastraße 12 dieser Stiftung zuzuschlagen. Von nun an nennt sich die Stiftung: Compes — Hüllstett — Kaufmann. 1970 bestimmte eine Familie durch Erbvertrag, ein Haus der Stiftung zu übernehmen. Schließlich hat 1973 die Bürgerschaft von Uerdingen 50 000,— DM zusammengelegt, ein Betrag, der über die Stiftung als Darlehen der Finanzierung des neuen Kinderheimes zugeführt wurde.

Die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat die Finanzkraft der Stiftung

stark zusammenschrumpfen lassen. Aber das Zeugnis einer Bürgerschaft, die in eigener Initiative gehandelt hat, ist damit in keiner Weise geschmälert.

Wir haben nun über 100 Jahre hinweg eine Form der Bürgerinitiativen in Uerdingen beobachtet, die sich durch die Zeit hindurch entwickelt hat. Sie nahm sich der schwächsten Glieder der Gesellschaft an, der Kinder. Nicht Steuerbescheide waren die Ursachen, sondern die freie Entscheidung der Bürger, sich mit ihrem Besitz für diese Form der Hilfeleistung zu entscheiden.

Nun könnte eingewendet werden, es sei doch nur von materiellen Werten die Rede gewesen, menschliche Hilfe sei doch viel mehr. Das stimmt! Sie läßt sich nicht registrieren wie Vermögenswerte. Letztere aber sind als Symbol zu sehen, hinter denen sich die menschlichen Aktivitäten verstecken. Sobald der menschliche Einsatz versucht, protokollarisch festgehalten zu werden, sinkt der Wert schon auf Null herab.

Das vergangene Jahrhundert war in deutschen Ländern ein Jahrhundert der Bürgerinitiativen. Das alte Reich war zerbrochen und damit die in ihm etablierten Lebensformen. Daß neue gefunden wurden, ist das Werk der Bürger an der Basis des Lebens. Die staatlichen Organe, die fast ausschließlich mit ihrem eigenen organisatorischen Aufbau beschäftigt waren, fielen auf weite Strecken aus. Fast das gesamte Sozial- und Bildungswesen, auf das wir heute so stolz sind, hat seine Wurzeln in den Initiativen der Bürger, die im vergangenen Jahrhundert lebten.

#### Schriften

- Auer, Weltoffener Christ — Grundsätzliches und Geschichtliches zur Laienfrömmigkeit.  
Brandt, M. (1896): Die Katholischen Wohltätigkeitsanstalten und Vereine. . . insbesondere im Erzbistum Köln; Köln.  
Dichgang, G.: Das Christliche Krankenhaus. — *Lebendige Seelsorge*, 20 (4): S. 172.  
Feinendegen, E. (1950): Et Klöcke, das ehemalige Gasthaus zum hl. Michael in Uerdingen. — *Die Heimat*, 21; Krefeld.  
Festbericht aus Anlaß der Einweihung des St.-Josefs-Hospitals zu Uerdingen am Rhein, den 17. 12. 1912. (1912). — Düsseldorf.  
Festbericht zum einhundertjährigen Bestehen der Stiftung von Pfarrer Hamacher (1974). — Pfarramt St. Peter, Krefeld-Uerdingen.  
Gatz, E. (1971): Kirche und Krankenpflege im 19. Jahrhundert; Paderborn.

Uerdingen hat zwar aufs Gesamt gesehen keine so bedeutende Rolle gespielt wie viele andere deutsche Städte, deren Bürgerinitiativen Keimzellen für weltweit bekannte Organisationen geworden sind, aber im Bereich der Bürger vor Ort müssen sie als bedeutsam angesprochen werden. Sie prägen bis heute das Leben in der Rhein-stadt.

Das innere Gesetz, nach dem sich diese Initiativen entfaltet haben, macht der Lageplan der Stadt auf seine Weise deutlich. Wie bei einer Ellipse gibt es zwei Brennpunkte: den geschlossenen Kirchhof mit der Kirche und den offenen Marktplatz. Der Markt ist die Symbolstätte des öffentlichen Lebens. Hier werden gesellschaftliche Diskurse in Gang gebracht. Hier artikuliert sich das Ringen um richtige und falsche Handlungsweisen. Hier müssen sie alle zusammen handeln, die Gläubigen und die Ungläubigen.

Der Gläubige wird darüber hinaus den anderen Brennpunkt aufsuchen. Hier wird er in Gebet und Gottesdienst die Kräfte finden, die er in den Gesellschaftsprozess auf dem Markt einbringen muß. Das sind die eigentlichen Wurzeln der religiösen Bürgerinitiativen.

Ob wir nicht doch einmal bei den Bürgern des 19. Jahrhunderts in die Schule gehen sollten?

#### Anmerkungen

- 1) Die Zahl hinter der Jahreszahl gibt die jeweilige Archivnummer des Pfarrarchives an.

- Hansen, R. (1968): Säkularisationstheologische Überlegungen zum modernen Krankenhaus. — *Sobrietas*, 1968 (4): S. 141.  
Lefranc, J. F., & Lentzen, P. (1968): Geschichte der Pfarreien des Dekanates Krefeld; Krefeld.  
Nielsen, F. (1969): Von der kleinen Krankenstube zum großen St. Josefs Hospital. — *Uerdinger Rdsch.*, 1969, Nr. 6; Krefeld-Uerdingen.  
Rothhoff, G. (1968): Urkundenbuch der Stadt und des Amtes Uerdingen; Krefeld.  
Schiffers, F. (1925): Werke der Wohltätigkeit in Uerdingen. — In: *Festbuch zur Rheinischen Jahrtausendfeier 1925*; Uerdingen.  
Stollwerk, F. (1889): Kirchen- und Profangeschichte der Stadt Uerdingen; Uerdingen.  
*Uerdinger Rundschau*: Nr. 4, 1957/Nr. 13, 1958/Nr. 16, 1958/Nr. 9, 1959/Nr. 11, 1959/Nr. 12, 1959, Nr. 2, 1960/Nr. 12, 1961/Nr. 1, 1962/Nr. 2, 1962/Nr. 10, 1962/Nr. 6, 1963/Nr. 1, 1964/Nr. 4, 1965/Nr. 12, 1965/Nr. 6, 1969/Nr. 10, 1969 (jeweils zu aktuellen Ereignissen zum Baufortschritt); Krefeld-Uerdingen.



# 125 Jahre Mariensäule auf dem Marienplatz in Fischeln

von Ludwig Blum

Unsere Mariensäule steht nun schon seit 125 Jahren auf dem Marienplatz. Auf hoher, achteckiger Säule steht über einer Manschette aus Kreuzblumen eine Marienstatue. Sie ist sicherlich kein Werk von besonderem künstlerischen Wert. Sie hat für unseren Ort jedoch einen historischen Wert, ist sie doch vielleicht die erste Säule dieser Art im damaligen Preußen gewesen. Um die Instandhaltung der kleinen gärtnerischen Anlage haben sich jahrelang einer der Gründer, Peter Schmitz, genannt Hürschmetz, und Hauptlehrer Pauen bemüht. In Nachbarschaftshilfe wurde das Denkmal in späteren Jahren gepflegt und unterhalten. Der gute Wille war stets da, aber die Mittel reichten nicht zu einer Generalüberholung aus. Der ehemalige, recht aktive Bürgerbeirat Krefeld-Fischeln hatte sich ernstlich dafür eingesetzt, daß die Stadtverwaltung für die Wiederherstellung Mittel zur Verfügung stelle. Nach langen, zähen Verhandlungen war die Stadt auch bereit. Mittel wurden freigemacht. Manchmal wünscht man heute der Bezirksvertretung Krefeld-Fischeln ein wenig von dem Geist, der den Bürgerbeirat immer beseelte. Die Interessen der Vorortgemeinde Fischeln gingen über alles. Auf jeden Fall, der Bürgerbeirat hatte es geschafft. Um das Bildwerk zu neuem Glanz erstehen zu lassen, waren recht schwierige handwerkliche Bildhauer- und Schlosserarbeiten durchzuführen.

Die Schäden am Denkmal erstreckten sich unter anderem auf die sehr empfindlichen Kreuzblumen (Bildhauerarbeit) sowie auf die zarten und leicht verwundbaren Spitzen des Umfassungsgitters (Schlosserarbeit). Besondere Schwierigkeiten bereiteten bei der Instandsetzung die eigentliche Säule und die darauf stehende Figur. Es handelt sich um Udelfang Sandstein, der des öfteren nicht nur in Ölfarbe gestrichen, sondern nach wahrscheinlichen Kriegseinwirkungen sogar mit Spachtelmasse bearbeitet worden war, um wieder Form in die Gesamtfläche zu bekommen. Im Laufe der Jahre entstand eine feste, mehrere Millimeter starke Farbschicht, welche selbst die



Abb. 1. Die Fischelner Mariensäule; Aufnahme 1910

Inschrift unleserlich machte. Zunächst war daran gedacht, die Gesamtfläche mit Sandstrahlgebläse zu bearbeiten und den neuen Grund zu schleifen. Nach einer Arbeitsprobe stellte sich diese Behandlung als völlig ungeeignet heraus. Der Sandstein wurde unansehnlich. Es blieb keine andere Möglichkeit, als eine Bearbeitung von Hand vorzunehmen. Man wählte die altdeutsche Manier. Die Figur mußte außerdem noch gezahnt werden. Die Inschrift selbst wurde erneuert, die Schriftlängen eben geschliffen und dadurch der Schrift ein plastisches Aussehen gegeben. Der obere Sternkranz der Figur wurde in Kupferblech erneuert, die Sternchen außerdem mit Blattgold belegt. Das ursprüngliche Umfassungsgitter wollte man erhalten. Es wurde von Rost und sonstigem Schmutz

befreit und sollte zur Verstärkung feuerverzinkt werden. Leider war dies nicht möglich. Das uralte Eisen war nicht widerstandsfähig genug. Es bestand die Gefahr, daß sich dieses sogenannte Puddeleisen beim Prozeß des Feuerverzinkens auflöste. Vor 125 Jahren hatte man noch nicht die Hochöfen von heute. Das Puddeleisen hat nicht die Härte des Eisens von heute. Es wurde gezogen und nicht gewalzt. Feuerverzinken ging also nicht. Das Gitter wurde mit einem neuen Anstrich versehen und paßte sich auch so dem Gesamtbild recht gut an. Das Werk ist gelungen, ein Wahrzeichen Fischelns, unsere Mariensäule, ist in neuem Glanz erstanden.

Was ist aus der Geschichte der Mariensäule zu berichten? Sie wurde im Jahre 1855, ein Jahr nach dem Dogma der unbefleckten Empfängnis, aufgestellt. Als Papst Pius IX. das Dogma 1854 verkündete, fanden sich in Fischeln mehrere junge Männer, die diesen Tag durch Errichtung einer Mariensäule festhalten wollten. Fischeln hatte im Jahre 1854 nur 2818 Einwohner. Johann Peter Lentzen, unser Geschichtsschreiber vom Ketelshof, sagte hierzu in seinem Werk „Die Gemeinde und Pfarre Fischeln“ (1862): „Um an hiesigem Orte eine Mariensäule zu errichten, ist ein Comité zusammengetreten, bestehend aus Folgenden: Peter Schmitz, Anton Rütten, Engelbert Wirtz, Math. Fischer, Andr. Schatz, Gerhard Röttges, Heinr. Hecker, Mich. Hüpen und Jakob Engels. Dieses Comité sammelte freiwillig Beiträge und richtete an den Gemeinderat das Gesuch, auf dem früheren Begräbnisplatz, der neuen Schule gegenüber, das Bild aufstellen zu dürfen.“

Die Genehmigung wurde erteilt, und bereits am 6. 12. 1855 war es soweit. Das Geld war zusammengekommen - 300 Thaler bei nur 2818 Einwohnern. Die Mariensäule war fertiggestellt. Der Gemeinderat hatte am 3. 10. 1855 seine Einwilligung zur Aufstellung gegeben. Am 6. 12. 1855 wurde die Mariensäule auf dem Marienplatz, der von 1821-1852 Begräbnisplatz für die Fischelner war, aufgestellt. Und damit hatte der Platz vor



der neuen Schule — 1851 erbaut — und die neue Schule selbst ihren Namen, nämlich Marienplatz und Marienschule. Die Mariensäule hat eine Höhe von 21 Fuß, wovon 14 1/2 auf die Säule und 5 1/2 Fuß auf das Marienbild kommen. Das frühere Längenmaß Fuß bezeichnet etwa eine Länge von 31 cm. Die Säule wurde angefertigt vom Bildhauer Louis Dicht aus Linn. Das Marienbild ist ein Werk des Bildhauers Hilgers aus Köln. Die Einweihung des Mariendenkmals erfolgte am 8. 12. 1855 durch Pfarrer Wilhelm Heinrich Heinrichs.

Im Jahre 1930 feierte Fischeln bei schönstem Wetter das 75jährige Bestehen der Mariensäule. Abends zog ein großer Fackelzug vom Kirchplatz über Clemensstraße, Düsseldorf Straße (heute Kölner Straße), Marienstraße zum Marienplatz.

Die Nachbarschaft hatte das Marienmal festlich geschmückt und elektrisch beleuchtet. Nach einem Festakt setzte sich die große Menge wieder durch die geschmückten Straßen in Bewegung zum Kirchplatz, der die Menschen nicht fassen konnte. Es gab damals noch einige alte Leute, die als Kinder bei der Einweihung dabei waren. Sie erinnerten sich daran, daß 1855 auch eine große Begeisterung gewesen sei, und daß abends ein Fackelzug und Feuerwerk die Feierlichkeiten beendeten.

1955 fand nach der Rückkehr der Kevelaerer Prozession auf dem Marienplatz aus Anlaß des 100jährigen Bestehens der Mariensäule eine besondere Feier statt. Die Fischelner Bürger vereinigten sich mit den Kevelaer-Fahrern an der Mariensäule zu einem Festakt. Anschließend zog man ge-

schlossen zur Clemenskirche zu einer Schlußfeier.

Im Laufe der Jahre hat die Fischelner Mariensäule vieles erlebt und überlebt, den Kulturkampf (1872—1880), den Ersten Weltkrieg (1914—1918) das „1000jährige Reich“ (1933—1945), den Zweiten Weltkrieg (1939—1945), ob aber noch einmal die Begeisterung so hohe Wellen schlagen wird wie zu Zeiten der Einweihung und des 75jährigen Bestehens, das wage ich zu bezweifeln. Der satte Wohlstandsmensch unserer Zeit will von diesen Dingen nicht mehr viel wissen. Leider. Aber ein Wahrzeichen Fischelns bleibt die Mariensäule doch. Und deshalb sollte man bei Neuplanung des Marienplatzes beileibe nicht vergessen, die uralte Mariensäule mit einzuplanen.

## Weg durch das Land

von Leonhard Jansen

Abseits von der großen Straße verläuft er zwischen Wiesen und Feldern. An einigen Biegungen und dort, wo er leicht ansteigt, säumt niedriges Gebüsch seinen Rand. An manchen Stellen schimmert er hell sandig, als ob er immer in der Sonnenglut läge.

Nur der Bauer, der auszieht zu pflügen, zu säen und zu ernten, und der Wanderer, der die Stille sucht, kennt seinen Verlauf und die zarten Schönheiten und die kleinen Wunder, die sich hier zu allen Jahreszeiten offenbaren.

Von hier ist es, als ob wir durch unendlich große Fenster über das Land schauten, und immer haben wir eine andere Sicht. Selbst im Winter, wenn alles zu ruhen scheint, sehen wir den zarten Flaum der jungen Saat aus der Erde sprießen. Hier erleben wir noch das Wunder des Schneefalls, der sich weit und weich ausbreitet und mit seinen Millionen Sternchen ein silbriges Glitzern in die frühen Dämmerstunden des Abends streut.

Wenn es dann Frühling wird, leuchtet das Grün in so vielfarbigen Tönen, wie kein Maler sie in so mannigfachen Abstufungen auf seiner Palette ansetzen könnte. Die Birkenbüsche scheinen hellrindiger. Die feinen Herzblättchen, die sie treiben, sind von solcher Reinheit, als kämen sie aus einer

anderen Welt. Selbst das Gewölbe des Himmels scheint sich weiter ausgedehnt zu haben, als wollte es dem Flug der Vögel und ihrem Jubilieren mehr Raum lassen. Dann ist es, als ob der Weg nicht enden wolle und geradewegs in des Himmels Bläue hinein führe.

Je weiter das Jahr voranschreitet, um so mehr erleben wir an diesem Weg. Schmetterlingsbunt leuchten die Blumen am Rand, und wie helle Feuerbrände sprühen die Blüten des Ginsters, als habe Gott über die pfingstlich geschmückte Welt die Glut des heiligen Geistes gegossen, als wolle er mit seinem Feuerschein die schnell aufwachsende Saat umlohen. Wie dunkle Bernstein tropfen fallen Bienen in diesen Blütenrausch. Und wie aller Erdschwere ledig stoßen Schwalben an uns vorbei. Fast so hoch wie unsere Wünsche reichen.

Wenn dann die Früchte hier auf diesen Fluren immer mehr zur Ernte reifen, Sonnenbrand und Wind und Regen den matt gehaltenen Goldton in das Grün der Felder weben, dann ist es, als streue Gott mit weitgestreckter Hand in dieses ausgereifte Blühen noch einmal seine schönsten Farben ein. Alte Kirchenmaler einer längst vergangenen Zeit werden das Rot und Blau, das sie in ihre Fenster schufen, zum ersten Male aus dem Funkeln und Leuchten

der Mohn- und Kornblumen erlebt haben, damit sie Gottes Haus damit schmücken könnten. Wer würde aber nicht seinen Schritt an der erhöhten Wegbiegung verhalten, um wenigstens kurz vor den Königskerzen zu verweilen, wenn sie an hohen Stauden ihre dicht übereinandersteigenden Blütenlichter angezündet haben. Aus kleinen violetten Blütendolden bricht sich ihr mildes Leuchten, als hätte sie das letzte Licht der späten Sommerabendsonne aufgefangen.

Und wenn die Felder abgeerntet sind und frohe Jugend in unbeschwertem Spiel wie Riesenfalter papierne Drachen steigen läßt, dann werden wir selber wieder jung, mögen wir auch weit im Herbst des Lebens stehen. Dann werden unsere Blicke dem bunt-schillernden, aufsteigenden Vogel folgen. Mit einem Lächeln werden wir uns fragen: Weißt du noch, damals?

Selbst wenn die nach wie vor wenigen Monate wie Seide schimmernden Herzblättchen der Birken wie über Nacht in Fieberfarben glühen, betrübt es uns nicht zu sehr, daß wiederum ein Winter naht. Denn hier der Weg, der uns durch das Land führt, zeigt uns doch nur, wie schön es zu allen Jahreszeiten ist, zeigt uns, daß uns immer Werden und Vergehen umgibt. Keiner könnte es tröstlicher als er.



# Tullia

## Historische Skizze aus dem römischen Krefeld-Gellep

von Fritz Edmund Wagemann

9. September Anno 120 n. Chr.: Hell lacht die Sonne bereits am frühen Morgen vom wolkenlosen Himmel auf das römische Kastell Gelduba (Krefeld-Gellep) und seine bürgerliche Vorstadtsiedlung (canabae) hernieder. Das schöne Wetter lockt die Bewohner des Lagerdorfes heute schon früher als sonst aus ihren Behausungen. Gewerbetreibende, Händler, Kaufleute, Tavernenwirte, Angestellte und Arbeiter der römischen Militärverwaltung sind es, die im Orte ihre Läden, Lokale, Werkstätten und Wohnungen haben. In einem Haus einer Seitenstraße wohnt die Römerin Tullia mit ihren beiden Söhnen Julius und Marcus sowie ihrer treuen Dienerin Sabina, von der sie bereits als Kind betreut wurde.

Tullia tritt gerade vor die Tür ihres Anwesens und schaut zum Kastell herüber, in dem ihr Lebensgefährte Lucius Maronius als centurio prior (Hauptmann) bei der in der Festung Gelduba stationierten Einheit dient. Er muß gleich kommen, denn heute hat er endlich mal wieder einen ganzen Tag dienstfrei. Dann können sie beide in Ruhe miteinander speisen, trinken, lachen, scherzen und mit ihren beiden Jungen spielen.

Tullia ruft Sabina und gibt ihr den Auftrag, schnell noch beim Kaufmann (mercator) Lavinus verschiedene Delikatessen — auch Austern, Feigen, Datteln und Oliven — zu kaufen und vom Weinhändler Viniculus den bestellten spanischen Rebensaft zu holen. Sie denkt daran, wie sie Anno 103 n. Chr. im Alter von 17 Jahren in ihrer Vaterstadt Roma bei einem Familienfest den jungen Lucius zum ersten Male sah! Bei beiden war es Liebe auf den ersten Blick! Lucius Maronius war damals 25 Jahre alt und stand bereits sieben Jahre als Offiziersanwärter (signifer — Fahnenjunker) bei einer in der Reichshauptstadt stationierten Prätorianerkohorte. Als Lucius eines schönen Tages unter Beförderung zum Leutnant (centurio) zu der in Gelduba stehenden Truppe versetzt wurde, folgte Tullia ihm zum Entsetzen ihrer Eltern als Lebensgefährtin. Denn die Schließung einer nach römischem Recht gültigen Ehe (matrimonium iustum iuris civilis) war einem

römischen Heeresangehörigen — bis zum centurio einschließlich — erst nach seinem Ausscheiden aus der römischen Armee, meistens erst nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit, erlaubt.

Tullias Eltern hätten es viel lieber gesehen, wenn ihre Tochter einen Mann erwählt hätte, der als Beamter oder Staatsdiener in der römischen Reichsfinanzverwaltung, im Reichsnachrichtendienst oder in einer sonstigen römischen Reichsbehörde tätig gewesen wäre. Aber Gott Amor hatte seinen Liebespfeil abgeschossen und getroffen: Und so gaben sie — wenn auch schweren Herzens — ihren elterlichen Segen zu dieser noch nicht rechtskräftigen Verbindung ihrer Tullia mit Lucius Maronius. Anfangs war es Tullia nicht leicht gefallen, sich in der Lagervorstadt von Gelduba einzuleben. Sind doch in so einer neben einer römischen Festung bestehenden bürgerlichen Ansiedlung nicht nur ehrsame Geschäftsinhaber, Handwerker, Kaufleute und Tavernenwirte ansässig, sondern es leben dort auch aus allen Teilen des großen römischen Weltreiches zusammengewürfelte Menschen — Gaukler, fahrendes Volk, Tierbändiger, Bordell- und Spielhöhlenbesitzer, Inhaber von zweifelhaften Etablissements sowie leichte Mädchen und „Damen“, die den Legionären in ihrer Freizeit die Langeweile vertreiben und ihnen Denare und Geschenke aus der Tasche ziehen ...!

Da Tullia den Schutz ihres Centurios Lucius genießt und Mutter von zwei Kindern ist, wird sie allgemein geachtet.

Die Jahre vergingen. ...! Nun dauert es nur noch ein Jahr, dann kann Lucius endlich seinen Abschied von der römischen Wehrmacht nehmen. Lucius und Tullia können dann heiraten und ihre beiden Söhne werden als legitime Nachkommen anerkannt. Tullia überlegt schon, ob sie dann alle in die Heimat zurückkehren und das in der Nähe von Ostia gelegene Gut ihrer Eltern übernehmen sollen. Andererseits haben sie und Lucius sich schon in den vielen Jahren ihres Lebens in Gelduba an Land und Leute sehr gewöhnt und auch die reizvolle Land-

schaft gefällt ihnen bestens. Aber das sind Gedanken, die erst in einem Jahre entscheidungsreif werden.

Der heutige Tag soll erst mal gefeiert werden. Denn selten hat Lucius so viel freie Zeit auf einmal. Tullia schaut die Straße herunter: Sabina kommt mit den eingekauften Waren, nicht weit hinter ihr ist Lucius zu sehen. Voller Freude läuft Tullia ihm entgegen und fällt ihm angesichts des gerade aus seinem ebenerdigen Lädchen schauenden Schuhmachers Pediculus um den Hals. Pediculus ruft den beiden Liebenden einige gutgemeinte Scherzworte zu — auch er war mal jung —, die Tullia und Lucius aber nicht mehr verstehen, weil sie bereits im Hause verschwunden sind. Dort wird Lucius von seinen beiden Söhnen Julius und Marcus stürmisch begrüßt.

Schnell vergeht der Tag. Schon zieht die Dämmerung herauf. Nun muß sich Lucius verabschieden. Nach herzlichen Umarmungen mit Tullia und ihren Söhnen sowie einem ebenso herzlichen „Salve“ (Auf Wiedersehen) zur alten Sabina verläßt Lucius das Haus. Tullia winkt ihm nach, bis er am Ende der Straße den Weg zur Festung — zu den Kasernen — eingeschlagen hat. Dann geht sie ins Atrium (Vorhalle) ihres Hauses zurück, um noch einmal den heutigen Tag an sich vorüberziehen zu lassen. Die beiden Knaben haben sich bereits zur Ruhe begeben, ebenso Sabina, die treue Dienerin seit den Tagen der Kindheit.

Langsam steigt der lächelnde Mond, der Freund der Liebenden seit altersher, am sternenklaren Firmament empor und reißt die träumende Tullia mit seinem Schein aus ihrer Versunkenheit. Nun begibt auch sie sich ins Schlafgemach. Mit einem glücklichen Lächeln schlummert sie dem kommenden Morgen entgegen! Im silbrigen Mondenschein blitzen, blinken und glitzern die Fluten des Rhenus (Rhein) sowie die Helme und Waffen der auf den Mauern und Türmen der Festung Gelduba auf Wache stehenden römischen Legionäre. ...! Der 9. September des Jahres 120 n. Chr. ist gleich vergangen. ...!!!



# Fritz Huhnen — ein Kind der Rheinischen Sezession

von Walter H. Rueb

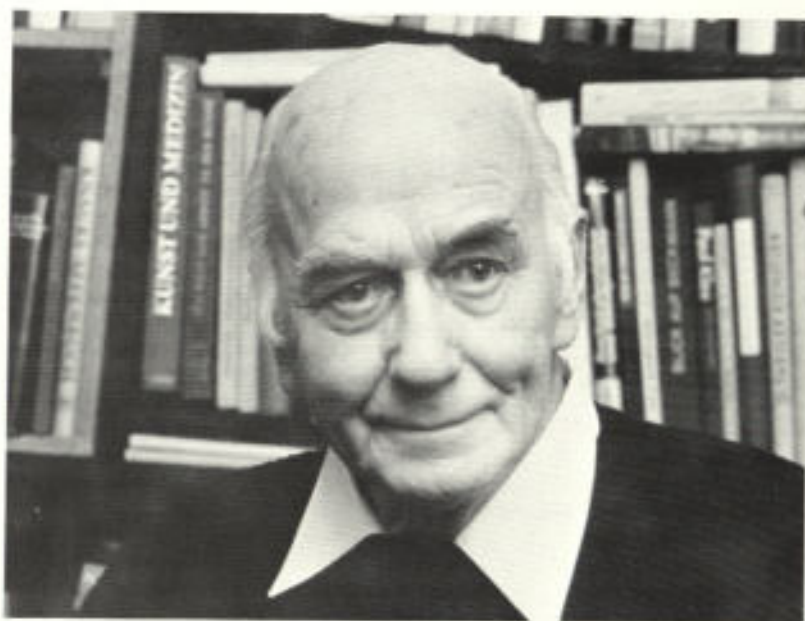
Vor der Etagentür von Fritz Huhnen im obersten Stock des höchsten Krefelder Hauses quellen aus großen Waschkörben Zeitungen, Magazine, Briefe, Blätter. Zweimal nur werden die Körbe wöchentlich geleert. ... Die Tür geht auf. Berge von Büchern türmen sich dahiner, Mauern von Literatur flankieren den Weg zum Arbeitsplatz des 85jährigen Malers, Zeichners und Bühnenbildners. Auch da herrscht ein ordentliches Durcheinander aufgeschlagener Bücher, Zeitungen, Kaffeetassen, Brillen, Aschenbechern, Pinseln, Federn, Bleistifte.

Doch selbst in der Enge zwischen Regalen und Bücherborden gelingt dem Meister ein fester Strich. Einer fügt sich an den anderen, eine Komposition entsteht, Fritz Huhnen's Hand zittert nicht. Was sind schon 85 Jahre. ... Sie haben nur seinem Augenlicht und den Beinen etwas anhaben können. „Eine völlig überflüssige Operation am rechten Auge...“ erklärt er belläufig auf fragende Blicke wegen seiner schwarzen Augenklappe.

Das Gehen bereitet ihm sichtlich Mühe. Mit kleinen Schritten trippelt der Hüne leicht gebeugt durch die Wohnung. Es ist die Zweitauflage von Heim und Atelier. Die Erstauflage brannte im Zweiten Weltkrieg aus — mit ihr all seine Schätze: Bilder und Zeichnungen, Bibliothek, Erstausgaben, seltene Schallplatten. Fritz Huhnen hat den Verlust verkraftet, aber er hat seither nie wieder in Öl gemalt und auch keine Holzschnitte mehr gemacht. Zu viele waren dem Feuer zum Opfer gefallen.

Immerhin hatte Huhnen bereits einen Krieg hinter sich. Als Zwanzigjährigen hatte man ihn 1915 aus der Ausbildung zum Architekten gerissen, und statt weiter die Krefelder Kunstgewerbeschule zu besuchen, diente er seinem Kaiser in Frankreich und Rußland als Maler in Uniform, dann als Bühnenmaler am Fronttheater im französischen Montmédy. Dort erlebte er Niederlage und Zusammenbruch.

In der Heimat kamen ihm seine neuen Kenntnisse zustatten. Von der Zugehörig-



keit zu den progressiven Künstlergruppen „Junges Rheinland“ und „Rheinische Sezession“ wurde auf die Dauer keiner satt, als Bühnenbildner aber verdiente Huhnen zwischen den Kriegen und nach der Heimkehr 1946 aus britischer Gefangenschaft am Krefelder Stadttheater sein Brot.

Vor zwei Jahren blickten begeisterte Ausstellungsbesucher im niederrheinischen Moers auf eine große Zahl von Bühnenbildentwürfen Huhnen's, die den Krieg und so manches Kommen und Gehen an den Theatern überstanden hatten, in denen der Künstler ein und aus gegangen war. Ausgang und Angelpunkt war stets Krefeld gewesen, Bonn, Berlin, Düsseldorf und München aber waren wichtige Stationen.

Der Umfang von Huhnen's Werk ist groß. Dazu gehören monumentale Wandbilder im Krefelder „Seidenfaden“, Illustrationen von Morgenstern's „Palmström“, Gogol's „Mantel“ und Kafkas „Verwandlung“, vor allem aber ungezählte Bildgeschichten, in denen er Woche für Woche, fast fünf Jahrzehnte lang, in den Gazetten von Krefeld das Zeitgeschehen glossierte.

Die Ausstellung seines Schaffens zum 80. und 85. Geburtstag in der Heimatstadt waren regelrechte Feuerwerke aus dem Füllhorn eines erfolgreichen Lebens. Dabei kamen seine Werke aus allen Himmelsrichtungen. Großzügig und leichten Herzens hatte sich der Meister von ihnen getrennt: beim Kaufmann, bei Freunden, in Galerien. Die größte Sammlung von Fritz-Huhnen-Bildern aber besitzt sein Arzt, doch selbst der Friseur um die Ecke nimmt seit Jahren lieber ein von Huhnen bemaltes als von der Notenbank bedrucktes Stück Papier. ...

Seit einem Menschenalter ist Huhnen einer der bekanntesten Krefelder. Die Stadt verlieh ihm ihren Ehrenschild, zeichnete ihn mit der Thorn-Pricker-Ehrenplakette aus — doch was ist dies im Vergleich zu dem, was Huhnen Krefeld gegeben hat: Er setzte seiner Heimatstadt mit dem Buch „Gute, Böse und Krefelder“ ein literarisches Denkmal, und Kokoschka und der gemeinsamen „Neuen Gruppe“ in München und Berlin kehrte er für Krefeld den Rücken, er gab manche Berühmtheiten und sogar seine Frau zugunsten seiner Vaterstadt auf, und da sitzt er nun und zeichnet und zeichnet.



# Willy Süper — Stabstrompeter und Musikunternehmer

von Ernst Köppen

Es gibt eine dickleibige Chronik des Husarenregiments Nr. 11. Darin zeigt ein Lichtbild eine lebhaft bewegte Gruppe feldgrauer Soldaten 1918 vor einem Quartier in Frankreich. Wer die Kaiserzeit im alten Krefeld erlebt hat, braucht nicht erst nachzulesen, um wen es sich bei dem strammen Kerl in der Bildmitte handelt: unverkennbar um den Obermusikmeister Josef Willy Süper. Der Musiker war vor und nach dem ersten Weltkrieg ein stadtbekannter Mann.

Bei dem Eintritt der Husaren in die Seidenstadt im April 1906 wird Süpers Herz geblutet haben. Hatte er nicht davon geträumt, unter den Augen S. Majestät dem Triumphzug durch die Uerdinger Straße voranzureiten? Eile mit Weile! Vorläufig saß der „dicke Lehmann“ noch im Sattel, ein in Düsseldorf ebenso legendärer Musikmeister wie später Süper in Krefeld. Ein halbes Jahr darauf löste Süper den dicken Lehmann ab.

Es dauerte nicht lange, bis jedermann den neuen Trompeter kannte, der hell und klar die Signale blies und, neben seinem Kommandeur reitend, die Eskadronen aus der Kaserne führte, die Girmesgath entlang zum Schießstand oder über die Moerser Landstraße zum Egelsberg. Stolz schwang er die ihm als Kaiserbläser verliehene silberne Trompete. Das war nicht nur für die Straßenjugend eine Attraktion. Von Fenster zu Fenster setzte sich das Tücherwinken fort. Süper kannte jeden Lieblingsmarsch der Offiziersfamilien. Es soll Damen gegeben haben, die dem schneidigen Musikanten Blumen ins Haus schickten. Umgekehrt geschah es nicht selten, daß der Kapellmeister, wenn Roß und Reiter ermüdet ihre Straße zogen, das Zeichen zum schmetternden Einsatz gab, um vielleicht eine umschwärmte Regimentstochter ans Fenster zu locken. Abends im Kasino bei Geburtstagsfeiern oder Tanzfesten ließ er von der Trompeterloge herab uner-

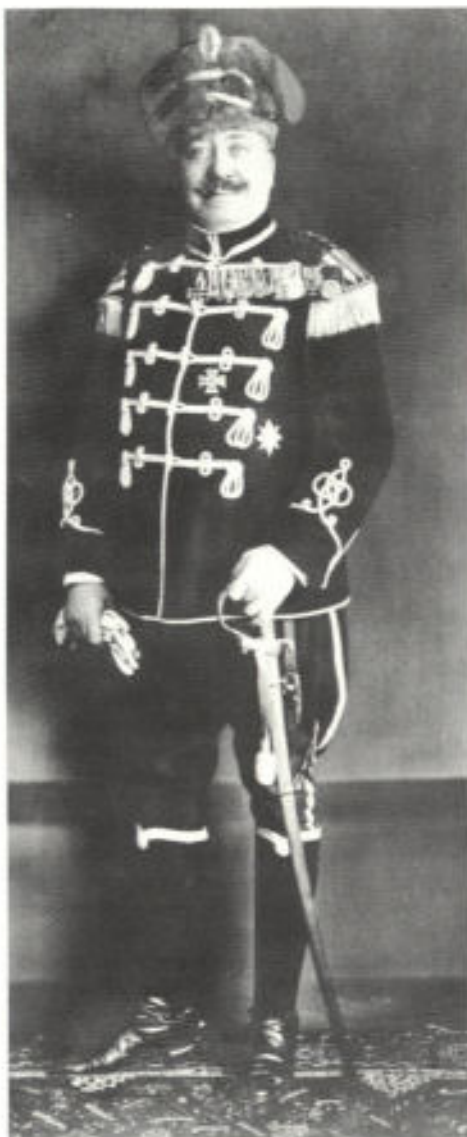


Abb. 1. Josef Willy Süper; Aufnahme vom 17. August 1929

müdlisch Weisen aufklingen, meist eigene Kompositionen oder Pistonsoli auf seiner silbernen Trompete. Bis ihm zu später Stunde übermütige Leutnants den Taktstock entwanden.

In das Gedenken an den berittenen Spielmann flechten sich allerlei Geschichten. Selten sah man ihn ohne weiße Handschuhe. Sie waren sein Markenzeichen. Er hatte sich angewöhnt, unter Verzicht auf einen Taktstock nur mit den behandschuhten Händen zu dirigieren, was das Reglement strikt untersagte. Nach einer Parade stellte ihn der Kommandierende General von Bissing darob zur Rede. „Wo ist sein Taktstock?“ Süper hatte für alle Fälle einen solchen im Ärmel, den er nun flugs wie ein Taschenspieler mit einem „hier, Herr General!“ dem Gestrengen vorwies. Da mußte der General sich wohl getäuscht haben.

Als 1923 der letzte aktive „Spieß“ der Truppe starb, waren sich die Veteranen einig, der Kamerad müsse mit Regimentsmusik zu Grabe getragen werden. So geschehen. Der belgische Kommandant, deutscher Militärmusik abhold, wollte von Rückkehr mit klingendem Spiel zur Stadt nichts wissen. Schließlich erwirkte Oberbürgermeister Johansen die Genehmigung „bis zur Unterführung, nicht weiter!“, worauf Süper in die Ritterstraße einbog und das dortige Stadtviertel noch bis zur fünften Unterführung mit Preußens Gloria erfreute.

Willy Süper, geboren am 27. April 1874, war ein waschechter Kölner Jung. Vater Kapellmeister drillte den Sprößling schon früh auf Musik und hätte aus ihm am liebsten ein Wunderkind gemacht. Wann immer es anging, führte er Willy als jugendlichen Musiker vor und schleppte ihn mit in seine Konzerte. Ist es zu verwundern, wenn der Sohn davon nicht erbaut war, besonders am Fronleichnamstage, wenn er in der Prozession





Abb. 2. Ausritt des Husaren-Trompeterkorps; vorne Obermusikmeister Willy Süper

drei Stunden blasend neben dem Vater einerschreiten mußte? Letzte Ausbildung gab die Musikschule. Die im schlesischen Sprottau liegenden Pioniere, zu denen er einberufen wurde, ließen sich Süpers Talent nicht entgehen und kommandierten ihn zur Bataillonsmusik. In Sprottau lernte er seine Frau kennen. Begreiflicherweise zog es unseren Mann wieder an den Rhein. 1896 hatte er es geschafft: Aus dem Sprottauer Pionier wurde ein Düsseldorfener Husar.

Ihren Hausstand gründeten die jungen Leute in der Westparkstraße, die damals Bissingerstraße hieß, vis-à-vis der Kaserne, im Hause des Schuhmachers Hartmann, der den Husaren die Stiefel in Ordnung hielt. Bald setzte Nachwuchs ein: drei Töchter und 1919 endlich ein Stammhalter. Das hätte genügt, um keine Langeweile aufkommen zu lassen. Aber Musikanten müssen proben, und das nicht selten in Gemeinschaft. So mischten sich während der meisten Tagesstunden in den vier Wänden im zweiten Stock Kindergeschrei und Trompetenschall zu steinerweichender Polyphonie. Hinzu kam, daß alle nase-

lang irgendwelche Kameraden auf einen Sprung bei Süper einfielen.

Als der Weltkrieg ausbrach, rückte Süper mit dem ersten Transport ins Feld. Im Westen, Osten und wieder im Westen stand er mit dem Regiment vier Jahre in vorderster Linie. Eines Tages heftete er das EK I an die Uniform. Während nach dem Waffenstillstand sich die meisten Truppenteile auflösten, fanden sich unter den Elfer Husaren Offiziere und Mannschaften, unter ihnen auch Willy Süper, die es für ihre vaterländische Pflicht hielten, in der Heimat wieder Ordnung zu schaffen. Man schlug sich mit den Spartakisten, vom Münchener Siegestor bliesen Süpers Trompeter zum guten Ende den Choral „Nun danket alle Gott!“

Wieder zu Hause, hielt ihn eine kärgliche Pension zunächst über Wasser. Er bewarb sich als Versorgungsanwärter bei der Stadt, mit Erfolg. Doch sagten ihm weder der schmale Verdienst noch die subalterne Arbeit zu. Also besann sich der im Existenzkampf noch unerfahrene Mann auf die Musik, biß auf die Zähne und wagte den Absprung. Im Burghof spielte er Klavier, in

der Königsburg Geige, in einem Quartett Piston. Mit einem Stamm aus ehemaligen Kameraden gründete er eine Blaskapelle, die den Lebensunterhalt und noch einiges mehr abwarf, so daß bald an die Beschaffung von Uniformen gedacht werden konnte, Husarenuniformen, versteht sich. Von diesem Tag an hatte Süper gewonnenes Spiel. Kein Traditionsverein, für den es nicht Ehrensache gewesen wäre, bei Regimentsappellen oder Denkmalenthüllungen die schmucke Kapelle in den grünen Attilas aufziehen zu lassen. Und manchem heimgegangenen Kameraden mußte Süper auf seiner silbernen Trompete das letzte Signal über die offene Gruft blasen.

Nach einigen Jahren war aus Süper ein vielbeschäftigter Musikunternehmer geworden. Bürgergesellschaften und Sommerlokale rissen sich um die Husarenkapelle, die je nach Bedarf auch in Jägermontur oder Gardeuniform auftrat. Zuspruch von auswärts blieb nicht aus, man spielte bei den Neusser Schützen und den Kölner Karnevalisten, gastierte in Münster, in Mainz, in Freiburg. Der Kapellmeister entwickelte ungeheuren Fleiß. Er betrieb eine Musikschule, gab selbst Stunden, beherbergte



und beköstigte die Schüler, um jederzeit Nachwuchs bei der Hand zu haben, im eigenen Hause, das er mittlerweile gekauft hatte. Er verteilte seine Kapelle auf mehrere Veranstaltungen und fuhr mit dem Auto von einem Dirigentenpult zum anderen. Von Zeit zu Zeit brachte er sich, nicht anders als Thiel, Passarin oder Tietz, durch Inserate in Erinnerung: „Bei allen Gelegenheiten empfiehlt sich zur Musikgestaltung das Süper-Orchester, genannt Krefelder Husaren-Kapelle, auf Wunsch in Uniform des Husaren-Regiments sowie einer Garde-Schützen-Kapelle, unter persönlicher Leitung des ehemaligen Obermusikmeisters des II. Westf. Husaren-Regiments Nr. 11. Geschäftsstelle Hindenburgstraße 104. Die Musikproben finden im Eigenheim statt.“

Süper war in sein Musikgeschäft vernarrt. Als die Frau eine Erbschaft machte, sah er den Tag gekommen, sich einen kostspieligen Spleen zu erfüllen: Er ergänzte den Uniformfundus um hohe Grenadiermützen, wie sie die preußischen „langen Kerls“ getragen hatten. In der Wohnung war vor Noten und Instrumenten kein Durchkommen. Die Frauen hatten kein leichtes Leben. Nicht genug, daß zwölf Mäuler zu

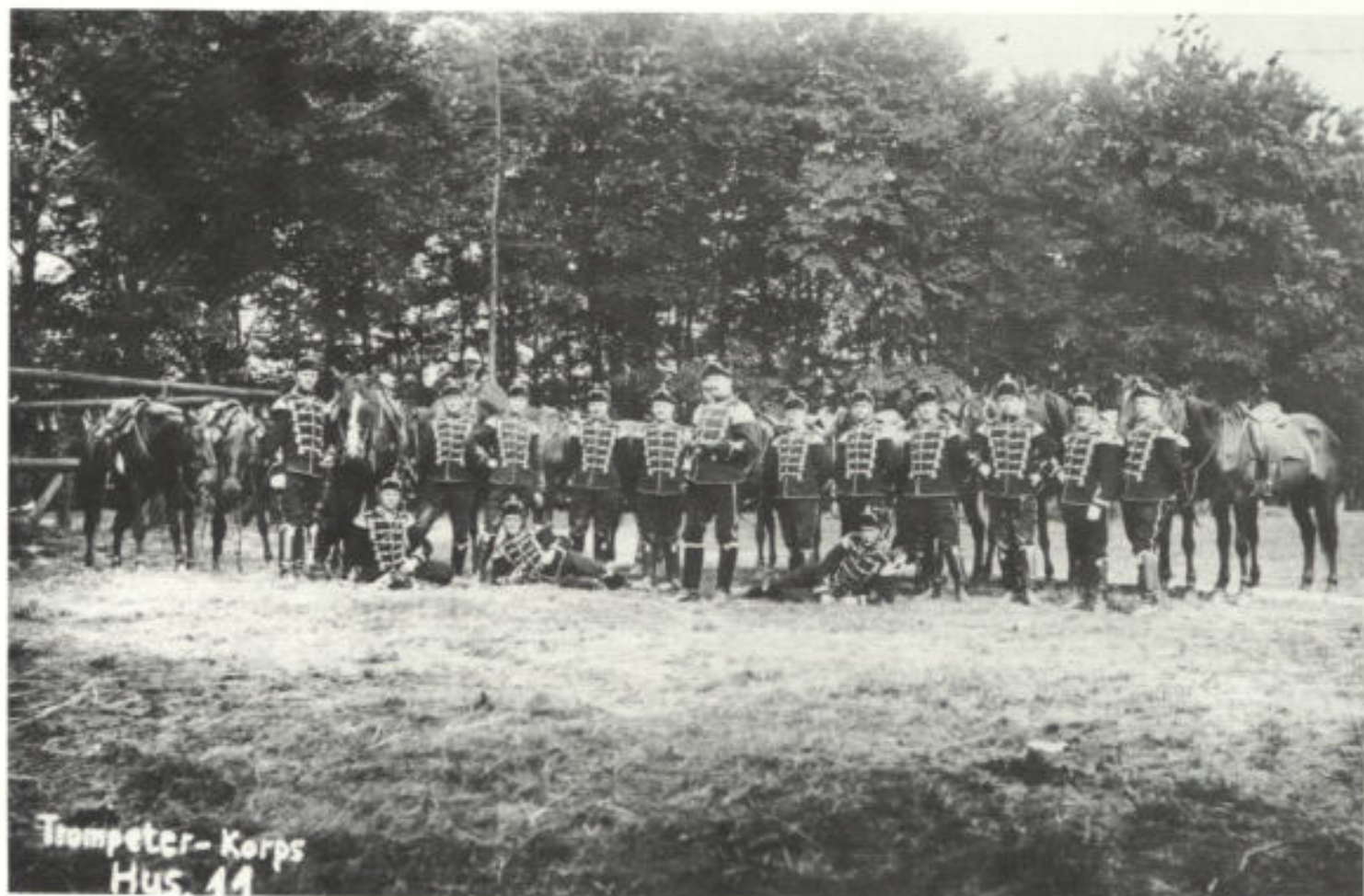
stopfen waren; das Notenschreiben nahm und nahm kein Ende. Dazu mußten die auf der Mansarde hängenden Uniformen in Ordnung gehalten werden. Bei alledem konnte der Meister giftig werden, wenn er sich beim Komponieren gestört fühlte oder das Wechseln einer Montur nicht wie am Schnürchen klappte. Zu Tanze gehen? Das schlugen sich die Mädchen am besten aus dem Kopf. Bei Süpers zählte nur, was der Musikfirma nützte. Um so mehr enttäuschte es ihn, daß der Sohn nicht zu bewegen war, in die Fußstapfen des Vaters zu treten. Jedes Üben endete in Dissonanzen. Da half auch soldatische Strenge nicht.

Anfang der dreißiger Jahre stellten sich andere Schwierigkeiten ein. Der Musikerverband trat mit einem Protest an die Öffentlichkeit. „Der Gardeverein gibt die Gründung einer aus 25 erstklassigen Musikern bestehenden Garde-Kapelle unter Leitung des Obermusikmeisters a. D. Süper bekannt. Wir stellen fest, daß die Musiker nicht aus dem Kreis der beschäftigungslo-

Abb. 3. Kapelle des II. Westf. Husaren-Regiments Nr. 11; in der Mitte Obermusikmeister Willy Süper

sen Krefelder Musiker kommen. Sollten es dieselben Musiker sein, mit denen Herr Süper in Schillscher oder Grüner-Husaren-Uniform je nach Bedarf auftritt?“ Als die nationalsozialistischen Spielmannszüge begannen, den Ton anzugeben, rümpfte Süper die Nase. Er dachte nicht daran, sich mit den braunen Musikanten zu arrangieren. Er wollte auch nicht begreifen, daß eine neue Generation mit der Husarenseitigkeit der Väter nichts anfangen konnte. Süper mußte erleben, daß man ihn und seine Grünröcke links liegen ließ. Eines Tages zog er es vor, die Kapelle des Hülser Arbeitsdienstes zu übernehmen. Das Engagement war von kurzer Dauer. Hatte das angestrenzte Dasein des Meisters Kräfte aufgezehrt? Er legte sich ins Krankenhaus, wo er am 27. Februar 1934, noch nicht sechzig Jahre alt, nach kurzem Leiden starb. Eine soldatische Abordnung geleitete den Sarg zum Grab auf dem Krefelder Friedhof.

Was Süper an Instrumenten, Noten und Erinnerungsstücken hinterließ, fiel Besatzungssoldaten in die Hände. Seine mit viel Glück gerettete Husarenuniform wanderte in den Jahren des Hungers zu einem Kostümverleih.





# Praktischer Naturschutz

Fünf Jahre Bezirksverband Krefeld—Viersen e. V. im Deutschen Bund für Vogelschutz

von Ernst Schraetz

In 504 vogelkundlichen Wanderungen mit über 20000 Teilnehmern, in 350 Diavorträgen mit rund 14000 Hörern, in 75 Veröffentlichungen mit und von Theo Schreurs wurde seit 1925 eine Saat gelegt, die vielfältig aufging. Die wohl strahlendste Pflanze, die aus dieser Saat keimte und immer mächtiger emporwächst ist der Bezirksverband Krefeld—Viersen e. V. im Deutschen Bund für Vogelschutz (DBV).

Im Frühjahr 1976 fanden sich einige engagierte Naturschützer in Hüls zusammen und gründeten am 1. April den Bezirksverband, der das Gebiet der Großstadt Krefeld und den Kreis Viersen abdeckt. Noch ahnte damals niemand der rund ein Dutzend Gründer, daß sie fünf Jahre später schon über 1000 Mitstreiter haben würden und ein Berg von Problemen und Aufgaben sich vor ihnen auftürmen würde. Es liest sich so leicht in der Satzung über die Aufgaben, insbesondere:

- a) die Lebensgrundlagen für eine artenreiche Tier- und Pflanzenwelt zu erhalten und zu verbessern,
- b) Schutz- und Hilfsmaßnahmen für bedrohte Vogelarten durchzuführen,
- c) natürliche Lebensräume zu pflegen und neu zu schaffen,
- d) den Vogelschutzgedanken öffentlich zu vertreten und zu verbreiten,
- e) bei der Erforschung der Grundlagen des Vogelschutzes mit zu helfen,
- f) bei Planungen mitzuwirken, die für die Vogelwelt bedeutsam sind,
- g) auf die Gesetzgebung einzuwirken und für den konsequenten Vollzug der einschlägigen Rechtsvorschriften einzutreten,
- h) seine Mitglieder im Sinne des Zwecks und der Aufgaben zu informieren,
- i) jugendpflegerische Ziele durch Arbeit im Natur- und Vogelschutz zu fördern,
- j) den Tierschutz zu fördern.

Der Verein hält enge Verbindung zu allen Organisationen und Einrichtungen in seinem Wirkungsbereich, die gleiche oder ähnliche Zwecke verfolgen.



Abb. 1. Infokasten im NSG Krickenbeck

Wie im menschlichen Leben auch, wo jeder erste Kindheitserinnerungen ein Leben lang nicht vergißt, so möchte ich eine der ersten Vogelschutzarbeiten von Anfang Juni 1976 schildern: Am Spätnachmittag erhielt ich einen Anruf. Auf der Hülsener Straße war ein hoher Altbauflügel verputzt worden. Die Arbeiter hatten dabei unter dem vorstehenden Dach die Höhlungen, in denen Haussperling und Mauersegler gerade ihre Jungen großzogen, mit zugesputzt. Die Spatzen veranstalteten ein lautes Wehklagen, und die Mauersegler flogen dauernd gegen die Wand, um an ihre eingemauerten Jungen zu kommen. Die Abdrücke ihrer Füße waren an mehreren Stellen im noch feuchten Mörtel gut zu erkennen. Klaus Jäger, der erste Vorsitzende, und ich entfernten, oben auf dem Gerüst turnend, den frisch aufgetragenen Putz, während uns die Vögel umschwirrten. Durch anschließende Beobachtungen, von einem nahen Balkon aus, konnten wir fest-

stellen, daß die richtigen Stellen freige-macht worden waren.

Das Jahr 1976 war vom Europarat zum Jahr der Feuchtgebiete erklärt worden. Welche Aktivitäten konnten wir entwickeln?

Mit allen uns zur Verfügung stehenden, noch bescheidenen Mitteln, versuchen wir, die Entwässerung des Egelsberges zu verhindern und den einzigen im Gebiet der Stadt Krefeld sich befindenden, noch halbwegs intakten feuchten Auwald zu retten. Vergebens! Ostermontag hatte eines unserer Mitglieder diese völlig unnütze Naturzerstörung entdeckt, aber der Graben wurde, trotz Unterstützung durch die Landesanstalt für Wasser und Abfall, weiter ausgebagert und sogar der Tümpel angeschlossen. In diesem Tümpel gab es noch Frösche und Molche und eine sehr seltene Pflanze. Schwimmendes Froschkraut (*Luronium natans*) wuchs hier. In der Liste der



in der Bundesrepublik Deutschland gefährdeten Farn- und Blütenpflanzen (Rote Liste) steht sie unter der höchsten Gefährdungskategorie: 1.2 Vom Aussterben bedroht. Schließlich wurden am Tümpel und auch am Graben am Fuße des Berges Wehre eingebaut, um das Wasser zu stauen. So konnten die schlimmsten Schäden verhindert werden.

An der von der KAB (Katholische Arbeitnehmer-Bewegung) Hüls organisierten Aktion „Saubere Stadt“ nahm der gerade gegründete Verein teil. 270 freiwillige Helfer sammelten 170 m<sup>3</sup> Preßmüll (= 680 m<sup>3</sup> loser Müll) aus dem Hüls-Bruch und dem Hüls-Berg-Gebiet zusammen.

Der Vogel des Jahres 1976 war der Wiedehopf, ein in unserem Bereich nicht vorkommender Vogel. Auch er steht auf der „Roten Liste“ und ist vom Aussterben bedroht.

Der Vogel des Jahres 1977 war die Schleiereule. Auch sie steht auf der „Roten Liste“ (A.3 Gefährdet, L - M = Lebensraumzerstörung und indirekte menschliche Einwirkung). In unseren modernen Bauernhöfen findet sie keine Brutmöglichkeiten mehr. In den Kirchtürmen werden wegen der Taubenplage an vielen Stellen mögliche Nisthöhlen zugemacht. Dieser herrliche Nachtgreif hat bestimmt unseren Schutz verdient! Deshalb sollten auf Speichern, Scheunen und auch in den Kirchtürmen spezielle Nistgelegenheiten aufgestellt werden.

Die erste Jahreshauptversammlung fand am 24. 3. 1977 im Hotel Klings in Hüls statt, wo auch die Gründungsversammlung abgehalten worden war. Mitgliederstand am 1. 1. 1977: 106.

Am Samstag, dem 8. 1. 1977, begann die Kopfwidenaktion, die bis zur Stunde noch sehr heftig andauert. Zur Jahreswende 1980/81 waren schon über 1000 Kopfbäume in mehr als 7000 Arbeitsstunden im Gebiet des Bezirksverbandes geschnitten worden. Dazu kamen noch eine große Anzahl von Bäumen, die von anderen Gruppen und Eigentümern gepflegt wurden. Eine Rückbesinnung auf dieses uralte Kulturgut und eine Rettungsaktion sind überall in der Bundesrepublik angelaufen, nicht zuletzt durch unser Beispiel und durch die Verleihung der Umweltschutzplakette „Pro Salute Civitatis“ (Zum Wohle der Bürgerschaft) durch den Krefelder Verkehrsverein am 11. 10. 1977.

Bei diesen Aktionen haben wir alle Höhen und Tiefen kennengelernt. Neben der Verleihung der Plakette und dem Geschenk einer Motorsäge durch Herrn Oberbürgermeister Hauser MdB und einer weiteren durch die Krefelder Reinigungsfirma Hilge-

land waren es zweimal je ein Spende von 1000,- DM von einem Mitglied und die Entstehung einer weiteren Schneidetruppe 1980 im Raume Wachtendonk, das zwar außerhalb unseres Gebietes liegt, aber durch DBV-interne Absprache von uns betreut wird.

Einer der Tiefpunkte war ein Brief vom Leiter des Grünflächenamtes der Stadt Krefeld kurz vor Weihnachten 1979. Darin bedauerte er, uns für 14 städtische Bäume die Schmitterlaubnis gegeben zu haben, da hinter dem Hüls Sportplatz Bäume unfachmännisch geschnitten worden wären. Wir sollten demnächst den Stadtförster um Rat fragen, wie die Bäume zu beschneiden wären. Wir hatten bis dahin rund 800 Bäume geschnitten!

Tiefpunkt Nr. 2: Einer unserer Aktiven, Werner Draken aus Meerbusch, hatte ein Informationsplakat über das Schneiden von Kopfwiden entworfen. Dieses Plakat und einen Spendenkasten, gebastelt von Herbert Weghs aus Hüls, stellte ich in der Schalterhalle der Raiffeisenbank in Hüls auf. Meistens wurde er samstags morgens abgeholt und an den Schnittstellen aufgestellt. Hier das Spendenergebnis aus der Raiffeisenbank:

Montag, 27. 11. 1978, bis Samstag, 2. 12. 1978: 0,25 DM

Montag, 4. 12. 1978, bis Samstag, 9. 12. 1978: 1,05 DM  
Eine Steigerung von über 400%. Wir lebten in Hochstimmung.

Montag, 11. 2. 1978, bis Samstag, 16. 12. 1978: 0,20 DM

Die Weihnachtswoche mußte es bringen: Montag, 18. 12. 1978, bis Mittwoch, 27. 12. 1978: 1,15 DM

Das Neue Jahr würde bestimmt Glück bringen: Mittwoch, 27. 12. 1978, bis Freitag, 5. 1. 1979: 0,00 DM

Montag, 8. 1. 1979, bis Freitag, 12. 1. 1979: 0,00 DM

Dienstag, 16. 1. 1979, bis Freitag, 19. 1. 1979: 0,00 DM

Dienstag, 23. 1. 1979, bis Freitag, 26. 1. 1979: 0,00 DM

Ich, der geborene Optimist, warf das Handtuch.

Die zwei Monate, während der die Informations-Tafel plus Spendenkasten in der Schalterhalle der Raiffeisenbank Hüls aufgestellt waren, hatten genau 2,65 DM erbracht. Ich stellte einen zweiten Kasten mit Informations-Tafel in der Sparkasse Hüls-Mitte auf: Datum 4. 12. 1978. Am 29. 12.

1978 war der BDV um 29,40 DM reicher, und der Geldsegen hielt hier an bis Mai 1979. Dann gingen wir nach Hüls-Nord, wo dreistellige Zahlen erreicht wurden. Dabei sagt man in Hüls, daß die „Reichen“ in der Raiffeisenbank und die „Armen“ in der Sparkasse verkehren. Die Hülsler müssen ihre Meinung ändern. Insgesamt kamen für die Kopfwiden in diesem Jahr 2.024,13 DM Spenden zusammen.

Leider wird das Ökosystem Kopfbaum — Grünland immer mehr zerstört, da viele Wiesen umgebrochen und in hochbegiftete Mais-Monokulturen verwandelt werden: Iowas im Hüls-Bruch! Wenn das nur gut geht.

Eine sehr schöne Artenschutzarbeit ist die Graureiherbewachung. Diese Aktion wurde von unserem Mitglied Heino Thier aus Wachtendonk und den Familien Hegemann aus Nettetal und Uhlig aus Krefeld organisiert. Der Graureiher, der letzte Großvogel unserer Heimat — der Storch ist in unserem Gebiet ausgerottet —, brüdet in Kolonien auf hohen Erlen. In unserem Kreis ist es die Sekretis im Europapark Schwalm-Nette. Wegen der hohen Gefährdung der Vögel (Rote Liste A.2 LM - V - W = stark gefährdet, Lebensraumzerstörung, indirekte menschliche Einwirkungen, Verfolgung, wasserwirtschaftliche und wasserbauliche Maßnahmen) ist das gesamte Gebiet geschützt. Auf Schildern wird auf das Betretungsverbot hingewiesen. Seit 1977 bewachen wir dieses Gebiet. Die steigende Population gab uns Recht. Außerdem trugen wir mit knapp 1200,-DM zur Winterfütterung der Graureiher mit Frischfisch bei. Das Geld wurde durch Spenden hereingebracht.

Im Mai 1977 stellten wir unsere große Info-Tafel am Parkplatz Strandbad Krickenbeck auf. Ich glaube, daß sie sehr gut angenommen wird, vor allem wegen der guten Gestaltung durch Werner Draken.

Am 18. 2. 1975 trat das nordrhein-westfälische Gesetz zur Sicherung des Naturhaushaltes und zur Entwicklung der Landschaft (Landschaftsgesetz) in Kraft. Für die Erstellung des Landschaftsplanes im Gebiet der Stadt Krefeld ermittelte der junge Bezirksverband rund 70 schützenswerte Objekte. Auf besonderen Formblättern wurden die Vorschläge dem zuständigen Planer, Herrn zur Hausen, übergeben.

Der Vogel des Jahres 1978 war der Kranich. Auf der „Roten Liste“ steht er unter A.1.2 (vom Aussterben bedroht). 1977 gab es noch 16 Paare in der Bundesrepublik Deutschland. Wie herrlich ist doch das Bild der ziehenden Kraniche, und wer kennt sie nicht, die keilförmige Formation und ihr lautes Trompeten während der Zugzeit?



Die Jahreshauptversammlung fand am 6. 4. 1978 im Haus Bottermaat in Hüls statt. Der Vorstand wurde um die Pressereferentin Marlies von Stein aus Nettetal erweitert. Mitgliederstand am 1. 1. 1978: 285.

Hans Willi Flassenberg aus Hüls hatte einen Farbtonfilm über die Kopfweidenaktion gedreht, der vom Presseamt der Stadt Krefeld erworben wurde.

Drei Arbeitsgemeinschaften (AG) wurden gegründet, um den Artenschutz zu verbessern: AG Steinkauz, AG Schleiereulen und AG Feuchtbiotope. Oberstes Ziel aller Naturschutzarbeiten ist der Biotopschutz. Bei hochgradig gefährdeten Populationen kommt der Artenschutz hinzu. Dank unserer Initiativen wurden diese speziellen Artenschutzprogramme auch im Landesverband Nordrhein-Westfalen verstärkt verfolgt. Über die Schleiereule wurde berichtet. An dieser Stelle sei ganz besonders unseres leider so früh verstorbenen Mitglieds Hans-Ludwig Hegger aus Kempen gedacht, der über 20000 Beutetiere der Schleiereule aus den Gewöllen (unverdauter Rest, der ausgespuckt wird) untersucht hat.

Der Steinkauz ist die kleinste bei uns vorkommende Eulenart. Über seinen Bestand im Hülser Bruch wissen wir sehr gut Bescheid. Unser Mitglied Herbert Weges hat mit Hilfe von Klangattrappen die Brutpaare ermittelt. Der Besatz ist noch als relativ gut anzusehen. Dank unserer Kopfweiden! Einmal wurde auch eine künstliche Niströhre angenommen. In anderen Teilen des Bezirks sind es unser Kassierer Manfred Bister aus Fischeln und Helmut Sang aus Grefrath, die die Bestandserfassung betreiben.

Die AG Feuchtbiotope wird von Arno Schönfeld-Simon aus Boisheim betreut. Im Raum Krefeld ist es Frau Brigitte Roos, die sich um die Kartierung der noch vorhandenen Tümpel kümmert. Der erste Schritt für ein Biotopmanagement ist zunächst die Bestandserfassung, der zweite die Unterschutzstellung und der dritte Schritt die Renaturierung bestimmter Lebensräume. Es ist ein Gesetz der Evolution, daß jeder Lebensraum auch von den Lebewesen, die dort ihre besten Lebensbedingungen finden, besiedelt wird. Naturschutz kann heute niemals mehr nur bewahrender Naturschutz sein.

Unser 2. Vorsitzender Ludger Alofs aus Krefeld hatte sich 1977 mit der Krefelder Eisenbahn und verschiedenen Ämtern im Kreis und der Stadt wegen verbotenen Herbizideinsatzes (Unkrautvernichtung) an Böschungen und Wegrändern (§ 64 Landschaftsgesetz von Nordrhein-Westfalen) auseinandergesetzt. Diese Schlacht gegen eine zunächst nicht informierte (so die Auskunft eines der betroffenen Ämter)



Abb. 2. Vogelkundliche Wanderung der Jugendgruppe an der Hülser Burg



Abb. 3. Kopfweiden werden gepflanzt

Abb. 4. „Biotopmanagement“ im Feuchtgebiet Wachtendonk



Bürokratie hat praktisch bis 1981 unvermindert angehalten. Nach der Novellierung des Landschaftsgesetzes am 21. 5. 1980 ist die „chemische Sense“ ab 1. 1. 1981 auf nicht bewirtschafteten Flächen generell verboten.

Mit Datum vom 23. 1. 1978 verschickten wir ein Protestschreiben an Rat, Fraktionen, Verwaltung und an die Landesregierung. Es ging um die sogenannte nördliche Trasse der geplanten Nordtangente durch das Hülser Bruch. Mitunterzeichner waren: Verein Linker Niederrhein, Naturwissenschaftlicher Verein zu Krefeld, Niederrheinische Limnologische Gesellschaft, Katholische Arbeitnehmer-Bewegung Hüls und die Gesellschaft Rheinischer Ornithologen. Heute scheint auch der Stadtrat gegen eine solche Trassenführung zu sein, die von Professor Hiersche (Landschaftsverband Rheinland) vorgeschlagen wurde.

Im August 1978 erschien das erste Exemplar des Informationsblattes „Der Steinkauz“. Um unsere Mitglieder im Bezirksverband besser über lokale Aktivitäten informieren zu können, wird es seitdem zweimal bis dreimal im Jahr verschickt.

Am 2. 12. 1978 fand unter großer Beteiligung die Vertreterversammlung des Landes Nordrhein-Westfalen in der Bergschänke auf dem Hülser Berg statt. Dieser großartige Erfolg ist nicht zuletzt Herrn Maeger vom Amt für Stadtwerbung und dem Krefelder Verkehrsverein zu verdanken, die diese Tagung mit dem „Kommnach-Krefeld-Service“ unterstützten.

Der Vogel des Jahres 1979 war die Rauchschwalbe. Theo Schreurs schreibt in seinem Beitrag in „Der Niederrhein“ (1979): Sie hat auf der „Roten Liste“ heute noch keinen Stellenwert, aber Gefahr ist im Verzuge, daran ändern auch optimistisch gestimmte Berichte aus der Schweiz über kurzfristige Festigung der Besiedlungsdichte nichts. Warum sinkt seit vielen Jahren ständig die Besiedlungsdichte? In Hüls gibt es 40% weniger als vor 50 Jahren. Zu den eben angeführten tödlichen Bedrohungen (natürliche Verluste) treten die Modernisierung der Stallungen und Höfe, die Vernichtung der Fliegenheere durch Insektizide und überall schwindendes Nistmaterialangebot.

Die Jahreshauptversammlung fand am 9.3.1979 in Haus Blumenthal in Krefeld statt, wieder werbewirksam von Herrn Maeger unterstützt. Mitgliederstand am 1. 1. 1979: 462.

Der sibirische Winter hatte vielen Vögeln den Tod gebracht: ein natürlicher Ausleseprozeß, der durch die Regulationsmechanismen der Natur ohne weiteres wieder ausgeglichen wird, falls der Lebensraum noch intakt ist. So war in dem kalten Winter



1963 die Population der Schwanzmeisen im Hülser Bruch und darüber hinaus fast am gesamten Niederrhein erloschen. Einige Jahre später war die Besiedlungsdichte wieder erreicht. Problematisch wird es für die Vogelarten, die schon vom Aussterben bedroht sind und deren Ausfälle durch extreme Witterungseinflüsse nicht so leicht auszugleichen sind.

Volle drei Jahre dauerte es, bis wir unserer Zielvorstellung, unserem Schwerpunkt praktischer Naturschutzarbeit näherkommen konnten: Biotopschutz. Zwar hatten wir schon in 1976 und 1977 vergebliche Schritte getan, um ein ehemaliges Baggerloch in Krefeld am Steeger Dyk/Ecke Nieper Straße unter Schutz zu stellen, aber es mußte laut Auflagen des Auskiesungsvertrages der ursprünglichen Nutzung, das heißt der landwirtschaftlichen Produktion zugeführt werden. Wo damals in Krefeld der einzige Brutplatz von Flußregenpfeifer und Braunkehlchen sich befand, wächst heute Mais und Getreide und hilft, die teuersten Berge der Welt, nämlich die der landwirtschaftlichen Überproduktion, weiter zu erhöhen. Ausgelöscht ist dieser Rastplatz von Flußuferläufer, Schafstelze und anderen Vogelarten.

In Lobberich/Sassenfeld wurde uns ein etwas über 1 ha großes Feuchtgebiet von der Stadt Nettetal zum Kauf angeboten: ein erster Einstieg für den DBV, Feuchtgebiete zu gestalten. Im Sommer erfolgte eine Bestandsaufnahme durch den Arbeitskreis Natur und Heimat des Hülser Heimatvereins. Dr. Günther Friedrich erstellte die botanische Artenliste. Im Augenblick laufen noch die letzten Verkaufsverhandlungen mit einer Erbgemeinschaft.

Im Elmpter Bruch (Lüsekamp) an der holländischen Grenze wurde uns ein 53 ha großes Gelände eines aufgegebenen Bauernhofes angeboten. Wegen der Größe und Wichtigkeit des Projektes schalteten wir sofort unser Mitglied Herrn Hubatsch als Kreisnaturschutzbeauftragten sowie die Untere und Obere Landschaftsbehörde ein. Am 12. 8. 1979 fand die botanische Bestandserfassung durch den Verein Linker Niederrhein statt. Schon am 4. 10. 1979 wurde das gesamte Gebiet durch Verordnung des Regierungspräsidenten Düsseldorf unter Schutz gestellt, zunächst für 4 Jahre, und vom Land Nordrhein-Westfalen gekauft.

Der Vogel des Jahres 1980 war das Birkhuhn. Es steht auf der Roten Liste und ist in unserem Land vom Aussterben bedroht. Deutscher Jagdschutzverband und DBV wollen gemeinsame Anstrengungen unternehmen, um Lebensräume dieses Raufußhuhnes zu sichern und Wiedereinbürgerungen zu ermöglichen.

Die Jahreshauptversammlung fand am 1. 3. 1980 im Vortragssaal der Stadtbücherei Krefeld statt. Mitgliederstand am 1. 1. 1980: 596.

Unsere Anstrengungen um die Gestaltung von Lebensräumen wurden 1980 verstärkt fortgesetzt und brachten schöne Erfolge. In Grefrath-Grasheide pachteten wir zu nächst für 12 Jahre von einem Bauern ein Feuchtgebiet, die sogenannte Leeperswiese. Die Renaturierungsarbeiten werden noch sehr viel Geld und Arbeit erfordern.

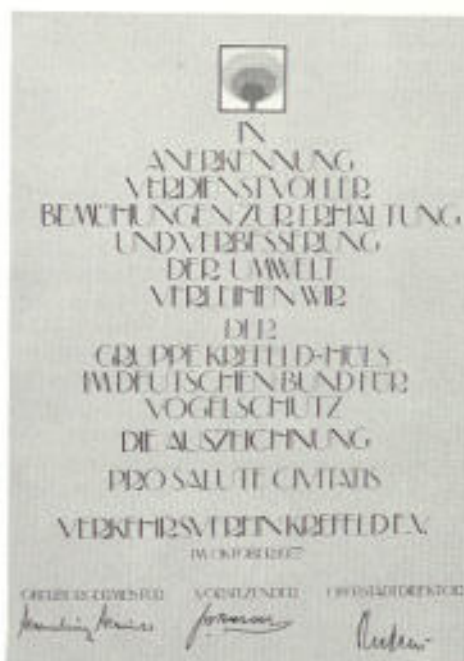


Abb. 5. Urkunde „Pro Salute Civitatis“

In Wachtendonk konnten wir durch die Vorarbeit unseres Mitgliedes Helmo Thier von der Gemeinde ein ca. 60000 m<sup>2</sup> großes Feuchtgebiet für 50 Jahre (bis zum Jahre 2030) pachten: Pachtzins pro Jahr 1 DM!

In Süchteln-Hagen können wir von der Stadt Viernsen ein weiteres Feuchtgebiet anpachten. Dort sind die Verhandlungen mit den Behörden noch nicht abgeschlossen. Dagegen sind die Verhandlungen mit der Stadt Krefeld über ein Feuchtgebiet am Egelsberg bereits von Erfolg gekrönt.

Unsere Jugendgruppe erbrachte ein schönes Beispiel für ein gelungenes Artenschutzprogramm. An der B 509 in der Nähe der Leuther Mühle wurde ein Kröten- und Lurchezaun errichtet und so während der Laichzeit Hunderte von Tieren vor dem Verkehrstod gerettet. Es mußte während

der Hauptwanderungszeit zu den Laichtümpeln sogar Nachtschicht eingelegt werden, um die sich in den eingegrabenen Eimern angesammelten Kröten zur anderen Straßenseite zu transportieren.

Ein Spiegelbild unseres falschen Naturverständnisses ist das Umfeld unserer meisten Schulen: viel Beton, noch mehr Asphalt, Monokulturen, wo man hinschaut. Daß die Entfremdung von der Natur hier unbewußt weiter gefördert wird, haben wir im DBV erkannt und starteten deshalb ein Programm zur Umgestaltung des Grüns an den Schulen. Die ersten Erfolge haben sich schon eingestellt. Hier vier Beispiele:

An der Hauptschule in Hüls, dort, wo sich vorher ein Allerwelts-Innengarten mit wenigen Pflanzenarten befand, pulsiert heute vielfältiges Leben in einem Wassergarten. Alles wurde von den Kindern unter der Anleitung von Frau Constanze Neumann und Herrn Jakob Kaiser gestaltet: ohne Kosten für einen Gartenarchitekten und ohne Kosten für teure, exotische, nicht in unsere Landschaft passende Gewächse.

Mit starker Unterstützung durch das DBV-Mitglied und Leiter der Hauptschule Hinsbeck, Herrn Weuthen, wurde dort ein Mischkulturengarten angelegt, der trotz der schlechten Bodenverhältnisse, aber dank der biologischen Arbeitsweise schon schönste Früchte erbrachte. Aus einem Rasen wurde mit Hilfe der Stadt Nettetal eine bunte Wiese mit 65 Arten. Ein Steingarten und eine Kräuterecke entstehen zur Zeit. Ein Feuchtbiotop ist in der Planung. Das alles wird betreut von unserem Jugendleiter und Biologielehrer Wolfgang Kaufmann aus Kempen.

An der Grundschule in St. Hubert laufen die Planungen für einen vielfältig gestalteten Garten. Dieses Projekt wird betreut von den Mitgliedern Frau Grütters und Herrn Ixfeld.

Am Montessori-Zentrum in Krefeld laufen ebenfalls Arbeiten in zwei Arbeitsgemeinschaften, deren Mitglieder einen Wassergarten und einen biologischen Garten erstellen. Hier sind die Herren de Faber aus Rheurdt und unser 2. Vorsitzender, Herr Ludger Alofs, die verantwortlichen Pädagogen.

Der DBV erhofft sich eine Signalwirkung von diesen Projekten: Von frühester Kindheit an müssen wir der kommenden Generation wieder Ehrfurcht und sorgfältiges Arbeiten mit dem Boden, den wir „Mutterboden“ nennen, lehren. Wenn wir dieses hohe pädagogische Ziel erreichen, werden wir wieder eine Beziehung zu unseren Mitgeschöpfen aufbauen können und nicht nur auf Ausbeutung oder Ausplünderung bedacht sein. Wir müssen in all unserem Tun zurückkehren auf das menschliche Maß.



Den Verantwortlichen für das öffentliche Grün in der Stadt und im Kreis muß bewußt werden, daß die Natur nicht nur grün ist, sondern daß unbedingt auch Braun- und Grautöne hineingehören. Ein Stück Ödland, von vielen Verantwortlichen als Unland abqualifiziert, treibt — noch — vielen gestandenen deutschen Forstbeamten die Tränen in die Augen ob des Verlustes an Waldfläche. Bei einer Diskussion um die Begrünung des Müllberges in Krefeld-Inrath war es für manchen Teilnehmer einfach unvorstellbar, einmal eine Teilfläche nicht aufzuforsten. Vom ökologischen Standpunkt her wäre „einfach liegenlassen“ viel sinnvoller, ganz zu schweigen von den zu sparenden Kosten für die Aufforstung und den Folgekosten. Auf dem Schuttberg, der jetzt zur Begrünung ansteht, haben der Naturwissenschaftliche Verein zu Krefeld und der DBV die Möglichkeit, eine Ruderalfläche zu gestalten dank des Entgegenkommens von Herrn Blauermeel, dem Leiter des städtischen Grünflächenamtes.

Das eintönige städtische Grün könnte aufgelockert werden durch das Anlegen von Wildblumenwiesen. Vielleicht sollte man hiermit in den Kleingartengeländen beginnen. Dies und das Schneiden von Kopfbäumen zum Beispiel wäre eine sinnvolle Aufgabe für die kommunalen Landschaftsgärtner während der Winterzeit, die dann vielfach mit dem Umgraben zwischen den Baum- und Strauchgruppen beschäftigt sind. Wir müssen ein dichtes Netz in Stadt und Kreis von kleinen ökologischen Regenerationszellen für Pflanzen und Tiere entwickeln.

Der Vogel des Jahres 1981 ist der Schwarzspecht, unsere größte heimische Spechtart. Unvergesslich werden allen Beteiligten die Erlebnisse im Buchenwald auf dem Hülser Berg sein, als wir auf den Wanderungen mit Theo Schreurs diesen herrlichen Vogel an seinen oval gezimmerten Höhlen beobachten konnten. Heute bewohnen Dohlen und Stare seine ehemalige Heimstatt.

Ganz schlecht erging es dem Schwarzspecht im Naturschutzgebiet Krickenbeck am Schrolik. Bei der Bewachung der Graureiherkolonie an den Wochenenden konnten wir ihn immer beobachten und bangten solange, bis die Jungen ausgeflogen waren. Erschüttert und erzürnt mußten wir eines Tages feststellen, daß mehrere der über 100jährigen Buchen gefällt waren, und damit wurde auch die Brutmöglichkeit für die Hohltaube, einer stark gefährdeten Vogelart, zerstört.

Unser Mitgliederbestand betrug am 1. 1. 1981 913 Personen. Bei der fünften Jahreshauptversammlung in Dülken am 28. 3. 1981 hatte er das erste Tausend schon weit überschritten.



Abb. 6. Arbeitsgemeinschaft im Biologischen Schulgarten der Hauptschule Nettetal-Hinsbeck

Seit dem 1. 1. 1981 ist der DBV in Nordrhein-Westfalen nach § 29 Bundesnaturschutzgesetz anerkannt. Ziel bleibt die Einführung des Verbandsklagerechts, wie es in einigen vergleichbaren Ländern schon länger praktiziert wird.

Schluß muß sein mit der längst überholten Vorstellung, Vogelschützer wären etwas

spinnerte Leute, die mit Fernglas bewaffnet, Futterglocke und Nistkasten unter dem Arm ihrer Passion nachgingen. Moderner Vogelschutz bedeutet Biotopmanagement. Die gesetzlichen Voraussetzungen sind geschaffen, nun gilt es, das Gesetz mit Leben zu erfüllen! Zum Wohle aller! Vielleicht ist es doch noch nicht zu spät!



Abb. 7. Schulwassergarten im Schulzentrum Hülse



# Mundart

## Na Huus

Noam dinn Læve we-i-e Wæg,  
Schlug òm dech sech weldem Bruus,  
Ens werr löit dech enne Stäer,  
Hell op dinne Wæg na Huus.

Wat dech lang verloare schi-en,  
Wörd dech dann noch ens jejæve.  
Oss da ma jett Jlöck ent Spi-el,  
Föngs dô Krun dou von dinn Læve.

Hannes Martens †, Kempen-St. Hubert

## Op Besük

Op emo-el jeet me dann wier dur die Stro-et  
wo-e de Eldere wonde, Nobbere on Vrönde  
on Kennes, die me längs verjeäte häd.  
Op emo-el, schint et, wörd de Schrett jet  
sennijer.

Me süüt de Kirk, wo-e me als Jong 't zannes  
song

— sue hät me körz ne-it mier jesonge —  
Do-e sind die Dörpels wo-e me drüever  
sprong

me kikt erüever, et sind angere Jonge,  
Dä Wi-ert, de Kirk teäjenü-ever, steet vür't  
Huus

Nou òs hån alt, me wenkt òm wie vür Jo-ere,  
Hån wenkt terük on süüt verwongert uut,  
Me kennt òm noch, hån òs sech ne-it en't  
Klo-ere.

On we-ijer jeet me all de Staziu-ene  
bös op de Kirkhoof on ook na de Scholl,  
Et sind Staziu-ene von verjeätene Jo-ere  
Me dait, dån Tied wüer duet, hån kräg blues  
jriese Ho-ere.

Theo Wierichs, Krefeld-Hüls

## Op dô Kirkhof

Op dô Kirkhof woar  
Ût jriës on fisselnaat.  
Die môt terliek jejange  
Woare fruh, wie  
Alles jehalde woar,  
On sò an dô Kaffendöesch  
Koame. En wärm Tass Kaffe.  
On, môt Schenk on Kies,  
Beleide Krentewäek.  
Die halde Liev on Siet  
Dösame. Dä Verteel,  
An alle Dösche, dà wist  
Wiet ent Læve.

Hannes Martens †, Kempen-St. Hubert

## Vi-ero-evend

Desen Doog wo-er ens wier wie enne  
Kruuk,  
op dem Bo-em jevalle on en Scherver ute-  
reenje-bro-eke  
ne-it mi-er tesame tesette.  
Nix òs verdig jewo-erde,  
jeddes Stök von den Doog  
kös ek vortschmiete,  
u-ene dat jet wälde.  
On ek had mech sue jemüt  
ömmen de du-en,  
wat jrad nöddig schi-en.  
Ävver de Stökker posse nei-t tesame.  
Denn Doog òs ne-it ronk jewo-erde,  
hån hät jenn Jeseech jekräje.  
Ek hei sue jeär  
wi-er ens enen Doog,  
denn ek ronk on verdig  
ut de Honk jeäve köös.

Theo Wierichs, Krefeld-Hüls

## Schenenlager

Schenen, körte, lange.  
Denn Kran breng sei.  
Dou legs sei Reih op Reih.  
Jeden Dag ach Stond  
Schenen, Schenen.

Dröums dou?  
Drägs dou ennen Koffer?  
Süs dou enen Zog,  
Sonn, Sand, blau Waater?

Denn Kran brems hatt.  
De Schenen schlonnt ut.  
Blut löp öwer dinn Gesech.  
Denn Krankenwagel kömp.  
Hei kann niet dur.  
Dor òs enn Lok.  
Mer leg dech op denn Tender.  
Blut mesch sech met Kohienstoff.  
Utgedrömp!

Aletta Eßer, Duisburg-Rheinhausen-Oestrum



# Theese Mari

von Jakob Engels (Mundart: Viersen)

Wäe kann sich op vandag noch enne Wenkel vüerstelle? Möt all si drenn on drömm? De Wenkelkes häue joe och neet mieh'r bestoehn könne, de Suppermäerte häue se och all lang dr Hols jebroeke, wat se op vandag och donnt. Wat woer dat duh noch jemütlich, wenn de Frau enjelle jing, möt dr Korv an dr Ärm, on möt angere Fraues jett klängere kuess. Maar nou, doe loope se möt enne isere Wagel lans de Reihe, krieje sich alles wat se nöddij on och neet hade. On dann mödde se sich noch von angere üever de Fööt fahre loete. Di Base von sonn Jrute Lades hadde sich dat klok utjedelt, sue et Denge anbienne teloete. Wenn de Mensche nou dat Denge all sue möngkesmoet anjeböene krie on förr Oge ligge hadde, dann wörd emmer mieh'r jellolle, als wi et Portemonee lie kann. On dat send de Fraues dann emmer ersch, wenn se tehus de Jrosches noetälle. Maar, doe well ich joe jar neet von vertälle, ich woll von Mari sinne Wenkel kalle.

Ersch jonnt wörr lans de Bäek, dr Pad eronger, woe Mari sinne Wenkel ligge hät. Reits von de Huusdüer ös et Klömpkesfenster, möt allerlei Zoerte Söotes drenn. E Jlas möt Zockerstange möt rue on wette Stripe, wette, rue on jäele Mannabrocke, Dauerlutscher, Veiches- on Salmiakpastillkes on jottweetneetwat för angert Schnuppende. Lenks von de Düer woer nou e jett jrödder Fenster, och möt Jläeser. Wat woer doe neet alles drenn: Drummele, Kölsche, Jrute on Kleene. Steenere, Jlasere, alle Zoerte on Klüere. Et Schönste woere joe di decke Jlasere möt di selvere Schöppkes drenn. Pölverkes, Käckerde, Radauplätsches, on sonne angere Düvelskroem, ävver mar en däre Tid, woe se jebruggt woerde, stonge och en de Jläeser eröm. An de Sie von de Rahme hongke op e paar Näejel: Muuse-, Rotte- on Möschefalle. Dr Muuseweet woer en Dösskes möt enne toue Deckel dropp.

Ich jlv, dat woer et, wat noch en et Fenster stong.

Förr de Huusdüer loeg emmer enne naate, alde Zockersock. Ov man nou woll, off neet, doe joev et bei Mari niks andersch: ersch muesse sich de drecksije Fööt dran avjeputz werde. On dann an de Schell trecke. Nou kuess man en et Huus erenn komme. An en angere Düer woer och en Klemp dran. Woerd di jetrocke, dann wuess Mari: aha, doe kömb lemes! Had Mari nou ersch noch jett teduen, dann lueret et ersch ens duer et Rähmke en de Düer. Woer et nou enne Bekennende, däre doe stong, dann had Mari Tid jenoch. En däre Tid kuess man sich nou möt Rauh en et Wenkelke ömkike.

Dr Rük nou, stong et Petroleumsaat treck näeven de Düer. Möt en Hondpomp, emmer heier on jönder, pomp et Mari en et Jlasere Mot nou suevöll Steenoeling, wi de Lüh hadde wollete: enne Schobbe, e Häleffe, och all ens enne Litter. Wenn dr Schuum von dr Petroleum sich nou jesotte ha, meek Mari et Kränche op, on leet dr Steenoeling en et Tötsche ovv en de Kruuk loope. Et woer joe nou och neet mar dr Rük von dr Petroleum, däre duer et Wenkelke trock, nä, et woer och dr Rük von dr Prümtebock, echte Hanewacker, däre en e erde Döppe, treck näeven et Faat op de Teek stong. Twie Saakes, die stonke verdroge sich och jot. En e Döppe had Mari dr "Stiff") drenn, dönne, op Röllkes jerollt, on decke, op enne Knoop jedrett. En et Döppe stong emmer en jrute hölttere Joffel, woe Mari dr Stiff möt ut et Döppe kriej on en e Papirke endrienet. Koem öm jett von dat fise Tüüch an de Fengere, dann woerde di an dr linne Schlomm<sup>2)</sup> avjerieve. Mari woer neet sue pingelij, de Lüh och neet.

Joe, on wat stong neet noch alles op de Teek? Ersch de Woog, dann e Käske möt de

Jeweitsteen, kuepere on isere. Op de bütterschte Eck von de Teek stong enne Fleejekoess on en Fleejeklock. Dr bönnerschte Rond von de Klock woer noe bönn ömjeböjj on en de Röngde stong emmer avjstange Beier. Feele nou de Fleeje doe drenn, dann versoepe se. Dat woer förr de Fleeje op de Teek, di doe joe niks verloere hade. An de Deck hongke de Fleejefänger, Papierstripe, voll Fleejellim jestrieke. Sott sich doe nou en Fleej dropp, dann bliev se möt de Been ovv de Flüejele dran kläeve on koem neet mieh'r drvon. Dat Jesumms von denne, dat hüeret Mari all neet mieh'r. Üever de Teek had Mari enne Bolk möt Bloese, e paar Wüersch, effe Bloot- on Läeverwüersch, av on tou och all ens enne kleene Schenkebetel<sup>3)</sup>, schuen drüjj, hange. Mari verkout neet jær Fettijkeete, ävver de Lüh wollete et mötonger hadde. Henne Will breit öm dat Denge, häe woennet e bettsche avjelüejje, on de Lüh woere döks te fuul, öm dat Schmetzwäggske drher teloope.

Nou möt örr och wiete, dat Theese Mari e klee Wivvke woer, dröm had et sich en Plonk op e paar Steen jeleit, dat et jett jrödder woer on och an alles dran komme küess. Etter sinne Röck had Mari e Dengk, wi enne Koess stoehn, onge Trecke on boeve Schaper drenn. Op de Schaper had et nou all et kleene Denge stoehn: Döskes möt jett drenn. Röllkes, Päckskes, Fläschkes on sue. En de Fläschkes verköpp et feine Oeling on völl Zoerte Fussel. En de Duese woere nou Kruutnäejel<sup>4)</sup>, Beschoetnüt<sup>5)</sup>, Kruutnagelsjerie<sup>6)</sup>, Beschüte<sup>7)</sup>, Lobberbläer, Fenneskestie<sup>8)</sup>, Hosskook<sup>9)</sup>, Wurmhöttches<sup>10)</sup>, kott on jot, et woer enne reide Kroemlade, möt alles drenn!

Op et böeverschte Schap stong si Hellijdoom, en Dues möt Kaffeebonne. Maar, doevon jelicke!



En de Schoeter onge had et drenn: Erte, Bonne, Mäehl, Riis, Jersch, Soet<sup>1)</sup>, Zocker, Knüppkes on Stampzocker, en Päckskes woer dr Flüejelkeskaffe<sup>2)</sup> on och de Zockerei<sup>3)</sup>.

Op de angere Si von de Stuevedüer had et dat selve Jestähl stoehn. Wat loeg doe neet alles dropp! Och Tebockspäckskes, Kipekerri, Bönninger AB, jroewe on Feinschnitt on, on, on.

Et Döppe möt enjemäckde Herringe, selvs enjemäckde, sätt et emmer, steht op enne Schrag<sup>4)</sup>. Jottjoe, wat ös dat all enne Tid verlie, woe dr Herring noch enne Jrosche koesset. Wäe nou noch enne Läepel Krotte<sup>5)</sup> drbei hadde woll, muess twie Penning mieh räeve.

Et meek Mari niks ut, dat de Kruutdöppes näeven de Herringe stonge. Och de Koppes-tonn stong näeven de Herringe. Möt et Drutkrije von Koppes on Herringe had Mari emmer völl Möih, wäejen dat et jett kott jeroene woer, kühmet et emmer, wi e oet Perd. Wat woerd et emmer kwoet, wenn de Kenger förr enne Jroschen off twie Muehrekruut hoele koeme. On wat woer dat dich emmer enne Ärbett möt dāe jruete Läepel, möt dat rongkdriene, dat et Kruut op dr Läepel bliev on och perzis en dat enge Döppke leep.

Jonz onge op dr Boem loege nou de Klompe, jruete on kleene, Bocköffe on bonkbemollde Hollänger. De Klompereeme, de Schonnreeme, de Suupebessemkes, kleene Schönbüerschelkes, Lompefäejer on de Schwämm. Op e Schap loeg et emmer, wi Kruut on Röbbde duereen. Schwott, wett on blau Lenk, wette on rue Lemmede on Weeke<sup>6)</sup>, Lompejäeser, kleene on jruete, och möt rong Büük. Tafele möt Jrefele, Tafele möt een on och möt veier Linnije, op de Röcksi möt Päckskes, Teekenbläer on Rootkoehle, Twööm<sup>7)</sup> förr et jeteekende utteputze, alles, wat de Kenger en de Schuel nöddij hade.

On och Spieldenge had Mari. Dat verkout et förr dāe aue Thürlings förr Joddesluehn, wi et sätt! Wengkvüejel, Pemperkes<sup>8)</sup>, Koerdes, Wengkmühles, Kneckerdümmkes<sup>9)</sup>, posteline Pöbbkes, Höppestennkes, bonkte Färves, on wat weet ich all noch. Nou mot ich neet de Döpp verjāete, di Mari förr de Jonges had! Kruutkömpkes, Müüs, Flitzer on sue. Och Schmeckekörtsches kuess man bei öm hadde. De Fuehrüh ut de Nobberschaff haue derr völl nödj.

Öm noch ens op dat Luerrähmke tröck tekomme en de Stuevedüer. Dat woer doe förr de Hauptaak, dat Mari de Börschkes beluere kuess, wenn di alleen en dr Lade woere, dat se öm niks klāue dinge. Die Börschkes had et op dr Kikert, di mar neet öm de Klömpkes, nā, och de Schmeckekörtsches klāuete.

Mari huschelet och möt Töote on Krüük, on steenere on bläekere Kanne. De meeste hade och e Schnüttsche on enne Deckel dropp. Woe de Lüh noch kenne Steenoeling brukete, doe brennete se Käerze. Och di had Mari op Lager, ävver, mar een Zoert, dat woeren decke on lange Stömp, di sinne Tid brennete; dröm jinge se, wi jeschnie Bruet. Förr de Männ had et och emmer erde Mütz jereet, kromme on jrade. Av on tou kuesse se och Kävelsche Mütz bei öm hadde möt e Modderjoddesbeld dropp. Dat kuesse de Männer dann bruun rooke.

Mostert meek Mari selver, an dr sinne doe kuess et Mostertmännke neet tippe, wi et emmer sätt.

Jottjoe, wat had et neet noch alles en dr Wenkel: Pottlue en hölttere Duese, woe man drop späue muess, dat se week woerd. Putzpomad förr et kuepere Denge te putze, Patentbockseknööp, Hoerschleife förr de Mäedsches, bonk, wi en Elster, Wolljare, Streckjare, Niehjare, Niehhööt, Spelte, on, on, on. Neet te verjāete: Affalljare förr de Mäedsches had et emmer doe. Doe meeke sich de Mäedsches op e Niehjareröllke bonkte Züjel, förr Perd tespiele von.

Joe, on nou fällt mich allwerr en, dat ich von Mari sinne Kaffe kalle woll. Wi dr Kaffe rar on hell düer woer, duh dronke och Mari on sinne Mensch mar Flüejelkeskaffe off Zockerei. On dat se av on tou och ens e jot Bönnsche drenke wusse, had et sich jet utjeklock. Et woer bei et utwije von Kaffebonne hei on doe neet jonz iehrlich, wat deet man neet alles. öm och ens en joe Tass Kaffe te hadde! Wenn sich nou en Frau fifzij Jramm offe e Vierdel Kaffe bei öm jellet, dann trock et en jruete Bloes von dr Bolk av, riet dāe böeverschte Deel drvon on behael noch en zemlik jruete Spetz drvon üever. On en di wijjet et nou dat Moet Kaffe av. Dat dat nou neet jonz iehrlik woer, dat ding Mari neet wieh. Bei dat klängere feel et och de Freu neet op, dat möt di jruete Bloes. Had et dat e paar Kiehre jefuck, dann woer förr öm on sinne Mensch e jot Köppke doel

On dann had et noch en fise Anjewennde an sich: koeme Kenger Knüppkeszocker hoele, dann jing dat werr möt di jruete Bloes. On dann wijjet et och hiel nāu, Zocker woer duh och neet bellij. Öm et nou jonz akkerat temake, dat et sich kenne Schaa anding, biet et dann e Stöckske Zocker en dr Mongk duer on leit dann dat duerjebiete Knüppke en de Bloes.

Om dāe Tid woer et en et Hollānsch noch neet sue düer on rar, doe jellet et och av on tou all ens jett von enne Schmüchler, di et jot kennet. Möt enne joe Opschlag, breit et dann di War onger de Lüh. On de Lüh jole öm dat Denge av.

Mari sinne Mensch, dat woer nou enne Ris von enne Kerrl, möt e Paar Scholdere, wi

enne Kleierkoess. De Lüh kuesse neet verstoehn, wi et an sonne Mensch komme woer, on örrer Mensch an sue e klee Wivvke. On en dāe Tid woer hāe och ens üever de Pöehl<sup>10)</sup> jejange. Ich mot nou drbei sage, bei sin Jrodde woer hāe e klee Pinke erfällij.

On, wi hāe later sätt, hade öm de „Maschatscheese“<sup>11)</sup> niks avjenoehme, hāe had joe och mar enne kleene „Klömpkeswegg“<sup>12)</sup> bei sich jehad, on dāe had hāe joe möt-brenge dörf. Maar, hāe woer ävver neet ömmesöös üever de Pöehl jewäss. Dat kuess man zangendags siehn.

An dr Bolk üever de Teek doe hongke nou twie lange, decke Schenkewüersche. On Mari hät se, förr düer Jeld an de Konschaff verhuscheit. Ersch völl later hadde se Mari sinne Mensch ens jefrogg, wi hāe dat möt di Wüersch jemäck hāu, dat se öm di neet avjenoeme hāue. Hāe tuppet sich ens an dr Kopp on sätt: Ich bön twiemoel siele! Ich habb se an de Been foessjebonge jehad on de Boks drüever jetrocke! Wat ich von di Wüersch jlov, dat et dat ös, dat se von Juddebell ut Viersche woere! Se woere vlieits von enne Vierscher noe et Hollānsch jebreit woerde, on doe als Schenkewüersch an de Prüsse<sup>13)</sup> verkout woerde.

Dat woer et nou von Thesee Mari on sinne Wenkel. Mari ös duet, dr Wenkel avjebroeke, on op demm sin Platz steht nou e jruet Wuehnhuus. On wi dat sue ös: Mari ös komme, woer op de Erd kenne Engel, och kenne jruete Bengel, et woer enne Mensch, wi jedder angere och. Wāe wöllt nou sage: Ich bön angersch? Mari woer enne Mensch ut sinne Tid, on läevet, wi öm de Tid jebone had.

#### Anmerkungen

- 1) Kautabak
- 2) Schürze
- 3) Schinkenstück
- 4) Nelken
- 5) Muskatnüsse
- 6) Nelkengewürz
- 7) Zwieback
- 8) Fencheltee
- 9) Lakritz
- 10) Mittel gegen Würmer
- 11) Salz
- 12) Malzkaffee
- 13) Zichorien
- 14) Schmel
- 15) Rote Beete
- 16) Dochte
- 17) Zunder, Schwamm
- 18) kleine Windvögel
- 19) Stehauf-Männchen
- 20) Grenze
- 21) holländischer Grenzbeamter
- 22) süßes Weißbrot
- 23) Preußen



# Über das Auffinden von historischen Grenzsteinen

von Georg Opdenberg

Dieser Bericht erhebt keinen Anspruch auf Objektivität, sondern stellt eine Bestandsaufnahme meiner subjektiven Eindrücke, Überlegungen und Gedanken dar, die sich mir durch den persönlichen Umgang mit alten Grenzsteinen aufdrängten. Das Aufsuchen von Grenzen setzt ein Einfühlen in die Landschaft und die Denkweise des „Geometers“, besonders bei der Verwendung von alten Vermessungsunterlagen, voraus.

Mit Fortschreiten der Grenzherstellung entsteht in Gedanken wieder der Zustand der Landschaft, der zur Zeit der Katasteraufnahme (um 1830) geherrscht hatte. Man „weiß“, wo der Wald oder ein Busch stand, erkennt die langen zugeschütteten Gräben wieder und weiß sich vielleicht auf einem Weg, der schon zu Napoleons Zeiten diesen Verlauf hatte. Helle Flächen in einem Acker sind die letzten Zeugen von einem Bauernhof, der in der Karte noch mit den verschiedensten Gebäuden und einem umgebenden Graben dargestellt ist, und Rietgras in flachen Senken sind die Überreste von Teichen.

Dies sind zu einem Teil die Gründe, die zu einem „persönlichen Verhältnis“ zu den Grenzsteinen in einer solcherart „erkannten“ Landschaft führen, zum anderen das Gefühl, in dieser Landschaft aufgewachsen zu sein und das Wissen um die Vorfahren, die hier gelebt und gearbeitet haben.

Hieraus resultiert auch die Beschreibung von ausschließlich auf Krefelder Gebiet gefundenen Grenzsteinen. Ebenso wurden hoheitliche Steine nicht weiter beachtet (zum Beispiel die der Grenzziehung von 1726), die schon bekannt waren und publiziert wurden (Vermessungsdirektor Spelten in: Die Heimat 1924 und 1925, W. Kieselstein in: Die Heimat 1954). Um an der bewußt gewollten Subjektivität des Berichtes keinen Zweifel zu lassen, werde ich ihn nun in der „Ich-Form“ fortführen.

## Erstes „Sehen“ von Grenzsteinen

Im Sommer und Herbst 1976 führte ich eine Neuvermessung von Teilen der Flur 4 in Oppum durch. Von Ausnahmen abgese-

hen, diente mir als Unterlage die Urvermessung der Katasteraufnahme vom 17., 19. und 21. Juli 1830 durch den Geometer Zimmermann. Ein glücklicher Umstand war, daß sich die Landschaft im Vermessungsgebiet in den mehr als 150 Jahren wenig verändert hatte. Alte Flußterrassen und kleine Böschungen zwischen den Äckern waren noch vorhanden und boten so die Möglichkeit, einen großen Teil der ursprünglichen Vermarkung wiederzufinden. Trotzdem war ich beeindruckt, als ich den ersten Grenzstein der Urmessung, einen kopfgroßen Kiesel, mit Hilfe von umgerechneten Rutenmaßen fand.

Seine Rechtmäßigkeit wurde durch das Auffinden der Zeugen, dreier unterirdischer, hühnereigroßer Kieselsteine, bestätigt. Die Existenz solcher Zeugen, die ein Dreieck bildeten, kannte ich bisher nur vom Hörensagen, und jetzt begann mir plötzlich die Zeitspanne bewußt zu werden, die seit dem „In-die-Erde-Legen“ der drei Kieselsteine vergangen war. Dieser Akt des Aufsuchens und Findens, der sich mehrfach wiederholte, beschäftigte mich so sehr, daß ich begann, ihn fotografisch festzuhalten (Abb. 1) und später auch künstlerisch zu verarbeiten.

Ein besonderer Umstand war dabei die Tatsache, daß ich oft schon nach wenigen Tagen nicht mehr wußte, welchen Stein ich nun an welcher Stelle gefunden hatte, und ob es sich überhaupt um einen Grenzstein oder um einen „einfachen“ Feldstein handelte, der jetzt auf diesem Haufen lag, den die ausgewechselten und in der Nachbarschaft liegenden Steine bildeten. Hier zeigte sich, daß nichts mehr diesen Stein als ehemaligen Grenzstein auswies, von meinem Wissen abgesehen.

Dies aber rührte daher, daß ich ihn auf seinem durch Maße bestimmten Platz gefunden hatte. Seine Bedeutung als Grenzstein, die in gewisser Weise die einer Urkunde ist, beruht also nur darauf, sich an dem ihm bestimmten Platz zu befinden. Wenige Zentimeter von diesem Ort entfernt ist die steinerne Urkunde nur ein Stein. Das gleiche trifft in vielleicht noch größerem Maße für die Kieselsteine als Zeugen zu. Ihren hohen Stellenwert hatten diese Kiesel- und Feld-

steine also nur durch die Übereinkunft der Grenzanlieger. In der Folge begann ich darüber nachzudenken, wer die Landvermesser waren, die diese Steine als Grenzsteine setzten, was das für Grundstückseigentümer waren, die diese Steine als Grenzmarken anerkannten und in welcher Form und auch, wie das Wissen um die Grenzen über fünf Generationen weitergegeben wurde.

Behaftet mit diesen Gedanken, sah ich im Winter des gleichen Jahres auch zum erstenmal die Bruchstücke von Tongefäßen und mehrere Scherben, die mehr oder minder häufig auf allen Äckern verstreut liegen. Neugierig geworden, steckte ich alle, die mir ins Auge fielen, in die Jackentasche und stellte bei einer späteren Durchsicht fest, daß sie durchgehend bis ins 16. Jahrhundert zurückreichten. Hier wurde mir wieder plötzlich deutlich, daß ich mich am Ende oder in der Mitte einer Kette von Menschen bewegte, die auf diesem Acker gearbeitet und gelebt haben.

Dieses Aufsuchen von Scherben sollte mich später noch lange Zeit beschäftigen.

Das Fehlen natürlicher Steinvorkommen führte dazu, daß in vielen Fällen Werksteinstücke von abgebrochenen Häusern, wie Fensterbänke, Türstürze und Gebäudesimse, als unverwerliche Grenzmarken verwandt wurden. In einem Fall sogar ergaben drei verschiedene Grenzsteine zusammengesetzt die linke Seite eines Grabsteines aus dem 18. Jahrhundert, der nicht fertiggestellt worden war. Hier zeigt sich noch deutlicher die notwendige Bindung an den Ort, um diese „Objekte“ als Grenzsteine zu identifizieren. Der unbeteiligte Zuschauer sieht nur einen Feldstein, der der Form und Bearbeitung nach vielleicht Teil eines Gebäudes war. Die zeitweilige Bedeutung als „Dokument“ bleibt verborgen.

Den ersten Grenzstein mit Schriftzeichen, den Initialen KP registrierte ich als Kuriosum, fotografierte ihn und markierte den Fundort im Feldbuch.

Monate später fand ich ebenfalls in Oppum Flur 4 nacheinander sechs gleichartig be-





Abb. 1. Grenzsteine der Urmessung in der Gemarkung Oppum Flur 4 in ihrer unterirdischen Sicherung





hauene Grenzsteine, die auf der Stirnseite des tonnenförmigen Kopfes folgende Schriftzeichen aufweisen:

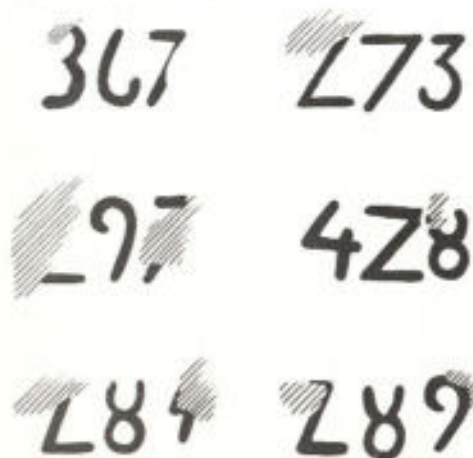


Abb. 2. Schriftzeichen auf Grenzsteinen aus Oppum Flur 4

Ohne eine bestimmte, in die Zukunft gerichtete Absicht, sondern mehr aus Freude über die ungewöhnlichen Zeichen, fertigte ich von allen einen Abrieb (Frottage) an. Mit einfachen Mitteln (Papier und Bleistift) erhielt ich so objektive (?) Abzeichnungen der Steine mit allen Zufälligkeiten, wie Kratzer, herausgebrochene Stücke und anderes, was aber einen intensiven Kontakt mit den Fundstücken voraussetzte. Ich mußte die Steine „begreifen“. Im Gegensatz zu den zuerst entdeckten waren diese beschrifteten Grenzsteine aber mit einer Fülle, für mich jedoch nicht auf Anhieb zu entschlüsselnden Informationen ausgestattet. Trotzdem war nun die Möglichkeit gegeben, etwas über die ursprünglichen Besitzer, über die Beweggründe der Aufrichtung der Steine und die Zeitumstände zu erfahren.

Aus den Unterlagen war zu ersehen, daß diese Steine 1906 von dem Landmesser Matthias Hannen gesetzt worden waren. Da diese unmöglich so jung sein konnten, mußten sie aus den gleichen Gründen wie die Architekturfragmente entgegen ihrer früheren Bestimmung wiederverwendet worden sein. Das anschließende Gelände war bis in das 19. Jahrhundert hinein ein zusammenhängender Wald und wurde durch die französische Forstverwaltung aufgeteilt (G. Rotthoff, — in: Die Heimat 1976, S. 108). Daher dachte ich an eine ursprüngliche Verwendung als Jagensteine. Da mir keiner die Bedeutung oder Herkunft der „beschrifteten Grenzsteine“ sicher nennen konnte, vielmehr deren Vorhandensein von den Berufskollegen bezweifelt wurde, achtete ich nunmehr auf ungewöhnlich aussehende Grenzsteine und untersuchte sie von allen Seiten.

Innerhalb weniger Monate fand ich mehr als 20 Exemplare, die mit den unterschied-

lichsten Zeichen versehen waren. Um den Überblick zu behalten wurde eine Katalogisierung, auch im Hinblick auf eine spätere Auswertung, immer wichtiger. Mehr aus gefühlsmäßigen als aus rationalen Gründen wollte ich die Grenzdokumente an den ihnen zugewiesenen Plätzen belassen, für die sie ja im Grunde geschaffen waren, jedoch mit dem Erfolg, daß sie schon oft wenige Monate später ausgepflügt oder dem Straßen- und Hausbau zum Opfer gefallen waren.

Zwischenzeitlich gelang mir mit Hilfe der Heimatforscher in einigen Fällen eine Datierung und Deutung der Initialen.

Da sich mein Augenmerk auf bearbeitete Steine richtete, fiel mir erst sehr spät und mehr zufällig auf, daß auch in Basaltsäulen Zahlen und Buchstaben eingemeißelt oder geritzt waren. Auch diese Gruppe „beschrifteter Grenzsteine“ wuchs innerhalb kurzer Zeit auf fast 20 Exemplare an.

Durch die Erfolge überzeugt, begannen nun auch meine Kollegen Interesse zu zeigen und halfen mit Hinweisen, Ausfüllen der verbesserten Karteikarten und Überlassung der Einmessungsskizzen, „meine Sammlung“ zu vergrößern. Der größte Teil der Steine ist in der Zeit vor 1850 anzusiedeln und unterscheidet sich stark in Form und Material sowie in der Bearbeitung und Beschriftung. Daher ist die Verwendung von gekennzeichneten Grenzsteinen meines Erachtens in allen Bevölkerungsschichten, die Grund besaßen, üblich gewesen, bei den reichen Fabrikantenfamilien (de Greiff, Schumacher, Jentges) ebenso wie in den Kirchengemeinden (Kempen, Fischein), bei den Honschaften (Benrad) und den Bauern. Je nach Geldbeutel bearbeitete man die Steine selbst



Abb. 3. Grenzstein von Jakob Müllers, 1698, Hüls

oder ließ sie anfertigen, reichte die Ausführung von großen, sorgfältig behauenen Werksteinen und mustergültiger Beschriftung bis zu notdürftig zugerichteten Bruchsteinen mit eingeritzten Zeichen.

Eine wissenschaftliche Untersuchung über die genaue Herkunft, den ursprünglichen Standort sowie die tatsächliche Verbreitung der Steine und die Gründe für die Herstellung steht noch aus. Die bisherigen Funde und ebenso ihre Verteilung sind zufällig, eine systematische Suche ist aus verschiedenen Gründen fast unmöglich.

Für mich haben diese Steine mit der Zeit die Bedeutung von kleinen Denkmälern erhalten, um die zu kümmern es sich lohnt. Sie sind oft nicht mehr am angestammten Ort, sondern zweckentfremdet als Prellstein in einer Toreinfahrt oder hinter dem Tor als Stoppstein zu finden, sogar als Gewicht für das Sauerkrautfaß. Hier aber liegen sie immer noch besser als auf den Schuttkippen oder in Grabenauffüllungen, denn es sind Kulturdenkmäler, wenn man etwas Phantasie und offene Augen besitzt.

## Nachtrag

Für diejenigen, die es ebenfalls für notwendig erachten, derartige Denkmäler zu erfassen und zu erhalten, folgen nun noch einige Hinweise über meine Arbeitsweise. Diese möchte ich jedoch nur als Anregung verstanden wissen, die jeder nach seinen Vorstellungen und Möglichkeiten verändern sollte.

Wenn ich einen beschrifteten Grenzstein finde, fertige ich als erstes einen Abrieb (Abb. 3) der Beschriftung an (benötigt werden dazu Papier und Bleistift, Zeit etwa 2 bis 3 Minuten) und markiere den Fundort im Vermessungsriß.

Zu Hause bekommt dieser Stein eine vierstellige Nummer (s. Abb. 4), die sich zusammensetzt aus:

an 1. Stelle die Art der Beschriftung (zum Beispiel) 1 = Initiale, 4 = Zeichen mit Initiale, 7 = Zahlen),

an 2. und 3. Stelle die laufende Nummerierung in der Reihenfolge der Auffindung,

an 4. Stelle die Anzahl der bisher von dem jeweiligen Typ gleichartig gefundenen Exemplare.

Unter dieser Ordnungsnummer werden die Unterlagen abgeheftet und der Fundort in einer Übersichtskarte (1 : 25 000) eingetragen. Außerdem fotografiere ich den Stein, ermittle seine genaue Größe und übertrage die ermittelten Daten auf eine Karteikarte.

Erste Hinweise auf den ehemaligen Besitzer habe ich bis dahin in einzelnen Fällen schon aus alten Unterlagen ermittelt.



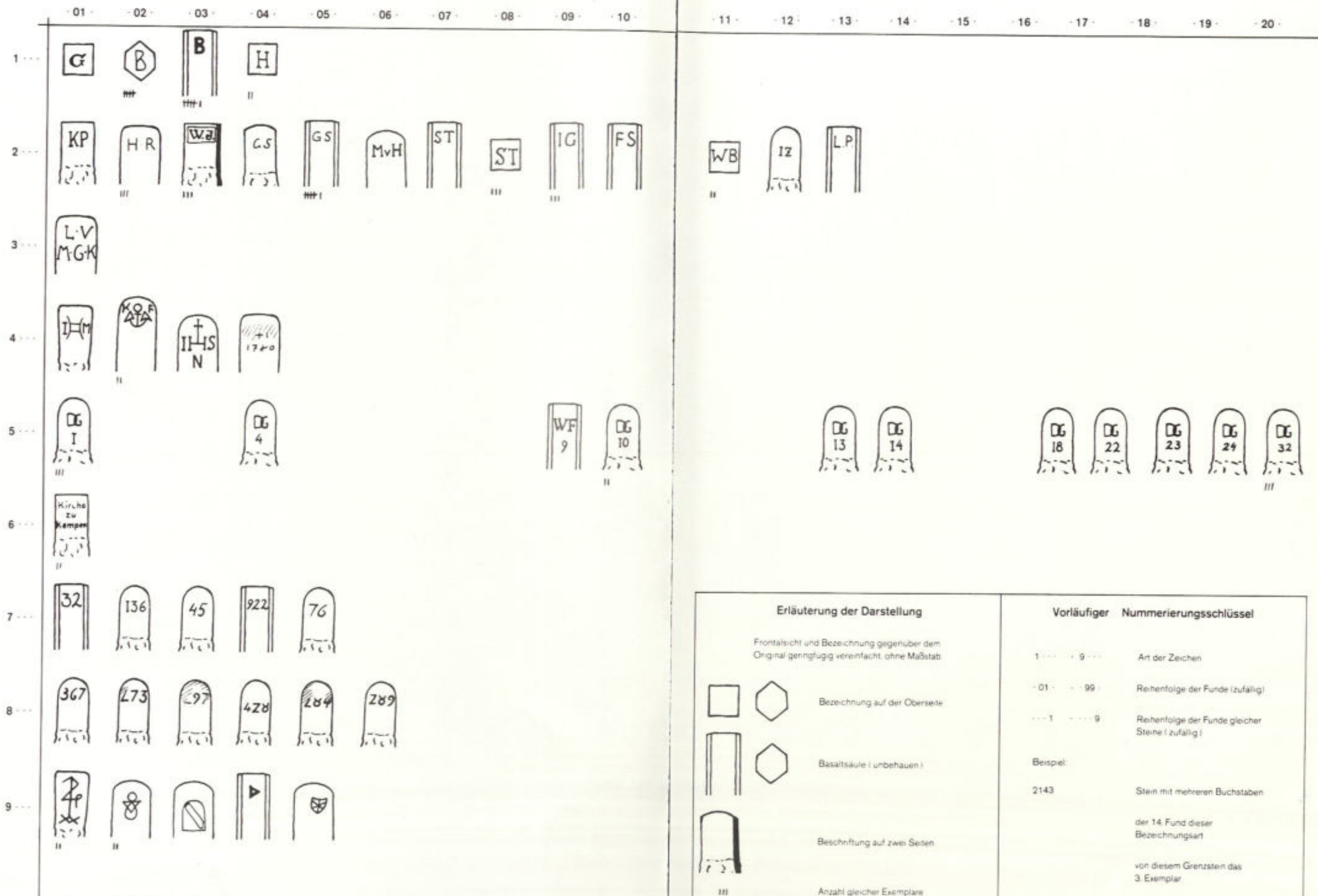


Abb. 4. Schlüssel zur Ermittlung der vorläufigen Ordnungsnummer; Stand: September 1981

Erläuterung der Darstellung		Vorläufiger Nummerierungsschlüssel	
Frontalsicht und Bezeichnung gegenüber dem Original genüßig vereinfacht, ohne Maßstab			
		1 ... 9 ...	Art der Zeichen
		01 ... 99	Reihenfolge der Funde (zufällig)
		... 1 ... 9	Reihenfolge der Funde gleicher Steine (zufällig)
		Beispiel:	
		2143	Stein mit mehreren Buchstaben
			der 14. Fund dieser Bezeichnungsart
			von diesem Grenzstein das 3. Exemplar
		III	Anzahl gleicher Exemplare



# Waren bereits im ersten Jahrhundert Christen am Niederrhein?

von Paul Stüben

Seit mehreren Jahren sind archäologische Wissenschaftler damit beschäftigt, eine Terra-sigillata-Scherbe, auch römisches Porzellan genannt, auszuwerten. Nach Auskunft mehrerer Universitätsinstitute sind auf der Scherbe aramäische Schriftzeichen eingeritzt, eine dem Hebräischen verwandte Schrift, die zur Zeit Jesu von den Juden in Judäa benutzt wurde und als Volkssprache Syriens galt<sup>1)</sup>. Der Fundort der Scherbe liegt in der Nähe des Krefelder Rheinhafens: Nach den Untersuchungen des Rheinischen Landesmuseums Bonn, stammt die Terra-sigillata-Scherbe von einer Schüssel aus den mittelgallischen Töpferbetrieben von La Graufesenque, die im 1. Jahrhundert hergestellt worden ist.

Bei der Betrachtung der Zusammenhänge liegt der Schluß nahe, daß bereits im ersten Jahrhundert Juden in Gellep bei Krefeld, dem römischen Gelduba, gelebt haben müssen. Nach der Zerstörung Jerusalems und des Tempels im Jahre 70 n. Chr. durch Titus, dem Sohn des römischen Kaisers Vespasianus, wurden die aus Judäa rekrutierten Provinzialtruppen außer Landes (Judäa) verlegt<sup>2)</sup>.

Aus der zentralen Schriftlage und den Kratzspuren an der Bruchstelle ist zu schließen, daß die Schrift auf der Scherbe und nicht auf dem ursprünglichen intakten Gefäß eingeritzt worden ist. Diese Aussage wird unterstrichen durch die Anordnung der Buchstaben, die zum Gefäßrand hin verläuft. Das unzerstörte Gefäß hätte man auf den Kopf stellen müssen, um die Schrift lesen zu können.

Aus Mangel an anderen Schriftträgern muß der Schreiber die Scherbe benutzt haben. Zerschlug er möglicherweise sein eigenes Gefäß? Für wen war die Nachricht bestimmt? Für einen Kameraden im gleichen Kastell? Warum schrieb er aramäisch? War er der lateinischen Schrift (noch) nicht mächtig? Oder sollte verhindert werden,



Abb. 1. Terra-sigillata-Scherbe mit mit aramäischen Schriftzeichen aus Krefeld-Gellep

daß nicht zur Gemeinschaft gehörende Personen die Botschaft lesen? Die Lösung dieser Fragen deutet sich an im Inhalt der Schrift selbst.

Nach dem derzeitigen Wissensstand ergeben die schriftlichen Mitteilungen neue und bedeutende Erkenntnisse christlicher Kirchengeschichte.

Die erste Zeile lautet BRSMY und ist die Bezeichnung für einen Personennamen; dieser lautet Bar Simia oder Bar-Samia<sup>3)</sup>. Interpretiert wird dieser als „Sohn des Feldzeichens“<sup>4)</sup>.

Die zweite Zeile ist problematischer zu lesen. Entweder bedeutet sie BRLH' (Bar-(E)lahä, zu übersetzen mit „Sohn Gottes“) oder sie bedeutet BYDLH' (Beyad-(E)lahä /ë, zu übersetzen mit „In der Hand Gottes“<sup>4)</sup>). Eine Übersetzung „In der Hand der Götter“ ist bei einem jüdischen Schreiber als ausgeschlossen zu betrachten.

Derzeit bemühen sich verschiedene Universitäten und Institute um weitere Aussagen. Mit Bestimmtheit kann aber schon jetzt gesagt werden, daß die zweite Zeile der Ritzschrift auf „Gott“ Bezug nimmt. Sowohl die Ausdrücke „Gottes Sohn“ wie auch „In der Hand Gottes“ sind urchristliche Bezeichnungen und in ihrer eindeutigen Aussage unverwechselbar.

Der Inhalt ist das Gebet eines verzweifelten Menschen der unter harten Lebensbedingungen sein Dasein verbringt. Mag er als Ruderknecht bei der römischen Rheinflotte, als Sklave die schweren Basaltblöcke für den Bau eines Kastells oder als einfacher Soldat seinen Dienst unter dem römischen Adler getan haben, wir wissen es nicht. Wir wissen nicht, welche Gründe den Juden bewegt haben mögen, das christliche Gebet in das glasharte, rote, römische „Porzellan“ zu ritzen. Umgeben von der germanischen — und römisch-heidnischen Umwelt legt er sein Schicksal in Gotteshand.

Neben den besonderen Merkmalen zur jüdischen Geschichte gewinnt die Entdeckung der Terra-sigillata-Scherbe mit orientalischer Inschrift erhebliche Bedeutung für die Kirchengeschichte des ersten Jahrhunderts. Es ist anzunehmen, daß der jüdische Schreiber in Gelduba Mitglied der christlichen Gemeinden des Paulus oder Petrus gewesen ist.

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Mommsen, Th.: Römische Geschichte, 8. Buch, 11. Kapitel.

<sup>2)</sup> The Hebrew University of Jerusalem, Faculty Humanities Stark, J.K.: Personal Names in Palmyrene Inscriptions: Oxford 1971, S. 79.

<sup>3)</sup> Orientabteilung der Universitätsbibliothek Tübingen.  
<sup>4)</sup> J. Naveh, Mitglied der Hebrew University of Jerusalem.



# Franz Heckmanns — 10. 6. 1892 – 20. 9. 1981

von Arthur Klein

Bei der Krönung der Päpste wurde vor den Augen des Neugewählten eine Handvoll Werg verbrannt, und man sprach dabei die bedeutungsschweren Worte: „Sic transit gloria mundi“.

Dieser Satz: „So vergeht die Herrlichkeit der Welt“ steht unbesagt und ungeschrieben über dem Leben jedes Menschen, der einmal in Amt und Würden war, aber durch das fortschreitende Alter sich selbst und seine Zeit überlebt hat. Wer weiß denn noch, daß der am 20. September 1981 gestorbene Ehrenvorsitzende des Vereins für Heimatkunde, Schulrat i. R. Franz Heckmanns, nach dem Staatszusammenbruch im Jahre 1945 von der Besatzungsmacht zum Bürgermeister von Fischeln ernannt wurde? Wer weiß denn, daß er dieses Amt in Vertretung des erkrankten Bürgermeisters als erster Beigeordneter schon nach Beendigung des I. Weltkriegs mit Bravour ausgeübt hat? Wer erinnert sich daran, daß er als Schulrat von Krefeld nach dem Untergang der Naziherrschaft die schwere Aufgabe meisterte, das zerrüttete Schulwesen nach demokratisch-christlichen Grundsätzen von unten her neu aufzubauen? Zu Beginn seiner Amtsführung standen 96 Klassenräume in meist notdürftig hergerichteten Schulhäusern und 123 Lehrkräfte zur Verfügung. Bei seiner Pensionierung im Jahre 1957 hinterließ er ein geordnetes Schulsystem mit 365 Klassenzimmern und 420 Lehrern. Er war Gründer des Landschulheims Herongen und er genehmigte — als Hecht im Karpfenteich, wie er sich ausdrückte — die Einrichtung der Eicheck-Schule, die nach den Lehranschauungen der Steinerschen Waldorfschulen arbeitet.

Franz Heckmanns, Pädagoge, Heimatkundler und Familienforscher, war aus der Schule von Professor Albert Steeger und Joseph Niessen hervorgegangen. Von Professor Dr. Gerhard Terwelp wurde er auf die heimathistorische Forschung ausgerichtet. An den Universitäten München, Bonn und Köln hörte er die Professoren Kerschenshteiner, Aubin, Frings, Paul Clemen, Martin Spahn und Adam Wrede. Er schloß sein Studium in Germanistik, Geschichte, Pädagogik und Kunstgeschichte durch das Mittelschullehrerexamen für Deutsch und Geschichte ab.



Bei der Verleihung des Rheinlandtalers an Franz Heckmanns und Ernst Tapper am 1. 6. 1977

Als Mann des Ausgleichs zwischen den Gruppen, schneller Entschlußkraft und Fairness im Zusammenstoß der Interessen erwarb er sich die Achtung und Zuneigung weiter Kreise. Man darf sagen, daß Franz Heckmanns zu den bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten unserer Stadt zählte. Mit Hingabe und Spürsinn widmete er sich der Erforschung und Pflege des niederrheinischen Brauchtums. In Vorträgen und wissenschaftlichen Arbeiten schlug sich seine profunde Sachkenntnis nieder. In den zwanziger Jahren bereits wurde er Schriftführer im Verein für Heimatkunde. Als im Jahre 1959 Professor Dr. Karl Rembert sein Amt als 1. Vorsitzender des Vereins niederlegte, trat Franz Heckmanns an seine Stelle. 1976 legte er sein Amt in jüngere Hände; zum Ehrenvorsitzenden ernannt, nahm er bis in die letzten Lebenswochen hinein an den Vorstandsberatungen regen Anteil. Die Redaktion des Krefelder Jahrbuchs „Die Heimat“ oblag ihm in den Jahren 1966 bis 1971 und 1975.

Seine breitgefächerten Interessen führten

ihn in den Vorstand des Allgemeinen deutschen Sprachvereins (der Gesellschaft für deutsche Sprache), des Vereins Linker Niederrhein und der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde. Er gehörte zu den ersten Mitarbeitern des „Rheinischen Wörterbuches“ und des Volkskunde-Atlas. Mit Albert Steeger arbeitete er bei der Ausgestaltung des Landschaftsmuseums des Niederrheins in Linn zusammen. In langen Jahren führte er Gesellschaften und Schulen durch die Linner Burg und vermittelte so das Wissen um die Kultur der Vorzeit. Den Schulklassen gab er in der Albert-Steeger-Heimatschule auf Burg Linn heimatkundlichen Unterricht. Im Auftrag des Städtischen Kulturamtes veröffentlichte er das Werk von Johannes Wirtz: „Handwerker und Handweberei in der Krefelder Mundart“ sowie das früher in allen Krefelder Schulen benutzte Buch „Krefeld meine Heimat“.

Franz Heckmanns war Armenpfleger, Vorsitzender des Kreislehrerausschusses, des Katholischen Lehrervereins Krefeld-Land, des Kreislehrerrates, Mitglied des Kreisju-



gendantes und des Kulturausschusses der Stadt Krefeld. Bei der staatlichen Konsolidierung nach 1945 wurde er Mitbegründer der Ortsgruppe Krefeld der Christlich-Sozialen Union. Bis in seine letzten Lebens-tage diente er der Kirchengemeinde Fischeln durch die Sichtung und Ordnung des Pfarr-Archivs, Erhaltung und Pflege des kirchlichen Kunstgutes und des heimischen religiösen Brauchtums.

Mit Freude konnte er die mannigfachen Ehrungen entgegennehmen, mit denen Staat, Stadt und Kirche seine Verdienste anerkannten. Seit 1965 war er Träger des Bundesverdienstkreuzes I. Klasse. Bei seinem 75. Geburtstag wurde ihm die Ehrenplakette der Stadt Krefeld verliehen. Der Verein Linker Niederrhein zeichnete ihn durch die Albert-Steeger-Plakette, die Westdeutsche Gesellschaft für Familienkunde durch die „Ernst von Oidtmann-Medaille“ aus. Als am gleichen 75. Geburtstag Pfarrer Kranz von

St. Clemens ihm das päpstliche Ehrenzeichen Pro Ecclesia et Pontifice anheftete, übte er — wie Prälat Baltes bei anderer Gelegenheit sagte — „die Demut des Annehmens“. Zehn Jahre später, zu seinem 85. Geburtstag, erfreute der Landschaftsverband Rheinland den noch rüstigen Altersjubililar mit dem Rheinlandtaler für rheinische Kulturpflege, der ihm von Oberbürgermeister Kürten, Düsseldorf, im Krefelder Rathaus überreicht wurde.

Hiernach setzte ein Alterungsprozeß ein, mit dem sein langsames Ausscheiden aus allen Ämtern wie aus dem öffentlichen Leben überhaupt einherging. Er überlebte die meisten seiner Freunde und Weggenossen, und die Mitarbeiter jüngeren Alters zogen sich zurück, wenn sie wahrnahmen, daß Franz Heckmanns sie, seiner Gehörschwäche wegen, nur noch mit Mühe verstand. Erschwerend kam der Umstand hinzu, daß er sich zu den Problemen der Gegenwart

nicht mehr oder doch nur kritisch äußerte. Er lebte das Leben seiner Vergangenheit weiter, unermüdet tätig in den Disziplinen, die jahrzehntelang sein Fach gewesen waren. Immer wieder war er heimatkundlich Interessierten kenntnisreicher Ratgeber und auf dem Gebiet der Genealogie beantwortete er akribisch die ihm gestellten Fragen. Ganz still war es nicht um ihn geworden, obwohl er statt der größeren Reisen nur noch kleine Fahrten unternahm und bewußt seinen Abstand zum öffentlichen Leben registrierte. Einige Freunde waren ihm verblieben. Er hatte Schwierigkeit im Gehen und fuhr darum im Wagen zu ihnen, wie er auch im Wagen heimkehrte. Nach einem solchen heiter verlebten Samstagabendbesuch ist Franz Heckmanns friedlich in die Ewigkeit eingegangen.

Der Verein für Heimatkunde betrauert in ihm den letzten großen Zeugen der Heimatgeschichte und -kultur alter Art.

## Der Verein für Heimatkunde 1980/81

von Reinhard Feinendegen

Das Berichtsjahr wurde überschattet vom Tode zweier Vorstandsmitglieder, die wie wenige andere jahrzehntelang ihre — beträchtliche — Arbeitskraft in den Dienst der Heimatkunde gestellt haben: Franz Heckmanns und Ernst Tapper. Eine Würdigung ihrer Verdienste findet sich an anderer Stelle in diesem Heft. Nun werden dringend jüngere interessierte Heimatfreunde gebeten, die bereit und in der Lage sind, die verwaisten Plätze einzunehmen und bei der Intensivierung der Vereinsarbeit zu helfen.

Die Herausgabe der „Heimat“ brachte wieder viel Arbeit, aber auch Freude angesichts des guten Echos. An qualifizierten Beiträgen, die zur Veröffentlichung eingereicht werden, ist kein Mangel. Einige mußten bis zum nächsten Jahr zurückgestellt werden, da der Umfang der Hefte nicht ständig erweitert werden kann. Die Finanzierung wird zunehmend schwieriger. Angesichts der Defizite in den öffentlichen Haushalten sind sämtliche Zuschüsse gekürzt worden. Mehr Anzeigen in der „Heimat“ und höhere Spenden könnten die Situation entspannen. Es muß aber auch über einen höheren Mitgliedsbeitrag und über einen höheren Verkaufspreis für unser Jahrbuch nachgedacht werden.

In der recht gut besuchten Hauptversammlung wurden die Regularien auf die gewohnte zügige Weise abgewickelt. Es folgte ein ungewöhnlich geistreicher, humorvoller und instruktiver Vortrag des Kölner Dombaumeisters Dr.-Ing. Arnold Wolff

zum Thema „Der Kölner Dom in der frühen Photographie“. Die Tagesfahrt, die im Rahmen der Krefeld-Kreis Kleve-Woche durchgeführt wurde, ging nach Kranenburg, wo die Teilnehmer durch Herrn Dr. Groh eine Fülle historischer, kunstgeschichtlicher und volkskundlicher Erkenntnisse vermittelt bekamen. Für die Halbtagsfahrt im Herbst wurde Düsseldorf — die südliche Innenstadt mit der Max-Kirche und den dortigen Museen — als Ziel gewählt.

Als Vertreter des Vereins setzte Dr. Burghardt seine Mitarbeit im Landschaftsbeirat für die Stadt Krefeld fort; der Vorsitzende wurde als beratendes Mitglied in den neu gegründeten Denkmalausschuß der Stadt berufen. Probleme der neu zu erstellenden Denkmalliste, der archäologischen Bodenaufnahme und der möglichen Denkmalbereiche standen im Mittelpunkt der ersten Ausschusssitzungen. Unter den Einzelobjekten, um die es ging, war das alte Elektrizitätswerk an der Hansastrasse das wichtigste. Die Bemühungen des Vereins, im Einklang mit dem Rheinischen Amt für Denkmalpflege und der Mehrzahl der anderen Berater einen Abriß zu verhindern, waren nur zu einem geringen Teil erfolgreich. Die stimmberechtigten Ausschußmitglieder beschlossen lediglich die einstweilige Erhaltung der südlichen Fassadenwand. Zusammen mit dem Krefelder Kunstverein appellierte der Verein für Heimatkunde an die verantwortlichen Stellen, bei der geplanten Bebauung der freien Flächen am

Von-der-Leyen-Platz und der anschließenden Neugestaltung des Platzes mit besonderer Behutsamkeit vorzugehen. Alle Mitglieder werden gebeten, den Vorstand über landschafts-, stadtbild- oder denkmalzerstörende Planungen und Bauvorhaben, von denen sie Kenntnis erhalten, zu unterrichten, damit der Verein mit den geeigneten Mitteln dagegen Einspruch einlegen kann. Der heimatkundlich-denkmalpflegerische Stammtisch wurde fortgesetzt — in Zusammenarbeit mit der Bezirksgruppe Krefeld des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Landschaftsschutz. Er findet an jedem letzten Donnerstag im Monat zwischen 18 und 20 Uhr im „Silberkelch“ statt.

Die Mitgliederzahl ist 1981 auf 620 gestiegen; es wäre schön, wenn sich dieser Aufwärtstrend — durch die Mithilfe aller — fortsetzen würde. Als Mindest-Mitgliedsbeitrag werden zur Zeit noch DM 20,- erhoben; der Kassenwart ist dankbar, wenn er nicht zu mahnen braucht und wenn Spenden auf den Vereinskonto (s. vorne im Heft!) erscheinen. Für Spenden bis zur Höhe von DM 100,- akzeptiert das Finanzamt die Einzahlungsquittung als Beleg. Separate Spendenbescheinigungen stellt der Kassenwart gerne aus.

Allen, die sich um den Verein und um die Heimatearbeit bemüht haben, ein herzliches Dankeschön und gute Wünsche für 1982!



## Bücher

### Klaus Flink: Kleve im 17. Jahrhundert

Studien und Quellen, 2. Teil (1640—1666) und 3. Teil (1667—1688)

Diese Bände einer neuen Schriftenreihe „Klever Archiv“ stehen am Beginn eines Vorhabens, das als recht ehrgeizig bezeichnet werden kann. Der Klever Stadtarchivar Klaus Flink leistete 1979 damit zwar auch einen Beitrag zur Feier des 300. Jahrestages des Todes von Johann Moritz von Nassau-Siegen, er möchte aber mit ähnlich angelegten Bänden für die übrigen Epochen der Klever Geschichte fortfahren, so daß auf die Dauer eine mehrbändige Stadtgeschichte entsteht.

Band 1 enthält drei Teile. Teil I ist eine Darstellung „Kleve und Brandenburg“; sie behandelt auf 28 Seiten die Verhältnisse in Kleve während der Regierungszeit des Großen Kurfürsten (1640—1688) und bietet einen gut gegliederten und instruktiven Überblick über einen wichtigen Abschnitt der Klever Geschichte.

Teil II ist wesentlich umfangreicher. Er bringt 131 sorgfältig ausgewählte und edierte Dokumente aus der Zeit von 1640 bis 1666, in denen die verschiedensten Probleme der Stadt und ihrer Bürger einen Niederschlag gefunden haben. Darin wird auch ein Großteil der Aktivitäten des Statthalters Johann Moritz unmittelbar greifbar. Welch eine ungeheure Arbeit in der Veröffentlichung dieser Quellen steckt, wird einem erst klar, wenn man im Vorwort liest, daß dafür rund 59 000 Seiten Akten ausgewertet werden mußten.

Teil III ist der Katalog einer Ausstellung des Stadtarchivs zu diesem Thema, die Ende 1979 in Kleve stattfand.

Band 2 (1980 erschienen) bringt in Teil I eine Arbeit des Berliner Historikers Gerd Heinrich über „Die isolierte Provinz“ — Brandenburg — Preußen und Kleve seit dem 17. Jahrhundert. In Teil II wird die Quelenedition des 1. Bandes mit 137 ausgewählten Dokumenten fortgesetzt, wobei die durch die Heere Ludwigs XIV. über Kleve hereingebrochenem Kriegswirren keine

unbedeutende Rolle spielen. In Teil III findet sich das Register für die beiden ersten Bände des „Klever Archivs“.

Dem Fortgang des gut begonnenen Unternehmens ist viel Glück zu wünschen. Fd.

### Karl Emerich Krämer: Mercator

Mercator-Verlag Duisburg, 1980

Spannend ist sie zu lesen, diese Biographie des großen Biographen, dessen Eltern aus Gangelst stammten, der selbst in den Niederlanden aufwuchs, in Kontakt mit den wichtigsten Persönlichkeiten seiner Zeit trat und schließlich an die neu gegründete klevische Universität in Duisburg ging. Krämer portraitiert seinen Helden auf dem Hintergrund der Geschichte des 16. Jahrhunderts mit ihren vielen politischen, kriegerischen und religiösen Verwicklungen. Er schmückt das umfangreiche Gerüst der sorgfältig recherchierten historischen Fakten mit romanhaften Zügen aus, die aber keine Verfälschung des Gesamtbildes zur



Tapeten gut und gern gesehen

# Für Wand und Leute

Hinderer & Thomas KG  
Tapetenfabrik seit 1895  
Schönwasserstr. 8-10  
4150 Krefeld 1



Folge haben, sondern eher eine Verdeutlichung der Gestalt Gerhard Mercators und seiner Umwelt. So wird hier ein Mann sichtbar, dessen Forschungen zu kartographischen Darstellungen führten, die jahrhundertlang weitergewirkt haben; seine Atlanten sind heute von unschätzbarem Wert. Die Stadt Duisburg bewahrt seinen Epitaph in der Salvator-Kirche und stiftete 1878 zu Ehren ihres großen Gelehrten den Mercator-Brunnen. Karl Emerich Krämer und dem Verlag ist Dank zu sagen für ein leicht lesbares, gut ausgestattetes und informatives Buch. Fd.

### Hae-Bon Chung: Das Krefelder Seidengewerbe im 19. Jahrhundert

Sinus-Verlag Krefeld, 1980; DM 18,80

Die vorliegende Arbeit eines koreanischen Historikers wurde 1974 an der Universität Bonn als Dissertation angenommen. Sie beruht vorwiegend auf Akten des Stadtarchivs Krefeld und des Staatsarchivs Düsseldorf. Außerdem hat der Verfasser das Firmenarchiv von Scheibler & Peltzer und die weit verstreute einschlägige Literatur benutzt. Entstanden ist ein recht nüchternes durch viele Tabellen gestütztes Bild der für die Krefelder Wirtschaftsgeschichte bedeutsamen Zeit zwischen 1815 und 1880, also vor der Einführung des mechanischen Webstuhls. Im einzelnen werden behandelt: der Rohseidenbezug, die Produktion, der Absatz, die Verhältnisse in der Arbeitnehmer- und in der Unternehmerschaft. Hae-Bon Chung stellt unter anderem heraus, in welchem starkem Maße im 19. Jahrhundert neue Firmen gegründet wurden, die sich weit stärker spezialisierten als die großen alten Unternehmen, deren Niedergang nicht unerwähnt bleibt. Interessant sind auch die Ausführungen über die Verlagerung eines beträchtlichen Teiles der Produktion in die Dörfer der näheren und weiteren Umgebung, über die Arbeitsbedingungen und die Entlohnung der Weber, über die von verschiedenen in- und ausländischen Textilzentren ausgehende Konkurrenz für die Krefelder Seidenindustrie.

Man muß dem Verlag dankbar sein, daß er diese Arbeit einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Fd.

### Karl Emerich Krämer: Die stummen Zeugen

Fotos: Eva Umscheid; Mercator-Verlag Duisburg, 1971; DM 22,-

Dieses Buch ist den vielen historischen Stätten am linken wie am rechten Niederrhein gewidmet, die etwas abseits vom Wege liegen oder bisher weniger im Rampenlicht gestanden haben. Es gibt auch Ausnahmen, z. B. die Goldene Madonna in Essen und das Gnadenbildnis in Kevelaer, aber für die allermeisten im Text — und in der Regel auch im Bild — vorgestellten Objekte trifft diese Charakterisierung zu. Wer kennt schon den Willibrord-Altar in Rindern, das Johanna-Sebus-Denkmal bei Brienens, das Hungertuch von Marienbaum, den Weberbrunnen in Süchteln, das Hagelkreuz von Holzweiler, den Terstegen-Gedenkstein in Mülheim, um nur einige Beispiele zu nennen. Krefeld ist übrigens mit dem Seidenweberdenkmal vertreten. Geschichte, Volkskunde, Religionswissenschaft und Kunstbetrachtung sind in diesem Band zusammengefloßen und helfen, an Hand der kleineren oder größeren, älteren oder jüngeren Zeichen, die frühere Generationen uns hinterlassen haben, vergangene Zeiten wieder lebendig werden zu lassen. Wem etwas daran liegt, Traditionen nicht abreißen zu lassen, wer Bilder und Denkmäler unserer Heimat zu sich sprechen lassen will, der sollte zu diesem Buche greifen. Er wird reich belohnt werden. Fd.

### Heimatsbuch 1981 des Kreises Viersen

DM 6,-

Der von Dr. Leo Peters redigierte Band im stattlichen Umfang von 284 Seiten ist wieder eine wahre Fundgrube für den Heimatkundler. Unter vier großen Überschriften (Lebensbilder; Aus der Geschichte; Aus

Musik-, Kunst-, Baugeschichte; Aus Natur und Landschaft) sind die unterschiedlichsten Arbeiten versammelt, die aber alle ihre Leser finden dürften. Einige seien hervorgehoben: Der Viersener Kommerzienrat Josef Kaiser steht im Mittelpunkt eines Beitrags von Paul Günter Schulte, Jakob Hermes berichtet von Kempener Gold- und Silberschmieden sowie vom Medizinalwesen in früherer Zeit, Leo Peters blättert Akten des Kreisarchivs über Auseinandersetzungen zwischen Katholischer Kirche und Nationalsozialismus auf. In die jüngere Geschichte führen auch die Arbeiten von Manfred Gross über den Westwall im Kreis Viersen und von Gerd Udtke über die ersten Nachkriegsjahre im Kreis. Eva Brües setzt ihre verdienstvolle Übersicht über die Denkmäler der ehemaligen Stadt Dülken fort. Aufsätze über den Grenzwald bei Kaldenkirchen und die Graureiher-Kolonie am De-Witt-See beschließen den überaus lohnenden Band. Fd.

### Karl Emerich Krämer: Burgen in und um Krefeld

Fotos: Eva Umscheid; Mercator-Verlag Duisburg, 1981; DM 29,-

Krefeld als Zentrum einer eigenen Burgenlandschaft zu begreifen, das ist sicher ein neuer und keineswegs abwegiger Gedanke. Man braucht in der Tat bei dem Wort „Burg“ nicht nur an Linn und Kempen zu denken; die Dorenburg, Schloß Neersen, Haus Langenfeld, viele kleinere Herrensitze und manche wehrhaften Bauernhöfe lohnen gewiß einen Besuch. Die meisten — und schönsten — dieser Bauten sind in brillanten Buntfotos festgehalten, deren Farbtöne allerdings mitunter beim Druck etwas gelitten haben. Karl Emerich Krämer erzählt munter und mit vielen Details von Vergangenheit und Gegenwart der verschiedenen Objekte. Dem Rezensenten floß der Erzählstrom allerdings oft zu munter, zum Beispiel in den Kapiteln über Neuenhofen (übrigens stets — mit einer Ausnahme — Neuenhoven geschrieben) und Sollbrüggen, in denen etliche Fragezei-

**Erstklassige Erzeugnisse in bester Qualität so frisch wie möglich an unsere Kunden zu liefern, war und bleibt unser Grundsatz.**

**Der Krefelder Milchhof ist mehrfacher Landessieger und Wanderpreisträger für Markenbutter, Speisequark, Trinkmilch, Schlagsahne, Kakaotrunk und Joghurt.**

## KREFELDER MILCHHOF GMBH



**fit**



chen gesetzt werden müssen. „Die“ Glockenspitze wird einmal wieder in „den“ Glockenspitze verwandelt und nach Uerdingen verlegt. Dort wird dann noch unbegreiflicherweise die eigentliche Burg in der Südostecke der alten Stadtbefestigung völlig unterschlagen. So ist das Buch leider mit manchen Schönheitsfehlern behaftet; trotzdem dürfte es vielen Lesern neue Erkenntnisse und Anregungen für Ausflüge vermitteln. Fd.

## Niederrhein-Autoren, eine Anthologie

Mercator-Verlag Duisburg, 1980; DM 24,80

21 niederrheinische Schriftsteller — fast alle den Lesern der „Heimat“ bekannt — haben sich in diesem 168 Seiten starken Band zusammengefunden, um Proben ihrer literarischen Arbeit zu geben. Aus dem unmittelbaren Krefelder Umkreis sind Annemarie in der Au, Brunhilde Dähn, Jürgen Grass, Marianne Junghans, Ursula Völkel und Michael Zielonka dabei. Längere Erzählungen, z. B. Willi Fährmanns „Geschäft bleibt Geschäft“ stehen neben historischen und zeitkritischen Betrachtungen; viele Autoren haben die Versform gewählt, um ihre Gedanken und Empfindungen auszudrücken. Manche Arbeiten lassen deutlich den Bezug zum Niederrhein und seinen Menschen erkennen, andere spüren der Natur, den Weltläufen oder uralten Menschheitsproblemen nach. Wer sich einen Überblick verschaffen möchte über das, was heute in unserer Region geschrieben wird, sollte zu diesem Band greifen. Alle Autoren sind Mitglieder der Sektion Niederrhein im Verband Deutscher Schriftsteller. Fd.

## Günther Elbin: Wittelsbacher Schlösser am Rhein und in Westfalen

Mercator-Bücherei, Band 51/52; Mercator-Verlag Duisburg, 1981; DM 13,80

Ins 17. und 18. Jahrhundert führt dieses hübsch aufgemachte Bändchen der renommierten Mercator-Reihe. Große Architekten (Schlaun, Neumann, Cuvilliers), große Fürsten (der Kurfürst Clemens August, die Herzöge Johann Wilhelm und Karl Theodor) und — vor allem — große Bauten werden dem Leser und Betrachter vorgestellt. Die herrlichsten Schöpfungen der Barockzeit im Rheinland sind sämtlich vertreten: in Bonn die Universität, das Poppelsdorfer Schloß und die Kreuzbergkirche, in Brühl das Schloß Augustsburg und das Jagdschloß Falkenlust, in Düsseldorf Schloß Benrath und die Andreaskirche. Ähnlich stellt sich das Bild für Westfalen dar. Elbin versteht es, die Zeit lebendig werden zu lassen: den historischen Hintergrund, das Leben bei Hofe, die Künstler (Grupello) und Musiker (Händel), die bei den Wittelsbachern ein reiches Betätigungsfeld fanden. Mit den genannten Namen — einer kleinen Auswahl — kann nur die Richtung angedeutet werden. Wer mehr wissen will, muß schon selbst zu dem Bändchen greifen; er wird nicht enttäuscht werden. Fd.

## Die Chronik des Johann Wasenberch

übersetzt und kommentiert von Arend Mihm; Mercator-Verlag Duisburg, 1981; DM 24,80

Was der Johanniterkaplan Johann Wasenberch, der an der Duisburger Marienkirche tätig war, von 1474 bis 1517 in niederdeutscher Sprache chronikalisch festhielt, ist jetzt dem Historiker und Heimatkundler neu zugänglich gemacht worden. Dafür gebührt dem Herausgeber und Übersetzer, dem Duisburger Hochschullehrer Arend Mihm, sowie dem Verlag Dank. Der Text ist von einer Ursprünglichkeit — teilweise Naivität — die ausgesprochen erfrischend wirkt. Die alltäglichen Sorgen der Menschen werden deutlich sichtbar (die Schweine, die zur Eichelmast in den Wald getrieben werden; der Mann, der vom Dachboden seiner Scheune in den Tod

stürzt), aber auch die Ereignisse der großen Politik werfen ihre Schatten nach Duisburg (die Eroberung Granadas durch den König von Spanien, ein Hansetag in Lübeck, die Kämpfe Kaiser Maximilians und König Heinrichs VIII. von England mit Frankreich). Man erfährt eine Menge über die politische Situation in den niederrheinischen Ländern, über Probleme mit den verschiedenen Währungen, über Pestepidemien und soziale Spannungen. Sehr hilfreich sind die Kommentare, die der Herausgeber dem Text beigegeben hat. Fazit: eine Lektüre, die warm empfohlen werden kann! Fd.

## Karl Emerich Krämer (Text) und Eva Umscheid (Fotos): Von Burg zu Burg durchs Ruhrgebiet

Bd. 1; Mercator-Bücherei, Bd. 55/56; Mercator-Verlag Duisburg, 1981; DM 13,80

Der Band folgt dem bewährten Muster, das die Autoren schon in ihren anderen Burgen-Bändchen in der Mercator-Bücherei entwickelt haben. Dieses Mal geht es um den Raum zwischen Duisburg und Raesfeld, Essen und Haltern; Lippe und Ruhr sind die beherrschenden Flüsse in diesem Gebiet. Man ist überrascht über die Fülle der Burgen und Adelshöfe mitten in der Industrielandschaft. Der zeitliche Bogen ist von vorgeschichtlichen und römischen Anlagen gespannt bis zur Kruppischen Villa Hügel aus dem vorigen Jahrhundert. An den Fotos gibt es nichts zu bemängeln, die Texte enthalten Informationen unterschiedlichster Art. Man liest und schaut und verspürt den Wunsch, sich aufzumachen und selbst an Ort und Stelle sich umzusehen. Fd.

## Dietrich Bieber: Peter Janssen als Historienmaler

Zur Düsseldorfer Malerei des späten 19. Jahrhunderts. Phil. Dissertation der Universität Köln 1977 (Prof. Ladendorf); Habelts Dissertationsdrucke Reihe Kunstgeschichte, Heft 3, Bde. I + II, Bonn 1979

# Erfolgs-Sparen

Zu den Zinsen gibt es 10% Prämie



**VOLKSBANK KREFELD VON 1897 EG**

**Krefelds freundliche Bank**

Friedrichstraße 25, 4150 Krefeld, Tel. 68 01



Zu den frühen Arbeiten Peter Janssens (1844—1908) gehört ein Auftragswerk für die Stadt Krefeld: 25jährig gewann Janssen den Wettbewerb um die Ausmalung des Krefelder Rathaussaales. Sein durch Alfred Rethels Aachener Rathausbilder beeinflusster Freskenzyklus „Geschichte des Arminius“ wurde 1869 bis 1873 ausgeführt. In Teil I (Seiten 23—50) seiner Abhandlung unterzieht der Verfasser dieses Jugendwerk Janssens einer eingehenden Betrachtung. Die während des 2. Weltkrieges abgenommenen und so der Zerstörung entgangenen Bilder werden heute im hiesigen Kaiser Wilhelm Museum verwahrt. Der Verfasser spricht sich, besonders angesichts der hohen Verlustquote an Werken der Monumentalmalerei des 19. Jahrhunderts, für eine Konservierung und Neuanbringung aus. Diese wäre auch der Auseinandersetzung mit monumentalen Gemälden unseres Jahrhunderts dienlich, die im Krefelder Museum durch Heinrich Nauens Wandbilder für Haus Drove (1913) und Johan Thorn-Prikkers Zyklus „Lebensalter“ (1923) vertreten sind. Es bleibt zu wünschen, daß die Anregung Biebers verständnisvoll aufgenommen und engagiert verfolgt wird. G. Sch.

## Heimatbote für Amern und Dilkraith

Hrsg.: Freunde der Amerner und Dilkrather Heimat

Seit 1979 erscheint dreimal jährlich der „Heimatbote für Amern und Dilkraith“ im Verlag alwo-Druck, Ispelsstraße 37, 4150 Krefeld. Für die Schriftleitung zeichnet der Krefelder Willi Arretz verantwortlich, der 21 Jahre Schulrektor in Amern war.

Die Hefte bestechen durch ihr handliches Format, ihren sauberen Druck und ihre reiche Bebilderung. Die Titelseite zeigt das Wappen der früheren Gemeinde Amern sowie — als Symbol für die drei Ortsteile von Amern — die Pfarrkirche St. Gertrudis in Dilkraith, die Pfarrkirche St. Anton und die Pfarrkirche St. Georg. Der Inhalt ist weit gefächert, jedoch hat jedes Heft ein Schwerpunktthema, so zum Beispiel Geschichten und Berichte aus Vergangenheit und Gegenwart, die Geschichte der Bruderschaften, die Geschichte der Schulen und Schulformen, Natur und Schönheit der Landschaft. Persönlichkeiten werden vorgestellt, Veranstaltungstermine mitgeteilt, Anekdoten erzählt; auch die Mundart kommt zu ihrem Recht.

Der Umfang der Hefte umfaßt jeweils rund 50 Seiten. Sie werden zu dem erstaunlich niedrigen Preis von 2,50 DM pro Heft beziehungsweise 6,50 DM im Abonnement angeboten. Es ist zu wünschen, daß der „Heimatbote“ die Anerkennung findet, die er verdient: eine viel gekaufte und mit Freude aufgenommene Heimatzeitschrift.

O. B.

## Oskar Burghardt: Die wichtigsten Geopotentiale in Nordrhein-Westfalen

72 S., 1 Abb., 1 Kt. 1 : 500 000; Geologisches Landesamt NW; Krefeld 1981; DM 10,-

Der Untergrund als Schatzkammer von Gesteins- und Grundwasservorkommen, der Boden als Nahrungsmittelproduzent und Baugrund sind neben der Luft die wichtigsten Güter für das menschliche Leben. Gesteine dienen als Werksteine, sie liefern mineralische Rohstoffe und Energie, Grundwasser speisen unsere Gewässer und decken einen großen Teil des Wasserbedarfs der Bevölkerung sowie der Industrie. Böden sind Lebensgrundlage für Pflanze, Tier und Mensch sowie Filter zwischen Lufthülle und Untergrund.

Mineralische Rohstoffe, Grundwässer und Böden, in ihrer Gesamtheit auch Geopotentiale genannt, sind unverzichtbare Naturgüter des Menschen. Sie sind nicht ersetzbar, nicht beliebig vermehrbar und vor allem standortgebunden. Sie müssen daher langfristig und vorrangig vor anderweitigen Flächennutzungen, die eine spätere Gewinnung erschweren oder unmöglich machen, gesichert werden. Bei raumbedeutsamen Planungen sollte deshalb eine sinnvolle und bestmögliche Nutzung der Geopotentiale angestrebt werden.



**H. Jüngling**  
GmbH + Co KG

**BAUUNTERNEHMUNG**  
Telefon 5992 17

Wir machen alte Häuser wieder jung!

## GUSTAV THEURER

Inh. Erwin Becker GmbH

Die Spezialwerkstatt für

**AUTO-ELEKTRIK**  
**BATTERIEN**  
**AUTO-RADIO**  
**EINSPRITZPUMPEN**

CAV/LUCAS - SIMMS - IHC  
ROOSA-MASTER

**KREFELD**  
Glockenspitze 101-107  
Ruf 54 30 11/12  
nach Geschäftsschluß  
56 13 79





Die Veröffentlichung gibt eine Übersicht über die wichtigsten Geopotentiale in Nordrhein-Westfalen. Die wichtigsten Kenndaten der Geopotentiale sind tabellarisch entsprechend der landschaftlichen Großeinheiten (Rheinisches Schiefergebirge, Weserbergland, Westfälische Tieflandsbucht und Niederrheinische Bucht) angegeben. Von jedem Geopotential werden Vorkommen, Flächengröße und nutzbare Mächtigkeit angegeben, Besonderheiten beschrieben und seine Verwendung erläutert. Außerdem werden Hinweise aus geowissenschaftlicher Sicht für Planung und Nutzung gegeben.

Die Schrift enthält eine farbige Karte des Landesgebietes im Maßstab 1 : 500 000, aus der die großräumige Verteilung der wichtigsten Geopotentiale im Landesgebiet ersichtlich ist. Dargestellt sind die Vorkommen oder Teilvorkommen, deren Nutzung aus heutiger wirtschaftlicher oder rohstoffpolitischer Sicht möglich oder notwendig werden kann. Restriktionsflächen sind allerdings nicht berücksichtigt.

H. D. Hilden

### Lagerstätten in Nordrhein-Westfalen

24 S.; Geologisches Landesamt NW; Krefeld 1981

Das Geologische Landesamt NW hat anlässlich der Ausstellung Bergbau 81 in Düsseldorf, an der sich das Amt mit einem Ausstellungsstand beteiligte, eine neue Informationsbroschüre mit zahlreichen farbigen Schaubildern herausgegeben. Die Schrift wendet sich an den interessierten Bürger. Sie gibt in allgemein verständlichen Texten einen Überblick über die Rohstoffe unseres Landes, ihre Vorkommen, Nutzung und Verwendung.

Auch die niederrheinische Landschaft birgt wichtige Lagerstätten. Kies, Sand, Ton, Lehm und Braunkohle sind die wichtigsten oberflächennahen mineralischen Rohstoffe dieses Raumes. Steinkohle und Steinsalz liegen im Untergrund des nördlichen Niederrheingebietes.

Die ansprechende Schrift, deren graphische Gestaltung Theo Windges übernahm, ist auf Anfrage beim Geologischen Landesamt NW, Krefeld, erhältlich.

H. D. Hilden

### Untersuchung und Bewertung von Lagerstätten der Erze, nutzbarer Minerale und Gesteine

(Vademecum 1) — 2., neubearbeitete Auflage, 236 S., 3 Abb., 14 Taf., 15 Anl.; Geologisches Landesamt NW, Krefeld 1981; DM 22,-

Der Bedarf an mineralischen Rohstoffen ist mit der stürmischen industriellen Entwicklung der letzten 30 Jahre ständig gewachsen und wird wohl auch weiter steigen. Das Ergebnis dieser Entwicklung war und ist eine weltweite und intensive Suche nach neuen Lagerstätten, in deren Verlauf die Erkundungs- und Untersuchungsmethoden ständig verbessert, verfeinert und neu entwickelt werden.

Die nunmehr erschienene, neubearbeitete 2. Auflage des Vademecums 1 ist ein moderner Wegweiser für die Auf- und Untersuchung von Lagerstätten der Erze, Industriemineralien und nutzbaren Gesteine sowie für ihre bergwirtschaftliche Beurteilung.

H. D. Hilden

### Unser Niederrhein

Anekdoten, Erzählungen, Geschichten und Gedichte; Mercator-Verlag Duisburg, 1981

Dieser stattliche Band von 254 Seiten ist das Ergebnis eines Aufrufes der Issumer Privatbrauerei Diebels, Texte einzusenden, die ein Bild von Vergangenheit und Gegenwart des niederrheinischen Raumes und der in ihm lebenden Menschen zeichnen könnten. Aus dem sehr umfangreichen Material ist eine reichhaltige und vielgestaltige Auswahl zusammengestellt worden.



## TEXTILAUSTRÜSTUNGS-GESELLSCHAFT SCHROERS & CO KREFELD

### Unser Programm:

Färbung, Druck und Ausrüstung von Garnen,  
Webware, Wirkware, Tufting und Non-woven.  
Kaschierung und Kunststoffbeschichtung.



## Sanitäre Anlagen

Gasheizungen

Heimsauna

Neuanlage und Reparatur

Krefeld

Fabrikstraße 14

Tel. 61166



Die Autoren sind fast alle zwischen Gangelt und Emmerich zu Hause, die meisten am unteren Niederrhein. Unter ihnen trifft man einige bekannte Namen an, wie z. B. Werner Böcking, Günther Elbin, Wilhelm Cuyppers, Franz Matenaar, Fritz Meyers und Gregor Hövelmann, aber auch viele neu entdeckte Talente. Der Krefelder Bereich ist mit einer ganzen Anzahl von Beiträgen vertreten. Wir lesen von der Eremitenquelle am Hülser Berg (Arno Führen), vom Hohenbudberger Pfarrpatron (Hans Hermanns), von den Flohschen Goldstücken, die angeblich die Straßenführung um Haus Neuenhofen bewirkt haben (Franz-Josef Kisters). Hüls ist zweimal, Fischeln einmal Ort der Handlung. Die Kindheitserinnerungen von Herbert Napiersky darf man wohl getrost nach Uerdingen verlegen. Interessante alte Hausschilder sind abgedruckt worden, eine Reihe von Gedichten wurde eingestreut. Auch die Mundart hat in dem Band ihren gebührenden Platz erhalten. Die Bebilderung ist angemessen (24 Farbfotos — allerdings ohne Bildunterschriften — und etliche Schwarz-Weiß-Graphiken), der Einband solide. Wer nicht unbedingt hohe literarische Ansprüche stellt oder letzte historische Exaktheit verlangt, aber sich an heiteren und besinnlichen Geschichten und Geschichtchen, Berichten und Betrachtungen über unsere Heimat freuen kann und auf eine gute Weise unterhalten und ein bißchen kundiger gemacht werden will, dem kann man nur raten, zu diesem Buch zu greifen. Fd.

### Marliese Darsow und Reinhard Feinendegen (1981): Krefeld

128 S., 76 vierf. und 156 schwarz-weiße Abb., 1 Kt.; Köln (Greven); DM 59,80

Zur Zeit wird der Büchermarkt von einer Flut sogenannter heimatgeschichtlicher Literatur überschwemmt, die mehr oder minder schnell zusammengestellt wurde, häufig bereits bekanntes Bildmaterial enthält und mit vielen Fehlern behaftet ist. So mag es auf den ersten Blick erstaunen, daß sich seit Frühjahr 1981 in den Schaufenstern der Buchhandlungen ein neues, großformatiges (25,5 x 31 cm) Buch mit dem schlichten Titel „Krefeld“ hinzugesellt hat.

Jedoch: dieses Buch fällt auf. Sogleich, denn auf seinem Schutzumschlag zeigt es den Turm der St.-Dionysius-Kirche aus einer ungewohnten Perspektive. Wie eine spitze Nadel zielt die Spitze der Turmhaube auf das f des Titels „Krefeld“. Eine ungewöhnliche, eine schöne Aufnahme. Ebenso aus dem Rahmen fallend ist auch das Buch insgesamt.

Auf 30 Seiten Text, geschrieben von dem Krefelder Historiker und Vorsitzter des Vereins für Heimatkunde, Dr. Reinhard Feinendegen, wird das Porträt der Stadt beschrieben: der Stadtkern und seine Entwicklung, die traditionsreichen Vororte, die stadttinneren und -äußeren Grünzonen, Gewerbe, Handel und Industrie sowie schließlich das Fazit: Krefeld — eine Stadt, in der sich leben läßt. Auch die anschließenden Bilder, die von der Krefelder Fotografin Marliese Darsow mit viel Feinnervigkeit und Sinn für das Atmosphärische aufgenommen wurden, beschreiben diesen Bogen. Eine englische, französische und niederländische Textzusammenfassung bietet den ausländischen Besuchern eine wertvolle Hilfe.

Nix jeschenkt on nix jelent,  
wat wir hebbe, wat wir sind,  
hätt sich Kriewel selvs verdinnt.

Nicht besser läßt sich das Selbstbewußtsein und der Stolz der Bürger dieser Stadt auf das von den Vätern Geschaffene und Ererbte ausdrücken. Aber in diesen Stolz mischen sich auch Wehmut und Trauer, zeigen doch etliche Bilder, daß die moderne, großparzellige Betonarchitektur an vielen Stellen das liebenswerte, kleinparzellige Bürger-Städtchen mit — zum Teil — brachialer Gewalt gesprengt hat. Hier ist Krefeld austauschbar geworden. Solche Stellen sind nicht mehr krefeld-typisch, sondern city-typisch für irgendeine Stadt in Deutschland, in Europa. Schade. Doch trauern hilft nicht; hoffen und sorgen wir vielmehr dafür, daß das (noch) Liebenswerte erhalten bleibt.

Den Autoren sowie dem Verlag gebühren Lob, Dank und Anerkennung für das graphisch hervorragend gestaltete Werk.

O. B.

### Willy Hermes: Krefeldigkeit

Verlag Johann van Acken, Krefeld 1981; 240 S.; DM 29,80

Ein „Haus- und Heimatbuch in Hochdeutsch und Krefelder Mundart“ nennt der Autor sein neuestes Werk, das in vier Abschnitte gegliedert ist, die „An den vier Wällen“, „Gute, Böse und Krefelder“, „Seidenstädtische Sonderlinge“, „Hongertjöhrege Kalender“ überschrieben sind. Man kann sicher sein, daß dieses Buch seine Leser finden wird, genau so wie die früheren Bände „Schöttspoul“, „Stickschött“ und „Schöttglas“. Hermes trifft den Ton breiter Schichten der Krefelder Bevölkerung; bei unzähligen Anlässen hat er seine Gedichte und Erzählungen vorgetragen und reichen Applaus geerntet. Manch ein Text wurde vertont (von Manfred Suthoff oder Emil Möllenkamp) und ist mit Noten in dem neuen Band abgedruckt. Immer wieder scheint die alte Seidenweber- und Färber-Tradition durch. Hermes versteht es — besonders in den mundartlichen Stücken —, Situationen und Geschehnisse aus dem Volksleben mit wenigen Worten einzufangen. Sein „hundertjähriger Kalender“ bringt eine Fülle alter Bauernregeln auf „kriewelsch“.

Der Verlag hat den Band gediegen ausgestattet; die von Hermes selbst gestaltete farbige Schmuckschrift sorgt für die nötige optische Auflockerung. Fd.

### Ludwig Soumagne

Der Verlag van Acken baut seine Mundartsparte weiter aus mit Neuaufgaben des niederrheinischen Mundart-Dichters Ludwig Soumagne. So sind die folgenden Bände jetzt wieder zu haben (jeweils mit Langspielplatte und Glossar):

Usjesproche nävebee bemerk; 2. Aufl.; 78 Seiten; DM 24,80

Dat kalde Büffee; 4. Aufl.; 80 Seiten; DM 24,80

Sargnääl mit Köpp; 4. Aufl.; 80 Seiten; DM 24,80



**BAYEN** Das Haus der Lederwaren  
Ostwall 132 Krefeld *an Niederrhein*



Dieter Kastner, Bernhard Köhnen: Orsoy; Walter Braun Verlag Duisburg

Leo de Jong: Jülicher Daten; Beiträge zur Stadtgeschichte; Jülich 1980; DM 19,80

Neuss-Selikum; Beiträge zur Heimatgeschichte; hrsg. von der Cornelius-Gesellschaft Neuss, 1980; DM 5,-

Niederrhein und Industriegebiet; Grieben-Wanderführer, Bd. 195; München 1980; DM 9,80

Josef Funken: Breyell — aus der Geschichte, Breyell 1980; DM 20,-

Eva Brües: Museumsführer Schloß Rheydt, Bd. III, 1980; DM 5,-

Das rheinische Kinderbuch; hrsg. von Rudolf Herfurthner und Frederik Hetmann; Loewes Verlag Bayreuth, 1980; DM 19,80

Niederrheinische Inschriften — aufgezeichnet von Anton von Dorth (1626—1695); hrsg. von K. Bambauer und H. Kleinholz; Wesel 1980; DM 48,-

Duisburger Forschungen; Bd. 28: Heinz Hohensee: Duisburger Notgeld  
Bd. 29: Ingrid Buchloh: Die nationalsozialistische Macht-ergreifung in Duisburg; Preis je Band DM 27,-

Ausgrabungen im Rheinland 1979/80; hrsg. vom Rheinischen Landesmuseum Bonn; Rheinland-Verlag 1981; DM 15,-

Erhalten und gestalten — 75 Jahre Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz; Schriftleitung Josef Ruland, 1981; DM 33,-

Hans Scheller: Der Nordkanal zwischen Neuss und Venlo; Bd. 7 der Schriftenreihe des Stadtarchivs Neuss, 1980; DM 19,80

Heerdt im Wandel der Zeit II; Hrsg.: Bürgerverein Heerdt; Düsseldorf 1980

Gundel Paulsen (Hrsg.): Weihnachtsgeschichten vom Niederrhein; Husum 1979; DM 8,80

Harald von Petrikovits: Die Rheinlande in römischer Zeit; 2 Bände; Schwann Verlag Düsseldorf

Hermann Schröter: Geschichte und Schicksal der Essener Juden; Essen 1980

Edmund Spohr (Hrsg.): Das Theresienhospital Düsseldorf (1288—1980); Düsseldorf 1980

Klaus Barisch, Friedel Krings, Josef Rick: Erkelenz, Bildband; Köln 1980

Bernhard Keuck (Hrsg.): Fragmente einer Geschichte Straelens (Nachdruck älterer Arbeiten); Straelen 1980

Eduard Klüber: Büttgen, Bilder von einst und jetzt; Büttgen 1980

Theo Volmert: Hösel — aus seiner tausendjährigen Geschichte; Ratingen 1980

Johannes Sticker: Festschrift zum 150jährigen Bestehen des Norf-Stommelner Bruchverbandes, Nievenheim 1981; DM 5,-

Walter Tillmann: Spinnen und Weben, Bd. 34 der Schriften des Museumsvereins Dorenburg; Köln 1981

Stefan Wagner: Die staatliche Grund- und Gebäudesteuer in der preußischen Rheinprovinz 1815—1895; Köln 1981

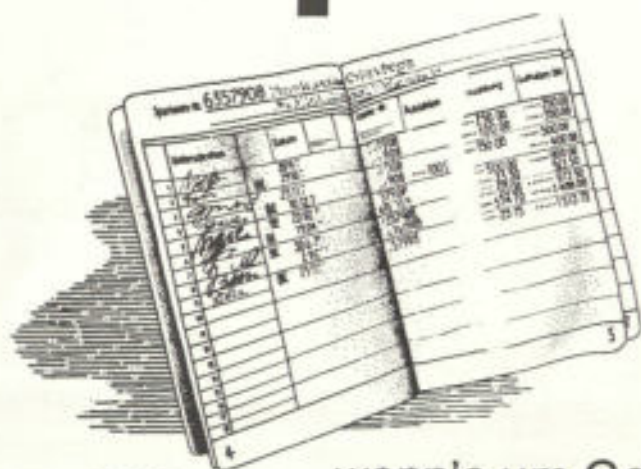
Rudolf Weber: Bilder von anno dazumal, Bd. 2, Goch - Kalkar 1980; DM 28,-

Dominik Bartmann: Helmuth Macke; Verlag Aurel Bongers Recklinghausen, 1980; DM 48,-

Krefeld — erlebt und erlesen, eine neue große Stadtrundfahrt-Broschüre des Krefelder Verkehrsvereins, 1980; DM 6,-

100 Jahre Textilmuseum Krefeld; Hrsg.: Stadt Krefeld und Verkehrsverein Krefeld, 1980; DM 6,-

# Sparen ist immer aktuell



Wer ein Ziel vor Augen hat, für den ist Sparen noch immer ein guter Weg, sein Ziel zu erreichen.

Wer könnte Ihnen mehr über das Sparen und seine vielfältigen Möglichkeiten sagen als Ihr persönlicher Geldberater bei uns? Sprechen Sie doch mal mit ihm.



wenn's um Geld geht . . .

## Sparkasse Krefeld

überall in Ihrer Nähe



Düsseldorf; hrsg. von Arthur Lux; Nachdruck der Auflage von 1925; Verlag Weidlich, Frankfurt; DM 198,-

Beiträge zur Geschichte der Stadt Grevenbroich, Bd. 3, 1981

Der Trierer Dom; Jahrbuch 1978/79 des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Landschaftsschutz; Redaktion: Franz J. Ronig; Neuss 1980

Volker Dorsch: Die Handelskammern der Rheinprovinz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Frankfurter Historische Abhandlungen, Bd. 24), 1981

Wallfahrt im Rheinland; Ausstellungskatalog zu einer Dorenborg-Ausstellung, 1981; DM 32,-

Harald Herzog: Rheinische Schloßbauten im 19. Jahrhundert; Arbeitsheft XX des Landeskonservators Rheinland; 1981; ca. DM 24,-

Adolf Hohenstein, Wolfgang Trees: Hölle im Hürtgenwald; Chronik der Abwehrschlachten im Kriegswinter 1944/45; 1981; DM 53,-

Klaus Tenfelde: Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert; 2. Auflage, 1981; DM 29,80

Rheinischer Städteatlas; Heft 27: Dülken; DM 24,-  
Heft 31: Straelen; DM 24,-  
Heft 32: Odenkirchen; DM 24,-  
Heft 34: Viersen; DM 28,-

Das römische Germanien aus der Luft; hrsg. von Walter Sölter; 1981; ca. DM 62,-

Rüdiger Gollnik: Geschichte Dinslakens, 1980; DM 19,80

Paul Blaesen: Holzweiler, 1981; DM 25,-

Herbert Kirsch: Die hausindustriellen Textilgewerbe am Niederrhein vor der industriellen Revolution, 1981; ca. DM 80,-

Gerhard Eitzen: Niederrheinische Bauernhäuser; 1981; DM 15,-

Hülser Heimatblätter, Heft 28, 1981; Hrsg.: Heimatverein Hüls; darin u. a. Aufsätze über: Wegekreuze, Grenzsteine, Wetterfahnen, Mauerwerksanker; Notjahre zwischen 1931 und 1951; die Beseitigung der Hülser Befestigungsanlagen; das Schöffengericht der Herrlichkeit Hüls

Vorsch — oss Heimat, Nr. 1, 1980; Hrsg.: Freunde des Vörschter Platt — Heimatverein Vorst 1978; darin u. a. Mundartgedichte, Aufsätze über: Rittergüter und alte Bauernhöfe in der Honschaft; Ereignisse des Jahres 1945 in Vorst

St. Töniser Heimatbrief, Nr. 101, 102 und 103; Hrsg.: Heimatbund St. Tönis; darin u. a. Aufsätze über: Die Marktstraße in St. Tönis; Die St. Töniser 600-Jahr-Feier; Die Antoniusstraße im Wandel der Zeiten; St. Töniser Postvergangenheit

Der Niederrhein, Hefte 1 — 4, 1981; Hrsg.: Verein Linker Niederrhein; darin u. a. Aufsätze über: Die Willicher Pfarrkirche St. Pankratius; Die Glockengießer De Wou und Westerhues; Das Quartär der nördlichen Niederrheinischen Bucht; Louis Spohr in Kleve; Eine neuartige Pflanzenliste für den Niederrhein; Der Fischhandel im Mittelalter; Streifzüge durch alte Postkarten; Der niederrheinische Dendrologe Gerd Krüßmann; Die Schledenhorster Kabinettorgel

Rheinische Heimatpflege, Hefte 4/80 bis 3/81; Hrsg.: Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz; darin u. a. Aufsätze über: Romanische Wohnbauten im Rheinland; Das neue Denkmalschutzgesetz; Der neue Purismus bei Kirchenrestaurierungen; Die Prophezeiungen des Nostradamus über das Rheinland; Der Duisburger Stadtwald; Die Landesgemeinschaft Naturschutz und Umwelt Nordrhein-Westfalen

Rheinische Kunststätten; Hrsg.: Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz; neue Hefte: 245: St. Kunibert in Erftstadt-Gymnich  
248: Stadt Kaarst  
250: St. Mariae Himmelfahrt in Köln  
252: Düsseldorf-Kaiserswerth

Rheinische Landschaften, Heft 18: Rund um Aachen; Hrsg.: Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz

Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern, Bände 37 (I + II), 38, 39 — alle Köln —; Verlag Philip von Zabern, Mainz

Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, 5 Bände, Subskriptionspreis DM 790,-; Verlag Schwann Düsseldorf

Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz; hrsg. von Paul Clemen; 1905—1937; Nachdrucke: Stadt und Kreis Bonn  
Stadt Aachen (2 Bände)  
Stadt Köln (8 Bände)  
Kreis Düren  
Kreise Aachen, Eupen, Monschau  
Verlag Schwann Düsseldorf

16 Museen am Niederrhein; DM 10,-; Rheinland-Verlag

# Kaminöfen.



## schröer KG

Die Einrichtung Schröer, **Krefeld**  
**Verkauf:** Neue Linner Strasse 74  
und Alte Linner Strasse 127 - 135

Die vielfältigen Modelle und Grössen der dänischen RAIS Kaminöfen können Sie jetzt ansehen und prüfen in unserem **Ausstellungsraum Krefeld, Luisenplatz (Parkhaus Sparkasse).**



Heinz Schages  
 4150 Krefeld-Bockum  
 Gewerbegebiet Nord  
 Emil-Schäfer-Straße 20  
 Ruf (02151) 514 96

**Schages**

Metallbau  
 Feinisenbau  
 Feinblechbearbeitung  
 Schweißtechnischer Betrieb nach DIN 4100  
 Gehäuse · Schränke  
 Einschübe und Frontplatten

Roland Günter: Belser Kunstwanderungen im Rheinland; DM 38,-; Belser-Verlag

Georg Bönisch: Der Sonnenfürst; Karriere und Krise des Clemens August; DM 32,-; Greven Verlag Köln

Rheinlands Schlösser und Burgen; hrsg. von Alexander Duncker, 1857 — 1883; Nachdruck und Kommentarband 1981; DM 290,-

Günther Elbin: Moers, Bilder erzählen Geschichte; Mercator-Verlag Duisburg; DM 24,-

Das Herzogthum Geldern, Königlich Preußischen Anteils; Nachdruck der Ausgabe von 1782 — 84; DM 29,80

Vinzenz Jacob von Zuccalmaglio: Die Helden und Bürger und Bauern am Niederrhein; Nachdruck der Ausgabe von 1870; DM 46,-

Derselbe: Die Vorzeit der Länder Cleve — Mark, Jülich — Berg und Westfalen; Band 1: Sagen; Band 2: Sagen und Geschichten; Nachdruck der Ausgabe von 1870/71; je Band DM 48,-

Anke und Hans Schriefers: Benrath in alten und neuen Bildern; DM 46,-

H. Ferber: Historische Wanderung durch die alte Stadt Düsseldorf; Nachdruck der beiden Bände von 1889/90; DM 24,-

Hans Geib, Kurt Schnöring: Neue Geschichten, Anekdoten, Vertellchens aus dem Wuppertal; 1980; DM 24,80

Wilhelm Langewiesche: Eilberfeld und Barmen; Nachdruck der Ausgabe von 1863; DM 29,80

Wolfgang Müller: Niederrhein-Landschaften, Bildband; Mercator-Verlag Duisburg; DM 40,-

Wilhelm Cuypers: Leben am Niederrhein; Mercator-Verlag Duisburg 1981; DM 40,-

Fritz Meyers (Hrsg.): Weihnachten am Niederrhein; Mercator-Verlag Duisburg, 1981; DM 36,-

Unser Niederrhein, Texte heimatischer Erzähler; Mercator-Verlag Duisburg, 1981; DM 29,80

Duisburg, Bildband; Kunstverlag Josef Bühn München

Niederrhein; Goldstadt-Ferienreiseführer von Manfred Veit; Pforzheim 1981; DM 12,80

Die Kölner Bucht; Goldstadt-Ferienreiseführer von Manfred Veit; Pforzheim 1981; DM 12,80

## Wir kontrollieren jährlich mehr als 30 000 km Leitung



Einer unserer Monteure bei der Kontrolle einer Hochspannungsleitung. Jährlich kontrollieren wir mehr als 30000 km Leitungen um Schäden schon im Ansatz zu erkennen und zu beseitigen. Bevor bei Ihnen der Strom ausfällt.

Wir arbeiten  
 damit der Strom Tag und Nacht  
 für Sie arbeitet

Betriebsverwaltung Krefeld · Preußenring 31-49 · 4150 Krefeld · Tel. 02151/8481







## BAUGESELLSCHAFT KARL SCHERF

SPECIALUNTERNEHMEN FÜR ARBEITEN DER DENKMALPFLEGE  
RITTERGUT ISSUMER TURM 4150 KREFELD-LINN  
TELEFON 04151-87888

BERATUNG · PLANUNG · AUSFÜHRUNG

WIR BERATEN SIE KOSTENLOS UND UNVERBINDLICH BEI DER RESTAURIERUNG  
ODER SANIERUNG IHRES HAUSES BEZW. HAUS-PASSADE.  
FORDERN SIE BITTE UNSER ARBEITSPROGRAMM SOWIE REFERENZEN AN.

KARL SCHERF  
BAUINGENIEUR GRAD.

## Personalien / Jubiläen

Ernst Tapper  
20. 3. 1900 — 16. 5. 1981

Ernst Tapper weit nicht mehr unter uns! Viele kannten ihn, denn seine patriarchisch wirkende Erscheinung und seine anregenden, oftmals kritischen und dann wieder humorvollen Diskussionsbeiträge machten ihn unverwechselbar.

Von Jugend an war er Natur und Historie eng verbunden. Sein Interessenspektrum ging jedoch darüber weit hinaus. Bereits früh in leitender Funktion eines international bekannten Unternehmens der Krefelder Seidenindustrie tätig, gewann er die Weltoffenheit, Erfahrung und Einsicht, die ihn befähigten, im rechten Moment das Zutreffende zu sagen oder zu tun.

Weit spannt sich der Kreis der Vereinigungen und Ausschüsse, denen er sein Wissen, seine Urteilsfähigkeit und Kraft ehrenamtlich zur Verfügung gestellt hat. Hervorzuheben sind die Bereiche der Jugendhilfe, wo er als beratendes Mitglied des Jugendamtes, als Jugendschöffe, Vormund und in Berufsausbildungs- und Prüfungsausschüssen wirkte. In gleichem Umfange war er in sozial- und arbeitsrechtlichen Gremien tätig.

Besonderen Einsatz schenkte er seiner rheinischen Heimat. Schutz und Pflege von Landschaft, Kunst- und Geschichtsdenkmälern waren ihm so selbstverständlich wie Mundart-, Brauchtums- und Familienforschung.

Neben persönlicher Freude und Erfüllung in seinen vielfältigen Aufgaben fand er auch öffentliche Anerkennung. Die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes, Überreichung des Rheinlandtalers, des Ehrentellers der Stadt Krefeld, Der Ernst von Oidtmann-Medaille und der Ehrennadel des Eifelvereins waren hierfür sichtbarer Ausdruck.

Mit großem Sammlerstolz verwies er gern auf die umfangreiche Bibliothek, die die Räume seines Heimes füllte. Alle diese Bücher zu lesen, war ihm nicht mehr möglich. Kurz nach Vollendung des 81. Lebensjahres starb Ernst Tapper am 16. 5. 1981.

Wir betrauern einen verlässlichen Mitstreiter und Freund.  
H. B.

Jakob Engels

Am 27. Juli 1981 wurde der Viersener Mundartschriftsteller und -dichter Jakob Engels 80 Jahre alt. In seinem Haus in Süchteln hatte sich um seine Familie eine stattliche Gratulantschar versammelt, um ihm und seiner Gattin noch viele frohe Jahre bei Gesundheit und Schaffenskraft zu wünschen. Unter großem Schmunzeln der Anwesenden las er — gleichsam als Dank — einige seiner neuen Erzählungen.

Jakob Engels ist von Beruf Maurerpolier gewesen, bis ihn 1960 ein Betriebsunfall zum Rentner machte. Während der Gefangenschaft begann er, in hochdeutscher Sprache seine Erfahrungen und Gedanken in Gedichtform niederzulegen.

STEMPEL · SCHILDER · GRAVUREN



RICHARD NIESCHER  
GMBH & CO KG.

4150 KREFELD · TEL. 54 10 24 · TELEX 85 33 50 · POSTFACH 21 70

KUHLESHÜTTE 35



Es half ihm, über Not und Elend dieser schlimmen Zeit hinwegzukommen. Seitdem entdeckte er aber auch seine Liebe zur Mundart. Drei Bände sind seit 1969 erschienen: die Gedichtsammlung „Effe klee Denge“, die Erzählungen „Tösche Bosch on Brok“ sowie der Gedicht- und Erzählband „Mensche, wie du on ich“. Mit viel Augenzwinkern und Optimismus, die in einem unerschütterlichen christlichen Glauben wurzeln, vermag er gerade die „Effe klee Denge“ des täglichen Lebens mit Liebe und Herzengüte zu füllen. Auch den Lesern der „Heimat“ sind seine Erzählungen wohlvertraut. Es ist vor allem die Zeit unserer Großeltern, die er uns wieder lebendig werden läßt. Und daß sich seither nicht nur Anschauung, Sitte und Umwelt gewandelt haben, sondern auch Wörter und Redensarten, verdient besondere Beachtung.

Es ist das Verdienst Jakob Engels, daß heute bereits ungewöhnliche oder gar ausgestorbene Mundartwörter und Redensarten vor dem Vergessenwerden gerettet worden sind. Seit seiner Jugend hat er sie und die heute noch gebräuchlichen gesammelt. Stattliche 435 Seiten — sauber auf der Schreibmaschine getippt — liegen jetzt als Ergebnis vor. Sie und ein weiterer Band mit Erzählungen warten auf Mäzene, die einen Druck möglich machen. Wir hoffen und wünschen, daß dieser Herzenswunsch des Jubilars in Erfüllung gehen möge, denn: um Geld zusammenzubetteln,

ist er sich zu schade. Bedauerlich wäre, wenn diese Arbeiten zum Dornröschenschlaf verurteilt würden. O. B.

#### Ernst Schaefer

Das hohe Alter von 90 Jahren erreichte Architekt Ernst Schaefer, ein großer Sammler alten Kulturgutes, der jahrzehntelang zu den Freunden Albert Steegers und zu den engagiertesten Vertretern der niederrheinischen Heimatkunde gehörte. In Wort und Schrift hat er andere an seinem Wissen teilnehmen lassen. Der Verein für Heimatkunde, dessen Vereinsrat er angehörte, dankt ihm für seine langjährige aktive Mitgliedschaft. Fd.

#### Helmuth Croon

Professor Dr. Helmuth Croon vollendete sein 75. Lebensjahr. Tief verwurzelt in seiner Vaterstadt Krefeld, in der er auch heute noch lebt, hat er sich vor allem durch seine Forschungen zur Geschichte der rheinisch-westfälischen Städte im 19. Jahrhundert einen Namen gemacht. Auch für die Krefelder Geschichte dieser Zeit ist er einer der besten Kenner. Die Ergebnisse seiner Arbeit haben nicht nur in seiner akademischen Lehrtätigkeit in Bochum und Aachen ihren Niederschlag gefunden, sondern auch in einer Vielzahl von Publikationen. Die „Heimat“ veröffentlichte einen großen Aufsatz über „Krefelder Bürgerum im Wandel des 19. Jahrhunderts“. Fd.

#### Wilhelm Rempe

Der unermüdliche Vorsitzende des Vereins Linker Niederrhein, Wilhelm Rempe, feierte seinen 80. Geburtstag. Die Vereinszeitschrift „Der Niederrhein“ gibt er ebenso mit heraus wie die „Niederrheinischen Jahrbücher“. In vielen überörtlichen Gremien für Landschafts- und Umweltschutz, für Wandern und Jugendherbergswesen ist er tätig. Wenige sind mit dem Niederrhein so vertraut wie er. Möge er noch lange der Heimarbeiter als Freund und Förderer erhalten bleiben. Fd.

#### Ulrich Rein

Zum 70. Geburtstag können wir Dr. Ulrich Rein gratulieren. Er gehört zu den treuen Freunden des Vereins für Heimatkunde, war lange Zeit Vorsitzender des Naturwissenschaftlichen Vereins in Krefeld und widmet sich jetzt noch mit großem Engagement der Philatelie. Als Geologe — zuletzt Vizepräsident des Geologischen Landesamtes — hat er dem Heimatraum großes Interesse entgegengebracht und viele fruchtbare Kontakte geknüpft. Er nimmt regen Anteil am Leben der Stadt Krefeld und des gesamten niederrheinischen Landes. Fd.

#### Hermann Steffens

Seinen 60. Geburtstag feierte Oberstadtdirektor Dr. Hermann Steffens, der seit vielen Jahren an der Spitze der Krefelder Stadtverwaltung steht

und immer wieder sein Interesse an unserem Jahrbuch „Die Heimat“ und seine Wertschätzung der von den Heimatkundlern geleisteten Arbeit zum Ausdruck gebracht hat. Fd.

#### Theodor Schöndeling

85 Jahre alt wurde Theodor Schöndeling, ein Mann, der sich in vielfältiger Weise um Krefeld verdient gemacht hat, nicht zuletzt durch seine jahrelange Tätigkeit als Vorsitzender des Bürgervereins Südwest. Er erhob seine Stimme und packte mit an, wann immer es galt, den Bürgern seiner Heimatstadt ihren Lebensraum zu sichern und sinnvoll auszugestalten.

#### Eduard Lampmann

Seinen 60. Geburtstag beging Eduard Lampmann, der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Krefelder Bürgervereine. Wo in seiner Heimatstadt Probleme anstehen, da ist er zu finden, aber auch da, wo gefeiert wird. Bei Stadtplanung und Denkmalpflege scheut er sich nicht, kritisch Stellung zu nehmen. Eine bürgerefreundliche Stadt, die Heimat ist und bleibt, liegt ihm am Herzen. Vielen Vereinen und Gremien gehört er an; die Stadt Krefeld verlieh ihm ihre Ehrenplakette. Fd.

#### Walter Encke

50 Jahre alt wurde Zoodirektor Dr. Walter Encke, dem „Die Heimat“ viele interessante Beiträge verdankt. In über 20jäh-

## Schwietzke Metallwerke Krefeld

gegründet 1876

**Schwermetallguß**  
**Leichtmetallguß**  
**Schleuderguß**

**Maschinen-  
und Apparatebau**  
**Eisenkonstruktionen**



riger Arbeit hat er den Krefelder Zoo auf eine Höhe geführt, von der vor seiner Zeit kaum einer hätte träumen können.

#### Rita Reiners

Die Krefelder Lyrikerin Rita Reiners vollendete ihr 70. Lebensjahr. In 20 Bänden — meist Gedichte, aber auch Prosa — ist ihr dichterisches Werk gesammelt, das viele Freunde gefunden hat. Ernsten wie heiteren Gedanken vermag sie in der gleichen geschliffenen Sprache und Bildkraft Ausdruck zu verleihen. Der Scherpe-Verlag veröffentlichte vor einiger Zeit ihre Autobiographie „Venus im Schatten Saturns“.

Fd.

#### Rudolf Besouw

Dr. Rudolf Besouw wurde 75; „Die Heimat“ gratuliert herzlich und hofft auf weitere Artikel aus seiner Feder. Als Religionslehrer am Krefelder Arndt-Gymnasium hat Dr. Besouw ganze Schülerschichten mitgeprägt; als Erforscher der Heimatgeschichte hat er Schätze gehoben, die ohne ihn vielleicht nie ans Tageslicht gekommen wären. Ad multos annos!

Fd.

#### Werner Leendertz

Die Stadt Krefeld verlieh Werner Leendertz die Stadtehrenplakette. Sie würdigte damit seine Verdienste um die Krefelder Textilindustrie, insbesondere um die Textilforschungsanstalt, die 1980 ihr 60jähriges Bestehen feiern konnte. Sein wissenschaftliches Interesse gilt nicht nur der Gewebeherstellung, sondern auch der Geschichte der Krefelder Mennonitengemeinde, in der er wichtige Aufgaben übernommen hat.

Fd.

#### Ernst Klusen

Die Stadtehrenplakette erhielt auch Professor Ernst Klusen, den „Die Heimat“ bereits mehrfach gewürdigt hat. Als Musikerzieher, Volksliedforscher, Sammler des heimischen Liedgutes, Verantwortlicher für unzählige musikalische Veranstaltungen hat er sich weithin einen Namen gemacht. Seine Veröffentlichungen — einige davon in der „Heimat“ — fanden große Resonanz.

Fd.

#### Helmut Klein / Peter Schreiner

Das diesjährige Albert-Steeger-Stipendium erhielten Helmut Klein aus Meerbusch — für seine Mitarbeit an der Erforschung der Vogelwelt — und Peter Schreiner aus Pulheim — für seinen heimatgeschichtlichen und denkmalpflegerischen Einsatz im Erftkreis.

Fd.

#### Gerhard Kadow

Im Alter von 72 Jahren starb der Maler und Textilkünstler Professor Gerhard Kadow. Als Lehrer an der Krefelder Textilingenieurschule (1938 bis 1950) und an der Werkkunstschule (1950 bis 1967) hat er die Krefelder Kunstszene maßgeblich beeinflusst. Eine große Zahl junger Künstler hat von ihm bleibende Eindrücke empfangen. Er selbst hatte am Bauhaus in Dessau studiert, unter anderem bei Klee und Kandinsky. Wenige Monate vor seinem Tod hat noch das Moerser Museum Teile seines malerischen Werks gezeigt.

Fd.

#### Richard Wolters

Der Tod ereilte auch Dr. Richard Wolters, über den noch das letzte „Heimat“-Heft eine Notiz enthalten hatte. Er war mehrfach wegen seiner Verdienste um die Geologie ausgezeichnet worden, brachte aber auch der Heimatkunde großes Interesse entgegen.

Fd.

#### Jochen Giesler / Christoph Reichmann

Die Position des stellvertretenden Museumsleiters und Archäologen auf Burg Linn wurde neu besetzt. Dr. Jochen Giesler übernahm eine neue Aufgabe im Bonner Landesmuseum, Dr. Christoph Reichmann, der vom Niederrhein stammt und hier auch seine ersten wissenschaftlichen Untersuchungen durchführte, wurde neuer Mitarbeiter von Frau Dr. Pirling.

Fd.

#### Herbert Hubatsch

Seinen 60. Geburtstag beging der Leiter der Kempener Realschule Herbert Hubatsch. Für seinen unermüdelichen Einsatz um Fauna und Flora des Niederrheins erhielt er zahlreiche Anerkennungen. Er ist Vorsitzender des Landschaftsbeirats für den Kreis Viersen und Vorstandsmitglied des Vereins Linker Niederrhein.

#### Günter von Roden

Der frühere Leiter des Duisburger Stadtarchivs und Verfasser einer großen Zahl wissenschaftlicher Arbeiten zur Geschichte des Niederrheins, Dr. Günter von Roden, erhielt vom Düsseldorfer Geschichtsverein, der sein 100jähriges Bestehen feierte, die Lacomblet-Plakette verliehen.

#### Hugo Weidenhaupt

Aus gleichem Anlaß wurde auch dem Düsseldorfer Archivdirektor Dr. Hugo Weidenhaupt die Lacomblet-Plakette verliehen. Er betreut seit 1961 die Veröffentlichungen des Düsseldorfer Geschichtsvereins — im vergangenen Jahr erschien das Düsseldorfer Jahrbuch 57/58 als umfangreicher Jubiläumsband — und machte sich mit mehreren Arbeiten zur Düsseldorfer Stadtgeschichte einen Namen.

Fd.

#### Joseph Lange

Der frühere Neusser Stadtarchivar Joseph Lange vollendete sein 70. Lebensjahr. Wer von ihm einmal in humorvoller und kenntnisreicher Weise in Geschichte und Gegenwart von Neuss eingeführt worden ist — wie vor einigen Jahren eine Gruppe des Vereins für Heimatkunde — weiß, was die Stadt an ihm hatte und noch hat.

Fd.

#### Dieter Pesch / Heinz-Peter Mielke

Der Direktor des Dorenburg-Museums in Grefrath, Dr. Dieter Pesch, erhielt die ehrenvolle Berufung zum Leiter des Rheinischen Freilicht-Museums in Kommern — als Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Dr. Adelhart Zippe. In Grefrath tritt Dr. Heinz-Peter Mielke, der bisher Leiter des Museums für Geschichte, Landes- und Volkskunde der Stadt Minden war, an die Stelle von Dr. Pesch.

Fd.

#### Walter Bader

Professor Dr. Walter Bader feierte in Xanten, der Stadt, die ihm so unendlich viel ver-



# HAMBLOCH

BERATEN · PLANEN · BAUEN

BAUGESCHÄFT HAMBLOCH GMBH + CO KG

BAUGESCHÄFT HAMBLOCH ÖDENTHALSTRASSE 54 4150 KREFELD 1 TEL. (02151) 301214 BAUT SEIT 1903 SCHLÜSSELFERTIG





Sanitätshaus

# Kaaatz

Gesundheit

+  
Mode

Krefeld, **Südwall 11**, Ruf 2 63 35  
Kempen, **Burgstraße 11**, Ruf 34 51

dankt — nicht zuletzt die Rettung des Domes — seinen 80. Geburtstag. Fd.

#### Cornelius Goeters

Die Stadt Mönchengladbach zeichnete den in ihrem Stadtteil Wickrathberg lebenden und mit Arbeiten zur heimischen Geschichte und Brauchtumpflege hervorgetretenen Volkskundler Cornelius Goeters mit dem Benediktuspreis aus.

#### Hans Rudolf Hartung

Der Kulturdezernent des Landschaftsverbandes Rheinland, Hans Rudolf Hartung, wurde zum Ersten Landesrat und damit zum Stellvertreter von Landesdirektor Dr. Bert Fischbach gewählt. Das Dezernat Landschaftliche Kulturpflege wird weiterhin unter seiner seit neun Jahren bewährten Leitung bleiben. Anlässlich des Linner Flachsmarktes 1981 erhielt er die Leopold-Wahlfeld-Plakette verliehen.

#### Leonhard Jansen

Der in Mönchengladbach geborene, seit über 50 Jahren in Brüggen lebende Dichter und Schriftsteller Leonhard Jansen erhielt — nach manchen anderen Ehrungen — jetzt auch den Rheinlandtaler für sein in der Geschichte und im Volksleben des Niederrheins tief verwurzeltes literarisches Werk. Immer noch rastlos tätig, konnte er im Juli seinen 75. Geburtstag feiern. „Die Heimat“ gratuliert herzlich. Fd.

#### Wilhelm Kuhlen

Den Rheinlandtaler erhielt auch der Wickrather Landwirt Wilhelm Kuhlen, dem für die Sammlung und Erhaltung vieler wertvoller Zeugnisse aus der Geschichte von Wickrath zu danken ist. Fd.

#### Erich Kücke

Erich Kücke, Journalist, Naturfreund, Wanderführer und Schriftsteller, starb 85jährig in

Rheydt, wo er jahrzehntelang einer der Hauptförderer der Heimatpflege war. Fd.

#### Karl Keller

Der Gelderner Oberstudien- direktor und langjährige Vorsitzende des Historischen Vereins für Geldern und Umgebung, Karl Keller, wurde für seinen Einsatz in der Heimatpflege und für seine vielen Veröffentlichungen zur geldrischen Geschichte mit dem

Rheinlandtaler ausgezeichnet. Fd.

#### Gesellschaft Verein

Auf das stolze Alter von 160 Jahren konnte die Gesellschaft Verein zurückblicken. Bei der Morgenfeier, die aus diesem Anlaß stattfand, hielt der Vorsitzende des Vereins für Heimatkunde die Festansprache. Fd.

Gebe alte Heimat-  
hefte und Krefelder  
Heimatliteratur  
gegen alte Krefelder  
Ansichtskarten ab. —  
Kunstkarten und alte  
Ansichtskarten  
anderer Städte  
suche ich zu kaufen.

Ernst Köppen,  
Breiten Dyk 51,  
4150 Krefeld.  
T 24601



**Krefeld-Uerdingen**  
Parkstraße 55

## ROSTEK & PESCH

**STAHLBETON-  
UND INDUSTRIEBAU**

Telex: 853 836      Telefon: 4 79 65

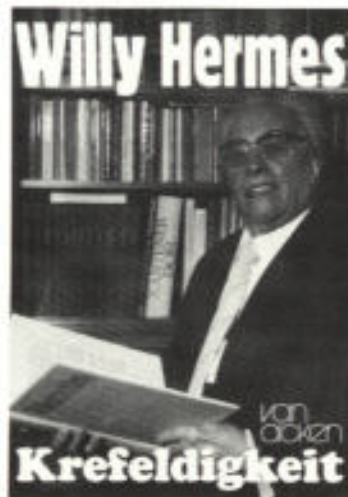


Güteschutz RAL  
Beton B I



## Fabritianum

Am 1. November hieß es „350 Jahre Höhere Schule in Uerdingen“. Am Anfang dieser langen und wechselvollen Geschichte steht eine Urkunde vom 1. November 1931, mit der die Testamentsvollstrecker des aus Uerdingen stammenden Kölner Weihbischofs Laurentius Fabritius eine Lateinschule in der Rheinstadt errichteten. Das in dieser Tradition stehende Gymnasium Fabritianum darf sich damit als älteste Höhere Schule der Gesamtstadt verstehen. Fd.



Erhältlich in den Krefelder Buchhandlungen

das Center mit der ganz großen Auswahl

Neu- und Gebrauchtwagenschau auf 3.500 qm



KREFELD - FISCHELN,  
HANNINXWEG 54  
RUF 3016 33

Führendes Leiter- und  
Stahlrohrgerüstbau-Geschäft für:

- Fassaden-
- Kirchen-
- Saal-
- Rüstungen

GEGRÜNDET 1903 MONTAGE AM GANZEN NIEDERRHEIN - REFERENZEN ERSTER FIRMIEN

*Herbert Hahn Malermeister*

Wir führen für Sie gerne sämtliche Materialarbeiten aus, einschließlich vieler Spezialarbeiten, wie:

moderne Anstrichtechniken  
Tapezierarbeiten aller Art  
Raumgestaltung  
Vergoldungsarbeiten  
Kunststoffbeschichtungen

Fassadenreinigung mit Imprägnierung  
Fassadenbeschichtungen  
Wärmedämmbeschichtung  
Industrieanstrich  
Verglasungen

Beratung in allen fachlichen Fragen und Angebote kostenlos und unverbindlich.

4150 Krefeld 1 - Bogenstraße 7 - Tel. 0 21 51 / 2 27 68



# Die Autoren

- Msgr. Dr. Rudolf Besouw, Studiendirektor i. R., Von-Itter-Platz 8,  
4150 Krefeld  
Ludwig Blum, Stadtoberammann i. R., Dahlerdyk 61,  
4150 Krefeld  
Werner Böcking, archäolog. Zeichner, Erprather Weg 32,  
4232 Xanten  
Bernd Erich Brinkmann, Oberstudienrat, Mommsenstr. 8,  
4152 Kempen 1  
Otto Brües †  
Fedor Eberlein, Architekt, Krüsemannstr. 31, 4150 Krefeld  
Jakob Engels, Butschenweg 47, 4060 Viersen-Süchteln  
Aletta Eßer, Auf dem Dudel 33,  
4100 Duisburg-Rheinhausen-Oestrup  
Dr. Reinhard Feinendegen, Oberstudiendirektor,  
Gertrudisstr. 14, 4150 Krefeld-Bockum  
Dr. Friedrich Gorissen, Tiergartenstr. 41, 4190 Kleve  
Dipl.-Ing. Rolf-Bernd Hechler, Gutenbergplatz 5, 4150 Krefeld  
Leonhard Jansen, Borner Str. 70, 4057 Brüggen  
Günter Janß, Pfarrer, Westwall 42, 4150 Krefeld  
Arthur Klein, Tenderingstr. 7, 4150 Krefeld  
Paul Kleinewefers, Gneisenastr. 104, 4150 Krefeld  
Ernst Köppen, Breiten Dyk 51, 4150 Krefeld  
Dr. Otto-Eugen Lacour, Büchereidirektor, Theaterplatz 2,  
4150 Krefeld  
Hannes Martens †  
Franz Nießen, Pastor, Ahornstr. 1, Oratorium d. Philipp Neri,  
5100 Aachen  
Georg Opdenberg, Dionysiusstr. 166, 4150 Krefeld  
Theodor Plückebaum, Marienburger Str. 42, 4130 Moers-Kapellen  
Kurt Rehnelt, Ing. chem., Marconistr. 9,  
4000 Düsseldorf-Holthausen  
Professor Dr. Werner Ross, Franz-Reber-Weg 2, 8000 München 71  
Dr. Guido Rotthoff, Stadtarchivdirektor, Luth.-Kirch-Str. 27,  
4150 Krefeld  
Walter H. Rueb, Baumschulallee 41, 5300 Bonn 1  
Roland F. Schlüter, c/o Presseamt der Stadt,  
Von-der-Leyen-Platz 1, 4150 Krefeld  
Manfred Schmid, Steinstr. 227, 4150 Krefeld  
Dr. Walter Schmitt, Deutschherren Str. 92 III,  
5300 Bonn-Bad Godesberg  
Ernst Schraetz, Am Wehrspick 28, 4150 Krefeld-Hüls  
Theo Schultes, Justizamtsrat a. D., Marktstr. 76, 4150 Krefeld  
Günter Schwabe, Grenzstr. 122, 4150 Krefeld  
Paul Stüben, Pastoriusstr. 137, 4150 Krefeld-Linn  
Dr. Hans Vogt, Beigeordneter, Joseph-Görres-Str. 26,  
4150 Krefeld-Uerdingen  
Fritz Edmund Wagemann, Renoisstr. 16, 5300 Bonn 1  
Theo Wierichs, Drügstr. 7, 4150 Krefeld-Hüls  
Renate Wilkes, Friedrich-Ebert-Str. 383, 4150 Krefeld



# Quellen- und Bildnachweis

Der Artikel von Professor Dr. Werner Ross: „Eine rheinische Jugend“ erschien in mehreren Folgen erstmalig im Frühjahr 1980 in der „Süddeutschen Zeitung“.

Der Artikel von Walter H. Rueb: „Fritz Huhnen — ein Kind der Rheinischen Sezession“ erschien erstmalig in Ausgabe D der „Welt“ am 24. Juli 1981.

Sowohl der Redaktion der „Süddeutschen Zeitung“, München, als auch der Axel Springer Verlag AG, Verlagsleitung „Die Welt“, Bonn, danken wir herzlich für die Nachdruckerlaubnis.

- |                 |   |                       |             |  |
|-----------------|---|-----------------------|-------------|--|
| R. Wilkes       | Abb. S. 6 Bildstelle der Stadt Krefeld  | H. Stoffels           | Abb. 1 u. 2 | aus: Bach, R. (1949): Festschrift zum 95jährigen Bestehen des städtischen Orchesters; Krefeld. |
| W. Ross         | alle Abb. Archiv Rheinische Post  | R. F. Schlüter        | Abb. 1      | Bildarchiv der Stadt Krefeld   |
|                 | Abb. 1-4, 7 u. 8:   | O.-E. Lacour          | Abb. 2 u. 3 | Stadtbildstelle Krefeld  |
|                 | Archiv Uerdinger Heimatbund   | O. Brües              | Abb. 1-3    | Stadtarchiv Krefeld  |
| Th. Schultes    | Abb. 5 u. 6 Dr. E. Feinendegen †  |                       | Abb. 1      | Stadtarchiv Krefeld  |
|                 | Abb. 1 Archiv Verein für Heimatkunde, Krefeld   | H. Vogt               | Abb. 2      | Industrie- und Handelskammer Mittlerer Niederrhein, Krefeld                                    |
|                 | Abb. 2 u. 3 Stadtarchiv Krefeld   |                       | alle Abb.   | Vermessungs- und Katasteramt der Stadt Krefeld   |
|                 | Abb. 4-6 Th. Schultes, Krefeld  | F. Gorissen           | Abb. 1      | Sammlung Dr. R. Feinendegen, Krefeld-Bockum  |
| R.-B. Hechler   | Abb. 1-3, 6-10, 12, 17-21 u. 24-26  | G. Schwabe            | Abb. 1      | Medienzentrum des Kreises Viersen  |
|                 | R.-B. Hechler, Krefeld  |                       | Abb. 2 u. 5 | in Familienbesitz  |
|                 | Abb. 4, 5, 14, 15 u. 22   |                       | Abb. 3      | E. Brüning, Bildstelle Stadtarchiv Krefeld   |
|                 | Karl Gransier, Krefeld  | M. Schmid             | Abb. 4      | Bildstelle, Stadtarchiv Krefeld  |
|                 | Abb. 11, 13, 16 u. 23   | F. Eberlein           | alle Abb.   | s. S. 121  |
|                 | Stadtarchiv Krefeld   |                       | Abb. 1-3    | Stadtarchiv Krefeld  |
| R. Besouw       | Abb. 1  |                       | Abb. 4      | F. Eberlein, Krefeld   |
|                 | aus: Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Bd. 23, S. 674                                      | P. Kleinewefers       | Abb. 5      | Dr. O. Burghardt, Krefeld-Bockum   |
|                 | Abb. 2  | G. Rothhoff           | Abb. 1-4    | Stadtarchiv Krefeld  |
|                 | aus: a.a.O., Bd. 2, S. 475  |                       | Abb. 1      | Kunstauktionshaus Dr. Fritz Nagel, Stuttgart   |
|                 | Abb. 3  | K. Rehnelt            | Abb. 1 u. 2 | K. Rehnelt, Düsseldorf-Holthausen  |
|                 | aus: W. Spael: Das Katholische Deutschland im 20. Jahrhundert; Würzburg (Echter)          | W. Böcking            | Abb. 1      | aus: Das Werk, H. 10, Okt. 1929. — [Titelblatt]  |
|                 | Abb. 4  |                       | Abb. 2      | aus: Düsseldorf Nachrichten v. 17. 1. 1932   |
|                 | Frau Elisabeth Spix, Mönchengladbach-Giesenkirchen  |                       | Abb. 3      | aus: Die Wacht, März 1932  |
|                 | Abb. 5  |                       | Abb. 4-8    | W. Böcking, Xanten   |
|                 | Frau Helga Reinholz, Saarburg   |                       | Abb. 9      | Hildegard Diekmann   |
|                 | Abb. 6  | F. Nießen             | Abb. 1      | aus: Die Heimat, 49; Krefeld 1978, S. 126  |
|                 | Archiv der Norddeutschen Provinz des Jesuitenordens, Köln                                 |                       | Abb. 2      | Pfarrarchiv St. Peter, Krefeld-Uerdingen   |
|                 | Abb. 7  | L. Blum               | Abb. 1      | Sammlung L. Blum, Krefeld  |
|                 | aus: Rudolf Morsey: Zeitgeschichte in Lebensbildern, Bd. 1 (M. Grünewald); Mainz          | W. H. Rueb            | Abb. 1      | Archiv Krefelder Kunstverein   |
| G. Janß         | Abb. 1-3  | E. Köppen             | Abb. 1-3    | Stadtarchiv Krefeld  |
|                 | G. Janß, Krefeld  | E. Schraetz           | Abb. 1-7    | E. Schraetz, Krefeld-Hüls  |
|                 | Abb. 4  | G. Opdenberg          | Abb. 1-4    | G. Opdenberg, Krefeld  |
|                 | aus: Grundzüge der Geschichte, Bd. 2, Frankfurt (Diesterweg) 1966                         | P. Stüben             | Abb. 1      | P. Stüben, Krefeld-Linn  |
|                 | Abb. 5  | A. Klein              | Abb. 1      | Sammlung A. Klein, Krefeld   |
|                 | aus: Fleming (1726): Der vollkommene teutsche Soldat; Leipzig                             | Personalien/ Jubiläen | Abb. 1      | Sammlung Tapper, Krefeld-Bockum  |
|                 | Abb. 6  |                       |             |  |
|                 | Archiv Gerstenberg, Frankfurt   |                       |             |  |
|                 | Abb. 7  |                       |             |  |
|                 | a.a.O.  |                       |             |  |
|                 | Abb. 8  |                       |             |  |
|                 | G. Janß, Krefeld  |                       |             |  |
| W. Schmitt      | Abb. 1 u. 2   |                       |             |  |
|                 | aus: Heinrich Nauen - Gedächtnisausstellung zum 100. Geburtstag. — Katalog; Krefeld 1980. |                       |             |  |
| B. E. Brinkmann | Abb. 1, 3 u. 4  |                       |             |  |
|                 | B. E. Brinkmann, Kempen   |                       |             |  |
|                 | Abb. 2  |                       |             |  |
|                 | Hafenamt Krefeld  |                       |             |  |



# Schwänen Markt

## Einzigartig.

Wo finden Sie in Krefeld und Umgebung 68 Fachgeschäfte, Restaurants und Dienstleister unter einem Riesendach? SchwänenMarkt – ein Name für 1000 Einkaufswünsche. Ein Treffpunkt für alle Krefelder und Einkaufskrefelder. Modern, sympathisch, attraktiv, preisaktiv.

Nun ist der Schwänenmarkt schon 5 Jahre Bestandteil der Innenstadt Krefelds. Man schätzt ihn, man liebt ihn. Der SchwänenMarkt ist ein Treffpunkt in der Stadt geworden, — nicht nur zum Einkaufen. Die Krefelder Puppentheater-Tage fanden hier ein Zuhause und auch sonst ist immer viel los im SchwänenMarkt. Modenschauen, Sonntags-Matineen mit Chören, Musik- und Sportgruppen machen den SchwänenMarkt zum Platz des Miteinanders in der Stadt.

- 1 **Heinemann** Konditorei, Coniserie, Café-Restaurant
- 2 **Prénatal** Alles für Mutter und Kind
- 3 **Exquisites International**
- 4 **Berber-Teppiche** Jürgen Tönsmann
- 5 **Tandy Radio Shack** Alles für HiFi, Stereo und Elektronik
- 6 **Tea-Laden**
- 7 **Karten-Truhe** Glückwunschkarten und Geschenke
- 8 **Lederchic** Lederwaren und Schirme
- 9 **Hosen Leonhardt** Fachgeschäft für Anspruchsvolle
- 10 **Ten Tours Reisebüro** Ihr freundlicher Reiseberater
- 11 **alca-Moden** (früher P & G)
- 12 **Pronuptia de Paris** Brautsalon - Exquisite Abendgarderobe
- 13 **Friedrich v. Kloeden** Spielwaren und pädagogische Lehrmittel
- 14 **Hobbythek** Modellbaubedarf
- 15 **bus stop**
- 16 **La Sorpresa** Geschenkartikel, Lampen, keramische Accessoires
- 17 **Castle Inn** Gemütliche, altenglische Burgkneipe, Restaurant
- 18 + 19 **Buderath** Alte Kunst im neuen Glanz
- 20 **Schatulle** Schön gefäbte Edelsteine
- 21 **Snick-Snick-junior**
- 22 **Brote** Fachgeschäft für Glas und Porzellan
- 23 **Nota** Schuhreparaturen, Schlüssel
- 24 **Wilhelm Müller** Spezialität Kräuterbonbons
- 25 **Schmuck + Keramik** Gold- und Silberschmuck, Boon-Keramik, handgearbeitet
- 26 **Markt-Schänke** Rhenania am Markt
- 27 **Woll- und Handarbeitsstube**
- 28 **Ital. Eiscafé Venezia**
- 29 **Käseglöcke**
- 30 **Stadtbäckerei** Partner des Geschmacks
- 31 **Stein's Schinkenstube** Schinken-, Wurst- und Käsespezialitäten
- 32 **Sahara Basar** Folklore
- 33 **Zoo-Shop** Tehrani
- 34 **Katja-Timotea Boutique** Hochmodische junge Damenoberbekleidung
- 35 **Forum** Coffee-Shop und English-Pub
- 36 **KRK Schallplatten**
- 37 **Musiccassetten Phono-Zubehör**
- 38 **Balloon** Sportswear, Jeans-Store, Boutique
- 39 **Sauberland** Schnellreinigung, 60-Minuten-Service
- 40 **Lädchen** Geschenk-Artikel
- 41 **Lädchen** Geschenk-Artikel
- 42 **Pro Foto** Foto-Fachgeschäft
- 43 **La Fleur** Aktuelle Mode für die Dame
- 44 **Blumenmarkt** Schnitt- und Topfblumen, Selbstbedienung
- 45 **Mühlensiepen Lotte-Toto-Bennquintett** Glückswahrsagen-Klassenlotterie, Tabakwaren, Zeitschriften
- 46 **Argentum** Erlesener Gold- und Silberschmuck
- 47 **Grande Italia** Ital. Spezialitäten, Pizzeria-Restaurant
- 48 **Krusperhäuschen** Süße Leckerbissen aller Art
- 49 **Elektro Schaffrath** Alle Elektrogeräte fürs Haus
- 50 **Hettlage** Damen-, Herren-, Kinderbekleidung
- 51 **Point Aigner & Antiquitäten**
- 52 **Hettlage Sportlepp**
- 53 **Schnell Pizza Barbara**

- 54 **Schnellfoto** Palfotos in schwarzweiß und color
- 55 **Gallischer Hahn** Käse-Wein-Feinkost Ihr Schlemmerparadies!
- 56 **Telefon-Laden**
- 57 **Snick-Snick** Schnelimbüß, Imbiß aller Art
- 58 **Form 2000** Glas in Resenzauswahl (Laden 63)
- 59 **Central Drogerie** Seit 75 Jahren in Krefeld ansässig (Laden 64)
- 60 **Salamander Schuhmarkt** (Laden 65)
- 61 **'b-Tel' SB-Copy-Shop** (Laden 68)
- 62 **Obstlädchen** Obst und Gemüse 1. Qualität (Laden 69)
- 63 **Flugbüro Schaffrath** Flugreisen worldwide (Laden 70)
- 64 **Gipi** Schallplatten und MCs (Laden 71)
- 65 **Die Bluse** Das Blusen-Fachgeschäft (Laden 72)
- 66 **Le Pichet** Fachgeschäft für internationale Weine u. Spirituosen (Laden 73)
- 67 **Video-Filmzentrum** (Laden 74)
- 68 **Krefelder Brotlädchen** Frisches aus der Backstube (Laden 75)



Bild oben rechts:  
Eröffnung der Krefelder  
Puppentheater-Tage  
am 4. 10. 1981

Bild oben links:  
Straßen-Modenschau im  
SchwänenMarkt am 30. 9. 1981

Bild rechts:  
Ausländertag mit Folklore und  
fremdländischen Köstlichkeiten  
am 26. 9. 1981





# Seine Milde macht ihn so bekömmlich.

Uerdinger - der Fein-Würzige Klare  
vom Nieder-Rhein.



Eisgekühlt  
genießen

Stammhaus  
1810  
gegründet  
1780

**Uerdinger**

Der Fein-Würzige Klare  
vom Nieder-Rhein.  
Mit der bekömmlichen Milde

**38% vol**

Für hervorragende, gleichbleibende Güte bürgen Sie  
und Unterschrift.

Melcher & Co.  
Uerdinger am Niederrhein

Beginnen Sie Ihren Feierabend mit  
einem eisgekühlten Uerdinger -  
vielleicht mit einem Bier dazu.  
Und entdecken Sie, wie mild und würzig  
ein Klarer schmecken kann.

**Uerdinger**

Ihr guter Freund unter den Klaren.